

BIBLIOTHECA
IBERO-AMERICANA

VERVUERT

Marianne Braig / Ottmar Ette
Dieter Ingenschay / Günther Maihold (Hrsg.)

Grenzen der Macht – Macht der Grenzen



***Lateinamerika im
globalen Kontext***

Braig/Ette/Ingenschay/Maihold (Hrsg.)
Grenzen der Macht – Macht der Grenzen
Lateinamerika im globalen Kontext



BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Veröffentlichungen des Ibero-Amerikanischen Instituts
Preußischer Kulturbesitz
Band 105

BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Marianne Braig / Ottmar Ette
Dieter Ingenschay / Günther Maihold
(Hrsg.)

Grenzen der Macht – Macht der Grenzen

Lateinamerika im globalen Kontext

Vervuert Verlag · Frankfurt am Main

2005

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Vervuert Verlag, Frankfurt am Main 2005
Wielandstr. 40, D-60318 Frankfurt am Main
info@iberoamericanalibros.com
www.ibero-americana.net

ISSN 0067-8015
ISBN 3-86527-246-0

Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Michael Ackermann
Umschlagbild: Mariano Procopio
Gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier
gemäß ISO-Norm 9706
Satz: Anneliese Seibt, Ibero-Amerikanisches Institut PK

B-45.114-2005
Printed in Spain

INHALT

Die Herausgeber

Vorwort..... 7

Walther L. Bernecker

Staatliche Grenzen – kontinentale Dynamik. Zur

Relativität von Grenzen in Lateinamerika 11

Günther Maihold

Die neue (Ohn-)Macht der Grenze: Mexiko-USA 39

Dieter Ingenschay

Pepsicoatl, Nation of Aztlán und New World Border.

Problematisierung, Hybridisierung und Überwindung

der *mexicanidad* im Lichte der Kultur der *chican@s* 77

Vittoria Borsò

Machtgrenzen und Körperschwellen. Zur performativen

Macht des Populären in der Literatur und Massenkultur

Mexikos (Rulfo, Monsiváis, Poniatowska) 103

Ottmar Ette

Von Inseln, Grenzen und Vektoren. Versuch über die

fraktale Inselwelt der Karibik 135

Marianne Braig/Christian U. Baur

Mexikos Süden: Grenzüberschreitungen und die

Schleusen hemisphärischer Sicherheit 181

Stefan Rinke

Grenzwahrnehmungen – Grenzüberschreitungen: Selbst-
und Fremdbilder in der Geschichte der Beziehungen
zwischen den Amerikas 207

Autorinnen und Autoren 239

Vorwort

Im Zuge der Globalisierung bewegen sich nicht nur Individuen über Grenzen hinweg, bilden untergründige Pfade aus und schaffen neue Territorialitäten, die neben nationalstaatlichen bestehen. Ihr Gepäck ist auch ein kulturelles, das jenseits von allen Zollbestimmungen relevant wird für die nationalstaatlich geprägten politischen Kulturen, Öffentlichkeiten und Geostrategien. Unter der Thematik "Grenzen der Macht – Macht der Grenzen" werden derzeit nicht nur äußerst faszinierende und anregende Debatten geführt, sondern auch Paradoxien aufgezeigt. Globalisierungs-, Entgrenzungs- und Deterritorialisierungsprozesse werden von Polarisierungs- und Abkopplungstendenzen sowie Re-Territorialisierung und Re-*Bordering* begleitet. Stets wurde die Konstruktion einer homogenen Nationalkultur durch die Entstehung von transnationalen Räumen und transkulturellen Bewegungen untergraben. Doch nun gerät das gesamte Verhältnis von Raum und Kultur in Bewegung.

Mit Blick auf Lateinamerika, einem privilegierten Ort als Labor der Moderne, wird in den folgenden Beiträgen den Fragen nachgegangen: Welches sind die verschiedenen Grenzformationen, Grenzlinien, Grenzzräume, Entgrenzungen, die wir in Lateinamerika vorfinden und die weitreichende Veränderungen erfahren? Inwieweit lassen sich die Grenzformationen jenseits ihrer jeweiligen Stabilität oder Instabilität und jenseits ihrer nationalstaatlichen Territorialität als dynamische Konstruktionen verstehen, welche der Subkontinent hervorbringt bzw. in welche er oder einzelne Fragmente einbezogen werden? Wie lassen sich die Grenzüberschreitungen und Wanderungsbewegungen nicht allein der Menschen, sondern auch ihrer Imaginationen, ihrer kulturellen Produktionen, ihrer konzeptionellen und normativen Vorstellungen, ihres Wissens und ihrer Erfahrungen beschreiben? Welches sind die körperlichen Inszenierungen, Symbole und Metaphern, aber auch karikierenden Bilder des Anderen, die wir auf die Reise schicken und in unterschiedlichen Genres ausdrücken? Dies sind Fragen, die aus verschiedenen disziplinären Perspektiven (Geschichts-, Literatur-, Kultur- und Sozialwissenschaften) im Folgenden am Beispiel unter-

schiedlicher und sich wandelnder Grenzformationen in den Amerikas diskutiert werden.

Nach wie vor sind es in erster Linie nationalstaatliche Grenzen, die die territoriale Differenzierung Lateinamerikas formal bestimmen; Grenzen, die sich bis in die Zeit der Unabhängigkeitserklärungen und darüber hinaus zurückverfolgen lassen. Doch wie schon zur Kolonialzeit werden die jeweiligen Gebietsherrschaften tagtäglich unterlaufen. Durch unterschiedliche Wanderungsbewegungen und Grenzüberschreitungen werden Schleusen geschaffen und neue oftmals aterritoriale Räume etabliert. Obwohl nach wie vor Institutionen – gerade auch im kulturellen Bereich – existieren, wie die nationalen Literaturen und andere Kulturproduktionen, die in ihren jeweiligen nationalen Territorien die symbolischen Güter bestimmen, entwickeln sich zugleich und in immer stärkerem Maße Literaturen ohne festen Wohnsitz, die ihren Kanon jenseits der nationalen Grenzen und ihres linguistischen Erbes etablieren.

Eine transkulturelle Perspektive, wie sie in diesem Sammelband vorgeschlagen wird, ermöglicht die Veränderung des Verhältnisses von Kultur und Raum zu erfassen, welche für das Verständnis sich wandelnder Raumkonstruktionen grundlegend ist. Dabei kann es nicht bei einer konzeptuellen Entkoppelung bleiben, vielmehr soll versucht werden, die Hierarchie zwischen Raum und Kultur konzeptuell zu invertieren: An die Stelle der Basis- und Bezugsgröße 'Raum' tritt die der 'Kultur'. Damit wird der Blick frei für Entstehungsprozesse neuer Territorialitäten. Die Beiträge zu Migration, Diaspora, Grensräumen bzw. *borderland* zeigen, wie sich immer wieder neue, von den nationalen Kulturen unterschiedene kulturelle Räume, Vernetzungen, Resonanzen und Wechselbeziehungen herausbilden, die sich in sich wandelnden hemisphärischen Konstruktionen niederschlagen.

Die beschleunigten Prozesse von Hybridisierung und Fragmentierung ermöglichen chronotopische Entwicklungen, die durch fraktale Strukturen gekennzeichnet sind und die nicht-kontemporäre, politische, historische und kulturelle Prozesse in Beziehung setzen. Aufgrund der verschiedenen Phasen der beschleunigten Globalisierung, die gerade Lateinamerika kennzeichnen, kann der (Sub)kontinent als paradigmatisches Modell dienen, anhand dessen die widersprüchlichen Prozesse – die zugleich die Grenzen der Macht und die (Gegen-)

Macht, die sich nicht aufhalten lässt, diese zu überwinden – untersucht, verstanden und konzeptualisiert werden.

Der vorliegende Sammelband ist aus der ersten interdisziplinären Ringvorlesung des Forschungsverbundes Lateinamerika Berlin-Brandenburg (ForLaBB) hervorgegangen. Diesem Verbund gehören sowohl Wissenschaftler/innen als auch wissenschaftliche Institutionen der Region an (das Iberoamerikanische Institut, die Universität Potsdam, die Humboldt Universität und die Freie Universität), die sich mit verschiedenen Fragen und aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen (wie Anthropologie, Politikwissenschaft, Soziologie, Literatur- und Kulturwissenschaften, Geschichte, Philosophie und Geographie) mit den lateinamerikanischen Welten befassen. Aus einer inter- und transdisziplinären Perspektive organisiert der Verbund Forschungsprojekte, internationale Symposien und Konferenzreihen. Der erste Zyklus von Ringvorlesungen, die seit dem WS 2003/2004 regelmäßig an den verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen durchgeführt werden, ist in diesem Sammelband dokumentiert. Für die engagierte Betreuung dieser Publikation danken wir Anja Helling.

Die Herausgeber

Walther L. Bernecker

Staatliche Grenzen – kontinentale Dynamik. Zur Relativität von Grenzen in Lateinamerika

Grenzen hatten und haben in Lateinamerika, wie auch in anderen Teilen der Erde, nach wie vor ihre große Bedeutung, und zu den zahlreich vorhandenen kommen täglich neue hinzu. Staaten oder Staatenbünde markieren auch im 21. Jahrhundert ihre Grenzen noch in geradezu atavistischer Weise mit Mauern, Zäunen und Stacheldraht – etwa die Außengrenze des Schengener Raums, die Grenze zwischen Israel und den Palästinensergebieten oder die vielfach gesicherte Grenze entlang dem Río Bravo zwischen Mexiko und den USA. Und trotzdem: Die Bedeutung von Grenzen ist heute in vielfacher Weise zu relativieren. Sie bestehen zwar fort, und gerade die lateinamerikanischen Staaten haben seit ihrer Unabhängigkeit an den aus der Kolonialzeit ‘ererbten’ Grenzen weitgehend festgehalten. Es entwickelte sich geradezu ein Fetischismus in der Betonung nationaler Grenzen. Die wahren Grenzen der Entwicklung aber verliefen und verlaufen nicht am Saum der Nationalterritorien, sondern innerhalb der Staaten oder über Staatsengrenzen hinweg.

Rechtshistoriker haben die Grenze als “Musterbeispiel der normativen Kraft des Faktischen” bezeichnet. Es gibt, so sagen sie, keine allgemeinen, festen Regeln der Grenzziehung. Vielmehr sind Grenzen das Ergebnis von Einzelakten, die über ihren Geltungsanspruch für die Allgemeinheit zu Allgemeinverfügungen werden. Grenzziehung ist ein willkürlicher Akt, der ein Faktum schafft, das Rechtswirkung zur Folge hat. In jedem Fall sind Grenzen nicht einfach natürlich vorgegeben. Auch ‘natürliche’ Grenzen müssen zu solchen erklärt werden. Zudem sind sie selten durchgängig; sie müssen ergänzt werden, was zu künstlichen Grenzen führt. Es stellt sich also die Frage, wie Grenzen gebildet, welche Interessen und Motive dabei wirksam wurden und zu einem Allgemeinanspruch einer bestimmten und nicht einer anderen Grenze führten (Marchal 1996: 11-25).

Der folgende Beitrag ist dreigeteilt. Im ersten Teil geht es um das Grenzkonzept im Sinne der US-amerikanischen *frontier* und um die Anwendbarkeit dieses Begriffs auf Iberoamerika. Im zweiten Teil wird die Entwicklung der Grenzen in Iberoamerika im ursprünglichen, räumlichen Sinne des Begriffs skizziert: als Punkt der äußersten Erstreckung eines Territoriums, das durch seinen Namen bestimmt ist und somit Identität besitzt. Eine Grenze lässt sich demnach nicht ohne Bezug auf die Räume erläutern, die sie teilt; ein Raum wiederum lässt sich nicht ohne Bezug auf die Grenzen beschreiben, die ihn von seinem Umland trennen. Trennung und Teilung aber sind Machttakte (Demandt 1990: 9-32). Im dritten Teil werden aktuelle Entwicklungen und Probleme im lateinamerikanischen Kontext diskutiert, die eine kontinentale Dynamik aufweisen und damit die Bedeutung staatlicher Grenzen deutlich relativieren.

1. Das Konzept der *frontier* und seine Anwendbarkeit auf Iberoamerika

Als Frederick Jackson Turner 1893 die Bedeutung der US-amerikanischen *frontier* für die Entwicklung der USA darlegte, schuf er mit dieser Interpretation die Grundlage für den US-amerikanischen Mythos schlechthin. Die *frontier* war für Turner eine westwärts wandernde Grenze in den USA, die Zivilisation und Wildnis trennte. An dieser Grenzscheide mussten die europäischen Einwanderer ihre tradierten Lebensformen überwinden, um sich im Kampf gegen eine feindliche Natur behaupten zu können. Während die *frontier* weiter westlich schritt, wurden die ehemaligen *frontier*-Gebiete von nachrückenden Migranten aus dem Osten der USA bevölkert. Mit der dauerhaften Besiedlung der ehemaligen *frontier*-Gebiete entstand aber nicht ein Abbild der Gesellschaft des amerikanischen Ostens oder gar Europas; vielmehr hatte die Grenzerfahrung Individualismus, Eigeninitiative und die Fähigkeit stimuliert, fernab von staatlicher und ökonomischer Regulierung Improvisationstalent zu beweisen. Damit wurden gleichsam die Grundlagen einer selbstverantwortlichen, demokratischen Gesellschaft gelegt. Das Fortschreiten der *frontier* war nach Turner ein Prozess, der sowohl die demokratische Entwicklung förderte als auch durch das Verschmelzen der europäischen Einwanderer den 'Amerikaner' und durch eine stetige Erneuerung der Nation ein im-

menses Regenerationspotential schuf, das half, soziale Spannungen zu entschärfen. Die Turner-Thesen betonten die Singularität der USA und bedeuteten damit eine Abgrenzung des Landes gegenüber Europa. Unausgesprochen grenzte Turner die USA aber auch gegenüber dem lateinamerikanischen Subkontinent ab; seine Thesen unterstrichen letztlich durch das völlige Ausblenden Lateinamerikas indirekt die Entwicklungsdivergenzen zwischen den beiden Amerikas (Turner 1985; 1986).

Alistair Hennessy hat in den 1970er Jahren die Turner-Thesen auf Lateinamerika angewandt, sie allerdings nicht umstandslos übertragen; vielmehr hat er die Perspektiven der *frontier*-Problematik erweitert. Hennessy definiert die *frontier* in Lateinamerika nicht als Linie oder linearen Prozess, sondern als komplexe, überlagerte Situation aus Erfahrungen, Transaktionen und Wandel, die eine klare Unterscheidung zwischen Weißen und Indianern, besiedelten und unbesiedelten Gebieten, imperialistischen Außenposten und autonomen Gemeinschaften nicht zulässt (Toennes 1998: 281-300).

Der lateinamerikanische Typus – so Hennessy – sei eine “*frontier of inclusion*”, eine einbeziehende Grenze, die sich durch hohe Vermischung der Ethnien auszeichne. Analyse Kriterien waren die Arbeitsorganisation, die geographischen Begebenheiten, die frühkoloniale Vergangenheit, die Bedeutung kapitalistischer Durchdringung. Vor dem Hintergrund dieser Kriterien definierte er eine Reihe von *frontier*-Typen, und somit von Erschließungsgrenzen, in Lateinamerika: die Missionsgrenze als frühkolonialer Außenposten der Religionsorden; die Indianergrenze, deren Ausprägung von der Lebensweise der indigenen Bevölkerung abhing; die *maroon*-Grenze als Ergebnis des Sklavenhandels; Bergbau-, Vieh- und Kautschukgrenze; die anglo-hispanische Grenze als Ergebnis zweier kollidierender Grenzen zwischen Mexiko und den USA; schließlich die politische Grenze als Ergebnis der Unabhängigkeitskriege zwischen den neu entstandenen Staaten.

Ein wichtiges Ergebnis der Untersuchung Hennessys lautet, dass in Lateinamerika die *frontier*-Erfahrung nicht zum Entstehen einer ländlichen Mittelschicht beigetragen hat. Die Gründe dafür liegen im Erbe der Kolonisation. Verstärkt wurde dies noch durch die Landpolitik in der postkolonialen Entwicklung Lateinamerikas, als Landerwerb für die neuen Eliten Prestigegewinn und zugleich Schutz vor Inflation

bedeutete. Die Folgen dieser Entwicklung stellten bis in die Gegenwart eine immense Entwicklungsblockade dar, denn die ineffektive Landwirtschaft war kaum in der Lage, die Versorgungsbedürfnisse der Bevölkerung zu gewährleisten, und umgekehrt konnte eine solche Landwirtschaft kaum als Absatzmarkt für die Industrieproduktion funktionieren. Die ökonomische Rückständigkeit bedeutete aber auch eine soziale und politische. So konnte in Lateinamerika die *frontier*-Erfahrung keinen fruchtbaren Boden für eine demokratische Entwicklung bilden. Vielmehr bedingte die traditionelle Dichotomie zwischen Stadt und Land, zwischen 'Zivilisation' und 'Barbarei' die politische und ökonomische Fragmentierung in den neuen unabhängigen Staaten, was wiederum den politischen Despotismus – etwa in Form des *caudillismo* – förderte. Die lateinamerikanischen *frontier*-Gesellschaften konnten keinen nationalen Mythos wie in den USA entstehen lassen (Toennes 1998: 287f.).

Soweit die Zusammenfassung der Thesen von Alistair Hennessy. Als besonders wertvoll an diesem Ansatz ist festzuhalten, dass die komparative *frontier*-Analyse in der Lage ist, aus der komplexen historischen Entwicklung Lateinamerikas vergleichbare Grundstrukturen zu isolieren. Allerdings sollte man nicht soweit gehen, dass man die Entwicklungsdivergenzen zwischen den beiden Amerikas mittels der *frontier*-Problematik erklären will, denn damit würde man die ideologischen Aspekte der Turner-Thesen, auf Lateinamerika angewandt, negativ fortschreiben. Vor Jahren schon ist das "Scheitern der großen Theorien" festgestellt worden (Menzel 1992); die Beschäftigung mit der *frontier* kann allenfalls Teilergebnisse liefern. Man sollte sich davor hüten, Entwicklungsdivergenzen zwischen Zentrum und Peripherie oder zwischen Norden und Süden ausschließlich mittels einer *frontier*-Analyse erklären zu wollen.

Turners "wandernde Grenze", die *frontier*, ist etwas grundsätzlich anderes als eine Linie, die Staaten trennt. Die *frontier* ist als ein in Bewegung befindlicher Überleitungsprozess zu verstehen, der sich in der Auseinandersetzung der Zivilisation mit der Wildnis vollzieht. 1932 wies Herbert E. Bolton in seinem Vortrag über "The Epic of Greater America" auf die Gemeinsamkeiten in der geschichtlichen Entwicklung der amerikanischen Nationen hin; dabei machte er auf das allen Völkern des Kontinents gemeinsame *frontier*-Erlebnis aufmerksam. Seither, so ließe sich argumentieren, gibt es das historisch-

methodologische Problem der 'Grenze' in Lateinamerika (Hanke 1964). Über der Suche nach Gemeinsamkeiten unter dem Turnerschen *frontier*-Konzept geriet allerdings für längere Zeit eine zentrale Frage an den Rand des Interesses, nämlich ob überhaupt Gemeinsamkeit oder nicht vielmehr Unterschiedlichkeit für das Verhältnis und die Entwicklung von Anglo- und Lateinamerika konstitutiv war. Vieles spricht dafür, dass die augenscheinliche Entwicklungsdivergenz von Anglo- und Lateinamerika mit einem *frontier*-Ansatz nicht analysiert werden kann. Will man der Vielfalt und Bedeutung von Grenzen für Iberoamerika gerecht werden, so wird der Historiker auf die Einzeluntersuchung mit empirischer Arbeitsweise und unter Verzicht auf Deduktionen verwiesen (Wolff 1965: 429-438).

Johann D. Hellwege hat jedoch darauf hingewiesen, dass ein idealtypisch verwendetes *frontier*-Gesellschaftsmodell durchaus Bestandteil eines Vergleichs sein kann, der das Ziel verfolgt, gegenüber der US-amerikanischen die Besonderheiten der iberoamerikanischen Entwicklung herauszuarbeiten. Ausgehend von einer "kolonialen Situation" als struktureller Gemeinsamkeit von Anglo- und Iberoamerika muss danach gefragt werden, welche realhistorischen Abläufe im iberoamerikanischen Raum sich als ein funktionales Äquivalent zum Komplex *frontier* verstehen lassen. Zu berücksichtigen sind die jeweiligen Zeitumstände und die Raumbeschaffenheit (Hellwege 1976: 1-37).

Im Verlauf der Landnahme durch die Spanier und Portugiesen haben sich in Iberoamerika Grenzen ergeben, die keine Demarkationen oder Linien im Sinne moderner Staatsgrenzen darstellten. Fragt man nach den Rückkoppelungseffekten dieser Grenzen auf die jeweilige nationale Gesellschaftsentwicklung, so kann man lediglich feststellen, dass die Grenzen (ganz anders als im Turnerschen *frontier*-Modell unterstellt) nicht demokratisierend auf den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsprozess eingewirkt haben. Für einen sinnvollen historischen Vergleich bedarf es eines iberoamerikanischen Äquivalents in der Bewältigung der "kolonialen Situation". Hellwege sieht diesen Vergleichsgegenpart im Phänomen der *conquista*; er geht davon aus, dass die Nachwirkungen der *conquista* auf die Entwicklung im kolonialen Iberoamerika ähnlich massiv, aber in ganz anderer Funktion und Form gewesen sind, wie es für die Turnersche *frontier* in Nordamerika angenommen worden ist.

Die *conquista* war im Wesentlichen vor dem Ende des 16. Jahrhunderts abgeschlossen, wenn sich auch verschiedene 'Grenzen' und für die *conquista* typische Verlaufsformen und Mechanismen der Eroberung und Siedlung bis in die jüngste Vergangenheit verfolgen lassen. Die *frontier* begann demgegenüber erst im 17. Jahrhundert ihre zunächst sehr gemächliche Westwanderung und erlebte im 19. Jahrhundert kurz vor ihrer Beendigung noch einmal Höhepunkte. Katholische Spanier, vornehmlich aus Kastilien, prägten die *conquista*, während in der *frontier* das protestantisch-englische Element überwog. Die *conquista* ist durch eine völlig andere Expansionsrhythmik, durch in der *frontier*-Bewegung unbekannte Organisationsformen von Mensch und Kapital sowie letztlich durch andere Zielsetzungen charakterisiert. In nur 50 Jahren durchzogen Spanier große Teile Amerikas und nahmen riesige, gleichwohl nur ausgewählte Territorien effektiv in Besitz. Die angelsächsischen Kolonisten hatten nach 150 Jahren der Siedlung in Nordamerika demgegenüber gerade die in 500 km Entfernung von der Ostküste liegenden Berge erreicht.

Die Unterschiede zwischen Anglo- und Iberoamerika waren vielfältig: Die ersten englischen Siedler entschlossen sich zur Ausrottung der Indianer, denn diese waren weder zur Kooperation bereit oder in der Lage noch stellten sie sich als Arbeitskräfte zur Verfügung. In der Vorstellung, der amerikanische Boden sei 'frei', die Wildnis Niemandsland, entwickelte sich eine Rechtfertigungsideologie, wie sie für koloniale Situationen charakteristisch ist, die tendenziell auf die Errichtung einer Kolonialgesellschaft ohne Kolonisierte bzw. unter Ausrottung der Urbevölkerung abzielen. Die 'Primitivität' der Rechtstiteldiskussion in den nordamerikanischen Kolonien im Vergleich zur Debatte über die *Justos Títulos* in Spanien und Iberoamerika ist nicht weiter verwunderlich, denn sie war in Angloamerika gewissermaßen überflüssig.

Andererseits ist der Pionierfarmer, wie ihn Turner beschrieben hat, der in eine von Indianern zu säubernde Wildnis geht, um sich und seiner Familie eine Heimstatt zu schaffen, unter den Bedingungen des 16. Jahrhunderts auf der mexikanischen Hochebene oder in den Kernprovinzen des ehemaligen Inkareiches eine geradezu unmögliche Erscheinung. Die spanische Krone stellte ein den britischen Pionieren vergleichbares Verhalten im Übrigen auch unter Strafandrohung. Die klassische Phase der *conquista*, die Eroberung des Azteken- und des

Inkareiches, war bereits eine Phase, in der Ideale und Wertvorstellungen der *reconquista* der kolonialen Situation weitgehend adäquat waren, in die sich die Konquistadoren begaben. Neben der Beute und dem Gewinn in Form von Edelmetall, von Sklaven und Frauen lockte vor allem ein Leben als Herr über Land und Leute. Ein *repartimiento* bzw. eine *encomienda* wies den erfolgreichen *conquistador* aus.

Wie die Konquistadoren nicht als ausschließlich militärische Eroberer missverstanden werden sollten, so ist auch die *conquista* nicht als militärischer, der Kolonisation vorgeschalteter Gewaltakt anzusehen. Die *conquista* war bereits Kolonisation – verstanden als Gestaltung kolonialer Situation –, wie auch die Konquistadoren zugleich Kolonisatoren sein mussten. In den Regionen der vorkolumbischen indianischen Hochkulturen traten den Spaniern Indianer als zu Kolonisierende gegenüber, zu denen sich gerade deshalb Beziehungen aufnehmen ließen, weil sie im Vergleich mit Nomaden der großen Ebenen einen fortgeschritteneren Entwicklungsstand aufwiesen und bereits differenzierte Gesellschaften ausgebildet hatten, deren soziale Antagonismen von den Konquistadoren geschickt ausgenutzt wurden. Ausrottung oder Verdrängung wären in einer so gearteten kolonialen Situation ökonomischer Unsinn gewesen. Die direkte und indirekte Dienstbarmachung als Arbeitskraft und Tributzahler machte erst die Existenz einer europäischen Herrenschaft inmitten indianischer Massen möglich.

Die *conquista* war somit das Gegenteil einer freibäuerlichen Grenzexpansion im Stile der Turnerschen *frontier*. Ein Siedlerstrom von den Zentren in die Grenzzonen des spanischen Imperiums blieb aus, weil das Eingeborenensubstrat, das sich an den *conquista*-Rändern aufhielt, sich wahrscheinlich kaum in die Kolonialgesellschaft hätte einfügen lassen. Es ist kein Zufall, dass sich an diesen Rändern Indianersklaverei und Jesuitenreduktionen finden lassen. Möglicherweise entluden sich in dem in Iberoamerika schon im 16. Jahrhundert weit verbreiteten Vagabunden- und Bandenunwesen Kräfte, die in Angloamerika von der *frontier* absorbiert werden konnten. Im spanischen Imperium dagegen waren sie in gewissem Sinne auf eine 'innere Grenze' verwiesen, wenn sie aus der mit der *conquista* begründeten Kolonialgesellschaft entfliehen wollten. Indianergemeinschaften malträttierende, herumstreunende Spanier waren im 16. Jahrhundert eine Landplage. Ähnlich wie im *frontier*-Modell lässt

sich auch in der *conquista* beobachten, dass die einzelnen Unternehmungen vielfach der Entschärfung von Spannungen dienten. Zu diesem Zweck wurden bisweilen von der Kronbeamtenschaft auch *conquista*-Züge angeregt und angeordnet, um unruhige Elemente und potentielle Störenfriede abzuleiten. In der *conquista* ist die 'Grenze' im Sinne von 'freies Land' bzw. als von Indianern 'gesäuberter Boden' im wörtlichen und im übertragenen Sinne jedoch immer eine periphere Erscheinung geblieben. Verlockend waren vielmehr Regionen mit möglichst dichter indianischer Bevölkerung.

In klarem Gegensatz zur *frontier*-Hypothese hat das Geschehen an den Randzonen des spanischen Imperiums in Amerika und der im 19. Jahrhundert entstehenden lateinamerikanischen Staaten kaum nennenswerten Einfluss auf die politisch-administrative Gestaltung des Hinterlandes gehabt. Anders als in der *frontier*-Gesellschaft konnten sich in der dichotomischen *conquista*-Gesellschaft Herrschafts- und Gehorsamsverhältnisse sowie wirtschaftliche Macht und Abhängigkeit über die – durch den ethnischen Unterschied außerdem verschärfte – Distanz festschreiben. Es dürfte einen erheblichen Unterschied machen, ob man an der *frontier* die von einer Theorie individueller Rechte her definierte Freiheit des Individuums sich erweitern sieht, weil die europäischen ständegesellschaftlichen Privilegien und Institutionen zerfielen, oder ob Europäer der dichotomischen *conquista*-Gesellschaft unter weitgehender Bewahrung ständestaatlicher Privilegien und Institutionen die gegenüber den Eingeborenen zugewachsene Besserstellung als Befreiung und Erweiterung ihrer in Europa eng gesteckten Grenzen empfanden.

2. Die Grenzziehungen in Iberoamerika als Machttakte

Die Aufteilung der Erde in Verfügungs- und Zuständigkeitsbereiche bestimmter Gruppen oder Individuen gehört zu den Grundbedingungen der Geschichte. So auch in Iberoamerika. Zugleich verwirklicht sich die Geschichte der internationalen Beziehungen – mehr als andere Geschichte – im Raum. Die Staaten, zwischen denen sich internationale Beziehungen vornehmlich abspielen, sind selber Raumgrößen. Durch soziales und politisches Handeln, durch Macht und Information wurde Raum 'territorialisiert'.

Zwischen den Staaten wurden mit zunehmender Eindeutigkeit Staatsgrenzen gezogen: der sichtbarste Ausdruck von großräumiger Vergesellschaftung und rivalisierenden, sich gegenseitig ausschließenden Kontroll- und Loyalitätsansprüchen (Osterhammel 2000: 287-308).

Die Grenze ist die wichtigste Metapher des Räumlichen; Jean-Baptiste Duroselle zählt sie neben der Idee des Fremden und den (vor-)staatlichen Vergesellschaftungsformen zu den drei Grundelementen des Internationalen überhaupt (Duroselle 1992).

Häufig sind Grenzen das Ergebnis von Wanderungen, Eroberungen oder Kriegen, selten das Resultat gütlicher Einigung. Sie bezeichnen Linien, an denen Bewegungen zur Ruhe gekommen sind, wo Kraft und Widerstand ihren Ausgleich gefunden haben. Das Gleichgewicht allerdings ist selten stabil. Die erste Funktion von Grenzen war ihr Verbotscharakter. Grenzen haben aber auch schützende Wirkung, diese war ihre früheste positive Funktion. Der Wunsch nach Abgrenzung bezieht sich zumeist auf knappe und begehrte Güter. Solange die Erde noch dünn besiedelt war, erübrigten sich Grenzen. Später wurden dann Grenzen gezogen, um die Staatshoheit durchzusetzen und Streit zu vermeiden. Der Effekt war fast überall paradox: Nachdem sie gezogen waren, stritt man sich vornehmlich um eben diese Grenzen. Iberoamerika ist ein Paradebeispiel hierfür; die Geschichte der internationalen Beziehungen in diesem Subkontinent hat fortwährend mit Grenzen zu tun.

Am Anfang dieser Entwicklung war der Papst. Die von Christoph Kolumbus für die Krone Kastiliens 1492 in Besitz genommenen Ländereien in 'Westindien' wurden nach den Bestimmungen des Vertrages von Alcaçovas (1479) und nach der päpstlichen Bulle "Aeterni Regis" (1481) auch von Portugal reklamiert. Damit war vorauszusehen, dass es über die Besitztitel zu einem Konflikt zwischen den iberischen Staaten kommen würde. Unmittelbar nach der Rückkehr des Kolumbus nach Spanien bemühten sich die Katholischen Könige Isabella und Ferdinand deshalb um eine klare Abgrenzung der transatlantischen Gebiete und wandten sich 1493 an Papst Alexander VI., den sie um ähnliche Bullen ersuchten, wie es diejenigen waren, die Portugal vorweisen konnte. Die neuen Bullen sollten die spanischen Rechte auf die überseeischen Länder und Inseln sowie auf weitere Entdeckungen bestätigen (Kahle 1993: 2).

Die Bullen Papst Alexanders VI. aus dem Jahr 1493 waren Jahrhunderte lang umstritten; statt Streitigkeiten zu schlichten, lösten sie heftige Dispute und Kontroversen aus. Als sie ausgefertigt wurden, konnte weder die spanische noch die portugiesische Seite wissen, dass sie weitgehend über die Zukunft eines ganzen Kontinents entschieden. Für die Europäer war dieser Kontinent, Amerika, damals und noch für längere Zeit eine tatsächlich 'Neue Welt', von deren Existenz sie noch gar nichts wussten, gingen sie doch davon aus, Asien erreicht zu haben. Mit den Papstbulen von 1493 wurde die spanische Rechtsposition, die auf der Erstentdeckung, der faktischen Besitznahme und dem Willen zur Mission beruhte, insofern gestärkt und international abgesichert, als andere christliche Herrscher von diesen überseeischen Gebieten ausgeschlossen blieben. Während Zeitgenossen die weitreichenden Entscheidungen, die der Papst mit den Bullen traf, noch wie selbstverständlich akzeptierten, wurden diese später Ausgangspunkt heftiger spanischer und internationaler Auseinandersetzungen. Nachdem sich aus der Summe päpstlicher Entscheidungen des ausgehenden 15. Jahrhunderts eine derartige Spannungssituation im Kampf der Europäer um die kolonialen Räume ergeben hatte, führten diese Rivalitäten zu ständigen bewaffneten Konflikten, was anfangs nicht vorauszusehen war (Kahle 1993: 8).

In wahrscheinlich bewusst enger Auslegung der päpstlichen Bullen "Inter Caetera" und "Eximiae Devotionis" von 1493 – diese Bullen hatten noch keine Abgrenzung der Schifffahrts- und Entdeckungssphären im Atlantik zum Inhalt –, legten die Katholischen Könige in einer Bestätigung der Privilegien des Kolumbus dessen Befehlsbereich im Ozean (und damit auch den Machtbereich der spanischen Krone) auf den westlichen Teil einer angenommenen Linie fest, die von Norden nach Süden über die Azoren und die Kapverden führte. Da Portugal im Interesse seiner Afrikaschifffahrt dieser Linie nie seine Zustimmung gegeben hätte, was man in Spanien sehr genau wusste, erwirkten die Katholischen Könige von Alexander VI. eine weitere Bulle, in der die Abgrenzung der Interessensphären im Ozean festgelegt werden sollte. Diese Bulle legte eine Trennungslinie fest, die 100 Seemeilen westlich der Azoren und Kapverden verlief. Die Festlegung dieser Demarkationslinie ist häufig als eine durch den Papst erfolgte "Teilung der Welt" missverstanden worden. Jedoch wurde hier nur die Grenze gesetzt, an der die spanische Herrschaft über die

neu entdeckten und noch zu entdeckenden Länder und Inseln sowie über den Ozean enden bzw. beginnen sollte. Portugal oder anderen Staaten bzw. christlichen Herrschern wurden dabei keine 'Anteile' zugesprochen, lediglich die portugiesische Herrschaft über Afrika wurde noch einmal ausdrücklich anerkannt (Davenport 1917-1937).

Da der portugiesische König Johann II. keine Möglichkeit sah, erfolgversprechend gegen diese Bullen zu opponieren, ging es ihm in der Folgezeit vor allem darum, in zwischenstaatlichen Verhandlungen mit Kastilien eine günstigere Position zu erreichen, als die Papstbullen sie ihm zusprachen. Die Hauptverhandlungen zwischen Kastilien und Portugal verfolgten das Ziel, eine 'gerechte' Teilung des Ozeans zwischen den beiden Kontrahenten vorzubereiten. Dabei verfolgte Portugal vor allem das Ziel, die 100-Seemeilen-Grenze der Demarkationsbulle "Inter Caetera", die aus portugiesischer Sicht für den Afrikahandel zu enge Grenzen zog, beträchtlich zu erweitern. Die an einer gütlichen Einigung interessierten Katholischen Könige, die ihre schwachen Finanzkräfte nicht durch einen Krieg gegen Portugal überstrapazieren wollten, gaben schließlich nach. Im Juni 1494 kam es im Vertrag von Tordesillas schließlich zur Einigung. Zwischen dem spanischen und dem portugiesischen Machtbereich wurde eine von Pol zu Pol gedachte Teilungslinie vereinbart, die 370 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln verlief. Unbeschadet des bisherigen Besitzstandes, für den der Status quo galt, sollten alle Länder und Inseln östlich dieser Demarkationslinie zu Portugal und alle westlich davon gelegenen zu Spanien gehören; alle anderen von christlichen Herrschern regierten Staaten wurden explizit ausgeschlossen. Der Vertrag von Zaragoza (1529) legte schließlich noch für das asiatische Interessengebiet ebenfalls eine Demarkationslinie fest. Damit war die Teilung der Welt erfolgt (Kahle 1993: 9).

Vorerst waren beide Vertragspartner mit den in Tordesillas 1494 erreichten Vereinbarungen zufrieden. Später hat die portugiesische Geschichtsschreibung das Vertragswerk von Tordesillas als einen Sieg der portugiesischen Diplomatie hingestellt; diese Deutung entbehrt jedoch jeder Grundlage, da bei dieser Interpretation übersehen wurde, dass im Augenblick der Unterzeichnung niemand wissen konnte, dass mit der vereinbarten Teilungslinie der Osten Südamerikas und somit ein großer Teil des heutigen Brasiliens, an Portugal fallen würde. Andererseits konnten auch die Katholischen Könige, die immer noch

glaubten, dass Kolumbus in Asien gelandet sei, nicht ahnen, dass ihnen und ihren Nachfolgern ein riesiger Kontinent zugefallen war. Amerika war somit geteilt, die Grenzen waren festgelegt worden, bevor überhaupt die Existenz dieses neuen Kontinents bekannt war (García Gallo 1957/58: 461-829).

Folgt man der im Vertrag von Tordesillas festgelegten Demarkationslinie, die Südamerika etwas östlich des 50. Grades westlicher Länge durchschnitt, dann hätten die Portugal zustehenden Territorien auf einen relativ kleinen, deutlich abgegrenzten Ostteil des Kontinents begrenzt bleiben müssen. Der nördlichste Punkt dieses Territoriums war in etwa die Mündung des Amazonas, im Süden schloss das Gebiet noch die Küstenzone des heutigen brasilianischen Bundesstaates Santa Catarina ein. Allerdings wurde die Tordesillas-Linie von Anfang an von den Portugiesen überschritten; dies war zum einen auf Unklarheiten über den genauen Grenzverlauf zurückzuführen – im kontinentalen Binnenraum Iberoamerikas ersetzten meist erst Landvermessungen im 19. Jahrhundert, bei und nach der Gründung von Nationalstaaten, die früheren vagen Grenzzonen –; es hing zum anderen auch mit dem zielbewussten und energischen Vordringen der Portugiesen in Richtung Süden und Westen zusammen (Ricard 1952: 449-456). Die Kombination von äußerst vagen Grenzen und weit ausgreifenden territorialen Ansprüchen musste geradezu zwangsläufig zu Grenzkonflikten führen. Die Streitigkeiten zwischen Spaniern und Portugiesen steigerten sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts zu militärischen Grenzauseinandersetzungen über die südamerikanischen Besitzungen beider Nationen, die erst Ende des 18. Jahrhunderts beigelegt werden konnten.

Die Spannungen und bewaffneten Konflikte zwischen den europäischen Staaten über die Besitzrechte in Amerika blieben nicht auf Spanien und Portugal beschränkt. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wandten sich Frankreich und England, denen später auch die Niederlande folgten, gegen den alleinigen spanisch-portugiesischen Herrschaftsanspruch in Amerika und dessen Sanktionierung durch den Papst. Die Regierungen der ebenfalls nach überseeischem Kolonialbesitz strebenden europäischen Seemächte dachten nicht daran, die zwischen den beiden iberischen Staaten vereinbarte Weltteilung widerspruchsfrei hinzunehmen.

Im Verlauf des 16. Jahrhunderts zeichnete sich sodann in den Auseinandersetzungen der europäischen Regierungen um die Herrschaftsansprüche in der 'Neuen Welt' die Möglichkeit eines Kompromisses ab, der sowohl dem universalen Hegemonieanspruch der beiden iberischen Staaten als auch der von den westeuropäischen Seemächten ausgehenden Forderung nach der Freiheit der Meere entgegenzukommen schien. 1559 wurde zwischen Spanien und Frankreich vereinbart, den Frieden auf Europa zu beschränken und jenseits einer noch nicht klar festgelegten Linie, deren Verlauf über den Ozean projiziert wurde, die tatsächlichen Kräfteverhältnisse entscheiden zu lassen. Die Ergebnisse der jeweiligen Machtproben in Übersee sollten die auf Europa bezogenen Vertragsvereinbarungen nicht beeinflussen oder gar verletzen. Diese 'Freundschaftslinien' (*amity lines*), wie jene Abgrenzungen im Gegensatz zu den starren Linien, den *rayas*, von Tordesillas auch genannt wurden, kennzeichneten praktisch die Grenze zwischen einer Macht- und einer Rechtssphäre, da sie die überseeischen Gebiete weitgehend außerhalb des Geltungsbereiches des europäischen öffentlichen Rechts stellten. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind sie mehrfach geographisch neu bestimmt worden. Weitgehend durchgesetzt hat sich schließlich die Linie, die Kardinal Richelieu 1634 verkündete. Danach war den französischen und britischen Seefahrern der Angriff auf alle spanisch-portugiesischen Schiffe gestattet, die sich jenseits des Wendekreises des Krebses und der so genannten Kanarischen Linie befanden.

Diese Entwicklung bildete den rechtlichen und faktischen Hintergrund für die Tatsache, dass sich die von Europäern in Amerika erschlossene Welt in zwei verschiedene Bereiche teilte. Während in dem einen die abendländische Rechtsordnung mit ihren Vereinbarungen und Verträgen gültig blieb, hatten die europäischen Rechtsvorstellungen 'jenseits der Linie' ihre Verbindlichkeit weitgehend eingebüßt. Die Konflikte in und um Amerika waren somit nicht mehr den Normen des europäischen öffentlichen Rechts, sondern weitgehend eigenen Gesetzen unterworfen. Dort entschied das Recht des Stärkeren, und der Krieg wurde für lange Zeit zum Dauerzustand. Das dem englischen Seefahrer Sir Francis Drake zugeschriebene Wort "No peace beyond the line" kennzeichnet die Situation treffend (Hampden 1977). Allgemeiner Vorstellung entsprechend ging man davon aus, dass alles, was 'jenseits der Linie' geschah, grundsätzlich außerhalb der rechtli-

chen, moralischen und politischen Bewertungen blieb, die 'diesseits der Linie' anerkannt waren (entgegengesetzte Deutung bei Fisch 1984). Diese Zweiteilung bedeutete eine außerordentliche Entlastung der innereuropäischen Problematik; letztlich lag in dieser Entlastung der völkerrechtliche Sinn jener Grenze (Schmitt 1950: 62).

Spanien war allerdings nicht ohne weiteres bereit, sich mit dem neuen Status abzufinden; bis ins 18. Jahrhundert hinein hielt es an seiner ursprünglichen Rechtsauffassung fest, Seefahrer anderer europäischer Nationen (außer Portugal), die es in den Gewässern vor den Küsten seiner amerikanischen Territorien antraf, als Piraten zu betrachten und als solche zu behandeln. Diese Haltung trug wiederum zur Permanenz der Kämpfe in Übersee bei. Im 18. Jahrhundert ging man schließlich dazu über, auch die überseeischen Fragen in die europäischen Friedensschlüsse einzubeziehen. Die verschiedenen Utrechter Friedensverträge von 1713 stellten die entscheidende Zäsur dar. Engländer, Franzosen und Holländer stellten in der Folgezeit allmählich die Piraterie in amerikanischen Gewässern ein, womit das Postulat der 'Linie' seine Bedeutung verlor; Spanien wiederum gab seine universalen Ansprüche auf und fand sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts zur Duldung des Prinzips des "Mare liberum" bereit, das seinen traditionellen Vorstellungen entgegenstand (Rein 1930: 537).

Seit der in Tordesillas 1494 vereinbarten Abgrenzung der Interessensphären zwischen den beiden iberischen Staaten in Amerika war die spanische Krone (weitgehend erfolglos) darum bemüht, ein Überschreiten der Demarkationslinie durch die Portugiesen zu verhindern. So erfolgte etwa die Erkundung und Besitznahme des La Plata-Gebiets, um den Süden und das Zentrum des südamerikanischen Kontinents gegen eine mögliche portugiesische Expansion zu sichern. Aufgrund der ungeheueren Entfernungen, die zwischen den weit auseinander liegenden Siedlungen bestanden, waren Begegnungen zwischen spanischen und portugiesischen Kolonisten im 16. Jahrhundert noch selten und meist zufällig. Zwar drangen schon in den ersten Jahrzehnten nach der *conquista* vereinzelt Portugiesen in die von Spanien besetzten Gebiete vor, doch die Behörden schenkten ihnen wenig Beachtung; sie maßen diesen Vorgängen schon deshalb kaum Bedeutung bei, weil die Grenzen ohnehin noch sehr unbestimmt waren und die geographischen Verhältnisse überdies keine wirksame Kontrolle zuließen. Durch die Personalunion zwischen Spanien und Portugal

(1580-1640) schien die Demarkationslinie sodann endgültig überflüssig geworden zu sein; in jener Phase nahm die Zuwanderung von Portugiesen in die ursprünglich von Spanien beanspruchten Gebiete erheblich zu.

In der Folgezeit, nachdem die beiden iberischen Staaten sich wieder getrennt hatten, stießen Spanien und Portugal nicht nur am Río de la Plata aufeinander; inzwischen nahm die portugiesische Ausbreitung auch im Gebiet von Mato Grosso bedrohliche Ausmaße an, Spanien musste sogar eine Ausweitung dieser Expansion auf die peruanischen Silberminen befürchten. Nunmehr versuchte Madrid, einem weiteren Vordringen der Portugiesen mit allen Mitteln entgegenzutreten, aber die Spanier waren in den kaum besiedelten Territorien militärisch nicht in der Lage, wirksamen Widerstand gegen die portugiesische Expansion zu leisten. Angesichts dieser ständigen, in unregelmäßigen Abständen sich wiederholenden Auseinandersetzungen um strittige Grenzgebiete gelangten allmählich sowohl die spanische als auch die portugiesische Regierung zu der Überzeugung, dass nur eine neue und diesmal klare Festsetzung der gegenseitigen Grenzen in Amerika eine Lösung bringen und den Streit über die geographisch nie genau festgelegte Tordesillas-Linie aus der Welt schaffen würde.

Im Januar 1750 wurde schließlich der Vertrag von Madrid unterzeichnet, in dem beide Staaten übereinkamen, die in Tordesillas und den darauf folgenden Verträgen vereinbarten Grenzen ihrer amerikanischen Besitzungen aufzuheben und neu festzulegen. Die neuen Grenzen sollten sich den natürlichen geographischen Gegebenheiten anpassen; sie wurden daher vom Orinoco bis zum Río de la Plata vornehmlich durch Flüsse oder Gebirge bestimmt. Im Rahmen des dabei erforderlichen territorialen Ausgleichs erhielt Spanien das Orinoco-Gebiet, während Portugal das gesamte Stromland des Amazonas zugesprochen wurde. Aber der Vertrag ließ sowohl Spanier als auch Portugiesen unbefriedigt, da sich beide Seiten benachteiligt fühlten. In der Folgezeit kam es auch zum so genannten Krieg der "Sieben Missionen" um die jesuitischen Reduktionen. Als diese Kämpfe beendet waren, hatten sich inzwischen so viele Zweifel und Unstimmigkeiten hinsichtlich der Grenzziehungen ergeben, dass die Kommissionen, die den genauen Verlauf der vereinbarten Grenzen bestimmen sollten, kein Endergebnis präsentieren konnten. 1761 wurde deshalb der Madrider Vertrag schließlich von beiden Regierungen annulliert und der

status quo ante wieder hergestellt. Die Kämpfe allerdings gingen bald weiter, und erst 1777 konnte vorübergehend eine Beendigung der kolonialen Streitigkeiten erreicht werden. Der Vertrag von San Ildefonso, der in jenem Jahr geschlossen wurde, legte die Grenzen zwischen Spanien und Portugal neu fest. Zwischen dem südamerikanischen Kolonialgebiet der beiden Staaten wurden in einigen Regionen zusätzlich "neutrale" Zonen geschaffen, zu denen auch das Territorium der früheren jesuitischen "Sieben Missionen" gehörte, das weder von Spaniern noch von Portugiesen besetzt werden durfte. Ähnlich wie nach dem Vertrag von Madrid wurde wieder speziellen Kommissionen die Aufgabe zugewiesen, den Verlauf der neuen Grenzen genau zu bestimmen. Vor allem die 'neutralen' Zonen boten immer wieder Anlass zu Auseinandersetzungen, die sich bis zum Beginn der Unabhängigkeitskriege im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fortsetzen sollten (Kahle 1993: 55-63).

Natürlich hatte Spanien in Amerika nicht nur gegen Portugal zu kämpfen, um seine Kolonialgrenzen zu sichern. England, Frankreich und die Niederlande betrieben ebenfalls eine offensive Überseepolitik. Mit Frankreich konkurrierte Spanien lange Zeit um die Insel Hispaniola (Haiti), dessen westlicher Teil Ende des 17. Jahrhunderts endgültig an Frankreich ging. Die Relativität der Kolonialgrenzen in Iberoamerika kommt nicht nur darin zum Ausdruck, dass die europäischen Seemächte sie nicht akzeptierten und selbst Spanien und Portugal jahrhundertlang mehr oder minder gewaltsam um ihre Revision kämpften. Völlig unverbindlich waren diese Grenzen schließlich für den Handel, der von Anfang an das iberische Monopol im kommerziellen Bereich missachtete (Walker 1979). Die englischen, französischen oder holländischen Händler setzten in Iberoamerika ihre Waren ohne Berücksichtigung vertraglicher Abmachungen oder entsprechender Monopolbestimmungen ab; im 18. Jahrhundert nahm der bereits vorher florierende Schmuggelhandel abermals zu (vgl. exemplarisch Christelow 1942: 309-343).

Nach wie vor gingen Spanien und England auch von unterschiedlichen Rechtspositionen aus: Während Spanien sein ausschließliches Hoheitsrecht in den westindischen Gewässern behauptete, das nur in vertraglich vereinbarten Ausnahmefällen zu Gunsten der Engländer eingeschränkt worden war, vertrat England den Standpunkt des Rechts der freien Schifffahrt auf allen Meeren. Diese kolonialen Auseinan-

dersetzungen um Handelsgrenzen trugen wesentlich dazu bei, dass sich England und Spanien im 18. Jahrhundert nicht nur in einer permanenten Konkurrenzsituation, sondern wiederholt auch im Kriegszustand befanden. Das Nachsehen hatte fast immer das schwache Spanien, das Florida 1762 an England abtreten musste (Fisch 1984).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es auch im Wettlauf um die Besetzung im nördlichen Pazifischen Ozean der noch 'herrenlosen' Gebiete an der Nordwestküste zum Konflikt mit Russland. Die damaligen spanischen Expeditionen waren bewusste Demonstrationen staatlichen Herrschaftsanspruchs, während das russische Vorgehen in Alaska vorerst auf der Initiative von Pelzhändlern beruhte, denen die russische Regierung Handlungsfreiheit ließ. Auch in dieser Auseinandersetzung musste Spanien einen stufenweisen Rückzug antreten, Russland wurde die beherrschende Macht im nördlichen Pazifik (Cook 1973).

Für die gesamte Kolonialzeit lässt sich somit festhalten, dass die westeuropäischen Seemächte von Anfang an gegen den alleinigen Herrschaftsanspruch der beiden iberischen Staaten in Amerika auftraten. Grenzen wurden nicht anerkannt, weder im völkerrechtlichen noch im kommerziellen Bereich. *Conquista* und Landnahme waren zunächst nicht territorial im neuzeitlichen Sinn orientiert, sondern auf Menschen bezogen. Mit den verschiedenen Amtsfunktionen (etwa *presidencias* oder *capitanías generales*) war kein klar umrissenes Territorialkonzept verbunden, die Amtsbezirke überschnitten sich ständig. Allerdings mussten die Spanier und Portugiesen bald die Erfahrung weitgehender Menschenleere, vor allem in den Binnenräumen, machen. Unter diesen Voraussetzungen entwickelte sich in den spanischen und portugiesischen Kolonien ein Denken in Territorien aus Kontroll- und Einzugsgebieten, die nicht von linearen Grenzen her definiert waren. Die häufigen Gebietsveränderungen wurden von zweckmäßiger Zuordnung, nicht von dem heute dominierenden Ziel territorialer Integrität oder Abrundung bestimmt. Im Übrigen war das Konzept einer linearen Grenze in ausgedehnten Leerräumen faktisch irrelevant (Sandner 1992: 78-95).

Erst mit den Staatsbildungsprozessen nach der Unabhängigkeit erhielten Territorium und Grenze einen neuen Gehalt, der auch unser gegenwärtiges Verständnis noch bestimmt. Der Problemkreis Territorium-Grenze war im Prozess der Staatsbildung eine Komponente ne-

ben anderen wie das Spannungsverhältnis Zentralismus-Föderalismus oder das Verhältnis Staat–Nation. Staatsterritorium und Staatsgrenze wurden in Lateinamerika jedoch von Beginn der Unabhängigkeit an von den zentralistischen Institutionen, vom Prinzip staatlicher Verwaltung geprägt. Mit der Unabhängigkeit verband sich das kolonial tradierte Denken in Reichweiten von Macht und Kontrolle mit dem Erfordernis der Ausschließlichkeit, das Souveränität, Territorium und Grenze miteinander verknüpft.

Zu Beginn der Unabhängigkeitsbewegungen gab es in Lateinamerika nur äußerst wenige festgelegte internationale Grenzen zwischen spanischen und portugiesischen sowie zwischen spanischen und französischen Besitzungen. Die Staatswerdung erfolgte auf einer territorialen Basis, die durch kolonialzeitliche Verwaltungsgliederung bestimmt war. Die territoriale Gliederung des kolonialen Iberoamerika wiederum war auf verschiedene Faktoren zurückzuführen: auf prä-hispanische Machtverhältnisse, die Bevölkerungsentwicklung, den Verlauf der *conquista*, den Aufbau der staatlichen Verwaltungsorganisation, etc. Das bei der Unabhängigkeit für die neuen Staatsterritorien festgelegte Prinzip des *uti possidetis*, d.h. die Anlehnung der Staatsgrenzen an die zuletzt bestehenden kolonialen Verwaltungsgrenzen, erwies sich als konfliktträchtig. Zum einen war nämlich zunächst strittig, auf welche kolonialen Verwaltungseinheiten sich dieses Prinzip beziehen sollte: auf die Vizekönigreiche, die *Audiencias*, die Distrikte? Bekanntlich setzte sich die Ausrichtung auf administrative Einheiten unterhalb der Vizekönigreiche durch. Zum anderen waren – wie ausgeführt – die kolonialen Verwaltungsgrenzen teilweise sehr unpräzise, weil in weithin leeren Binnenräumen gar kein Bedarf an linearer Fixierung und territorialer Zuordnung bestanden hatte. Schließlich wurde in den jungen lateinamerikanischen Staaten Souveränität sehr stark betont und die Doktrin der territorialen Integrität als konstitutives Element des Staates sehr hoch bewertet. Damit erhielten staatliche Abgrenzungen ein starkes Gewicht bei der Herausbildung nationaler Identitäten. Konfliktlösungen durch bilaterale Verhandlungen und Kompromisse wurden erschwert. Die Folge war eine bis in die Gegenwart reichende Kette von Grenzkonflikten, gescheiterten Schiedsverfahren, gebrochenen Abkommen und Benutzung von Grenzkonflikten für innenpolitische Zwecke (Sandner 1992: 84-86).

Insgesamt gibt es auf dem amerikanischen Kontinent 39 Grenzen mit 52.752 km. Drei Viertel dieser Grenzen finden sich in Lateinamerika. Michel Foucher hat für Lateinamerika Grenzalter und Grenztypen detailliert aufgelistet und dabei festgestellt, dass nur 27% aller Grenzen, gemessen an der Grenzlänge, aus der Kolonialzeit stammen; 26% wurden durch Kriege zwischen Nachbarländern, 17% durch einseitig durchgesetzte Machtansprüche, weitere 17% durch bilaterale Abkommen und 13% durch teilweise noch immer umstrittene Schiedssprüche festgelegt (Foucher 1986: 151ff.). Nahezu 85% der Grenzen verlaufen durch nicht oder nur äußerst gering bevölkerte Regionen; diese Tatsache stellte zweifellos – im internationalen Vergleich, etwa mit dem postkolonialen Afrika – einen stabilisierenden Faktor in den internationalen Beziehungen Lateinamerikas dar (Sandner 1992: 86).

So aufschlussreich derartige Berechnungen auch sein mögen, so verharmlosen sie andererseits doch die Problematik der Grenzfixierungen und der Grenzkonflikte. Denn: Grenzstreitigkeiten gehören seit der Unabhängigkeit zu den Konstanten politischer Geographie in Lateinamerika. Politisch und ökologisch war Iberoamerika schon immer (und ist es bis heute) ein Raum unsicherer Grenzen und instabiler Grenzzonen. Oft gelang es erst nach einer langen Kette von Verhandlungen und Abkommen, wieder auflebenden Grenzkonflikten und Schiedssprüchen, zu 'definitiven' Grenzfestlegungen zu kommen, die dann doch nicht endgültig waren. Der Bedarf an Grenzfestlegung war in etwa proportional zur Erschließung und Besiedlung (Sandner 1990: 255-273).

3. Funktionswandel und neue Dimensionen der Grenzproblematik

Die so lange im staatlichen Denken und Handeln dominierende Funktion von Territorialgrenzen als Trennlinien ist inzwischen modifiziert und erweitert worden. Zu den Entwicklungen, die diese Veränderungen hervorgerufen haben, gehören die konfliktträchtigen Migrationsströme von Saisonarbeitern, von Flüchtlingen und Auswanderern, der Drogen- und Schmuggelhandel, das Gefälle im Wirtschaftsleben, im Arbeitsmarkt, im Lohn- und Kostenniveau, in der Besteuerung.

Für die Wanderungsproblematik liegt atemberaubendes Zahlenmaterial vor: Zu einem Kontinent der Binnenmigration und der Auswanderung wurde Lateinamerika in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In den 1950er Jahren setzte eine Landflucht ungeahnten Ausmaßes ein und ließ in nur wenigen Jahrzehnten die Hauptstädte und Metropolen fast aller lateinamerikanischen Länder geradezu "explodieren". Vor allem in den 1960er und 1970er Jahren wurden die Elendsviertel südamerikanischer Großstädte für Millionen Landbewohner zu vorübergehenden oder endgültigen Stationen der sozio-ökonomisch bedingten Migrationsbewegungen. In jenen Jahrzehnten wurden die bis dahin ländlichen Gesellschaften zu urbanen, nachdem die Lebensverhältnisse auf dem Land stets schwieriger wurden und der Industrialisierungsprozess neue Arbeitsplätze in den Städten schuf (Sánchez-Albornoz 1994).

Eine Völkerwanderung unvorstellbaren Ausmaßes setzte damals vom Land in die Städte ein. Arbeiteten 1950 noch 53% der ökonomisch aktiven Bevölkerung des Subkontinents in der Landwirtschaft, so waren es 1980 nur noch knapp 29%. In den 1990er Jahren war Lateinamerika von allen Entwicklungsregionen der Welt die mit Abstand am stärksten urbanisierte. Seit 1970 wanderten etwa 30 Millionen Brasilianer in die Städte ab; São Paulo wuchs von 3,8 Millionen (1960) auf 16,5 Millionen Einwohner (1995), das peruanische Lima von 500.000 (1940) auf drei Millionen (1968).

Ein halbes Jahrhundert interner Migration hat das Gesicht der lateinamerikanischen Länder radikal verändert: In Peru z.B. hat die aus der Kolonialzeit überkommene, auf ethnisch-kulturellen Faktoren beruhende Sozialstruktur tiefe Risse erfahren, nachdem die indigene Migrantenbevölkerung sich eigene Räume in der Marktwirtschaft des Landes erobert hatte und einen durchaus erfolgreichen "andinen Kapitalismus" (Jürgen Golte) geschaffen hat.

Auch die Zahl der registrierten grenzüberschreitenden Migranten hat in Lateinamerika in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts enorm zugenommen, zwischen 1960 und 1990 von 1,5 auf 11 Millionen! Während somit vor 40 Jahren die lateinamerikanischen Migranten 0,7% der Bevölkerung dieser Weltregion ausmachten, waren es 1990 schon 2,5%. Das durchschnittliche jährliche Wachstum an lateinamerikanischen Migranten liegt demnach (mit 6,6%) weit über dem durch-

schnittlichen Bevölkerungswachstum von 1,8% (Pellegrino 2000: 395-408).

In mehrerlei Hinsicht hat (im Vergleich zu früheren Migrationsmustern) die zunehmende Globalisierung mit ihrer internationalen Arbeitsteilung neue Migrationstypen hervorgebracht: Schon lange nämlich gibt es nicht mehr einen einzigen Migrationstyp, sondern eine breite Palette höchst unterschiedlicher Wanderungsformen. Neben die 'klassische' Zuwanderung mit permanentem Charakter sind temporäre und saisonale Formen von Arbeitsmigration, Kettenwanderungen, Pendel- und Transitmigrationen, vor allem vielfältige Formen 'nicht-dokumentierter' Zuwanderung getreten. Für die Entsendeländer ist außerdem die Abwanderung hochqualifizierter, aber schlecht bezahlter Experten (*brain drain*) eine besonders schmerzliche Form der Migration.

Dieser gewaltige Migrationsschub des letzten Jahrzehnts ist ein auffälliges Phänomen, das in der Literatur mit den massiven weltwirtschaftlichen Veränderungen erklärt wird. Denn: Nicht Armut schlechthin führt zur Abwanderung. Vielmehr führt ökonomische Integration unter bestimmten abhängigen Bedingungen zu sozialer Desintegration und damit zu Migration; es ist somit die vorangegangene (Zer-)Störung ihres gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Milieus, die Menschen wandern lässt. Dass untergeordnete Integration in die internationale Arbeitsteilung innere Ungleichgewichte schafft oder verstärkt, lässt sich am mexikanischen Beispiel gut belegen:

Seit Beginn der 1990er Jahre öffnete sich Mexiko dem Weltmarkt; zugleich wurde Art. 27 der Verfassung modifiziert und damit die Landreform der mexikanischen Revolution definitiv für beendet erklärt. Diese auf Druck internationaler Agenturen zu Stande gekommene Eliminierung nicht-marktkonformer Aspekte der mexikanischen Verfassung gefährdete bzw. zerstörte die ländliche Existenzgrundlage von Millionen Menschen. Im letzten Jahrzehnt haben 500.000-750.000 Subsistenzbauern Mexikos die Landwirtschaft verlassen; andere Schätzungen sprechen von noch weit höheren Zahlen. Mittelfristig dürften bis zu fünf Millionen Familien ihre bäuerliche Existenzgrundlage verlieren. Die Folge dieser landwirtschaftlichen Krisensituation war ein überdurchschnittlicher Anstieg der Binnenmigration in der ersten Hälfte der 1990er Jahre. Die Zahl der neuen Binnenmigranten stieg pro Jahr um mehr als 700.000; damit hat sich die Zahl

der Binnenwanderer in nur fünf Jahren um ein Viertel auf 17,6 Millionen erhöht. Auch die deutlich gestiegene Auswanderung in die USA ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Zur Zeit wandern jährlich 300.000 Mexikaner Arbeit suchend (und zum größeren Teil illegal) in die USA ab; in den folgenden Jahren wird diese Zahl auf 500.000 pro Jahr ansteigen (Cornelius/Bustamante 1989).

Diese Beispiele lassen deutlich werden, dass Lateinamerika wohl noch für lange Zeit, zumindest bis eine Angleichung der Lebensverhältnisse erreicht ist, ein Auswanderungskontinent bleiben wird. Die grenzüberschreitende Massenmigration aus ökonomischen Gründen ist seit den 1990er Jahren zu dem vielleicht bedeutendsten sozialen Phänomen des lateinamerikanischen Subkontinents geworden. Angesichts des sich tendenziell verstärkenden Globalisierungsdrucks, rigider wirtschaftlicher Anpassungsprozesse und struktureller Ungleichgewichte wird der starke Migrationsdruck in der Region anhalten.

Für dieses Massenphänomen der Migrationen hat die traditionelle Staatsgrenze keinerlei Bedeutung; die Dynamik der Entwicklung ging in den letzten Jahrzehnten zunehmend über die Staatsgrenzen hinweg. Hinzu kommt, dass die veränderten Verflechtungen der zunehmend entterritorialisierten Weltwirtschaft die staatlichen territorialen Grenzen überspielen, die angesichts der frei beweglichen Wirtschaftspotenzen von den Staaten nur noch teilweise als wirtschaftspolitische Barrieren eingesetzt werden können. Zugleich jedoch verstärken – sozusagen als Gegenbewegung – die Süd-Nord-Wanderungen, die durch Armutsgefälle ausgelöst sind, die ordnungs- und sicherheitspolitischen Maßnahmen zur Abschottung der Grenzen (Sandner 1992: 91).

Allerdings kommt es zu Funktionserweiterungen: Das Zustandekommen einer spezifischen Grenze ist mechanistisch aus Druck und Gegendruck nationaler Raumokkupation erklärt worden. Diesem eher kartographischen Ansatz ist ein anderes Konzept entgegengestellt worden: die Grenze als sozialer Raum, der durch hoheitliche Demarkationen nur unvollkommen zerschnitten wird und in dem oft eine binationale Grenzgesellschaft eigenen Gepräges entsteht (Ancel 1938: 182ff.). Für den zentralamerikanischen Raum etwa hat Gerhard Sandner darauf hingewiesen, dass Erschließung und Ressourcenausbeutung primär von außen, durch externe Durchdringung mit *de facto*- und Quasi-Protektoraten erfolgten. Unter diesen Entwicklungen vollzog sich sodann eine Umwertung zwischen Grenzlinie und Grenzraum.

Lange Zeit dominierte ein pragmatischer Umgang mit dem Widerspruch zwischen einer faktisch undefinierten Übergangszone und einer staatlich 'von oben' verwalteten Grenzlinienfixierung. Inzwischen jedoch ist aus dem eher abstrakten *límite*-Problem ein *frontera*-Problem geworden; aus breiten Grensräumen entwickelten sich *zonas fronterizas*, Grenzzonen. Das aber bedeutet eine tiefgreifende Änderung im räumlich-historischen Selbstverständnis. Raumerschließung unter Bevölkerungsdruck und Herausbildung von *frontera*-Situationen haben einen Umbau eingeleitet, in dem die *frontera* näher gerückt und gefährdet erscheint.

Im Zuge dieser Entwicklung ging es bei den Debatten nicht mehr um die Durchsetzung historisch angeblich legitimierter Ansprüche, sondern um flächenhafte Wahrnehmung der Grensräume. Es kam zu grenzüberschreitenden Projekten, etwa zwischen Costa Rica und Panama, oder im Grenzraum Costa Rica–Nicaragua im Rahmen des Zentralamerikanischen Gemeinsamen Marktes. Zahlreiche grenzüberschreitende Verflechtungen wie die Nutzung verbesserter Infrastruktur in Costa Rica durch Bewohner Panamas, die Arbeiterwanderung oder der Schmuggel- und Rauschgifthandel belegen die zunehmende Bedeutung des Grenzraums. Hinzu kamen geopolitisch-strategische Veränderungen: Mit der Machtübernahme in Nicaragua durch die Sandinisten 1979 wurde Costa Rica in der Logik des *containment* zum Frontstaat und der nördliche Grenzraum zur *frontera*. Mit dem Dissens zwischen den USA und Panama unter General Manuel Noriega 1989 entwickelte sich gegenüber Panama eine nicht ganz so ausgeprägte, im Grenzraum aber ebenfalls wirksame Frontsituation. Seither wurde in Costa Rica der Gedanke der Grenzraumsicherung aufgenommen, die *frontera*-Zonen sind in den Mittelpunkt der Wahrnehmung gerückt.

Die lateinamerikanischen Staaten sind heute immer weniger in der Lage, ihre territoriale Souveränität im Sinne voller Kontrolle über ihr Gebiet und ihre Ressourcen durchzusetzen. Die neoliberalen Wirtschaftsreformen entziehen dem Staat viele seiner traditionell verfügbaren Ressourcen. Die Staaten bleiben zwar Akteure, aber die Tendenz zur wirtschaftlichen Liberalisierung nimmt ihnen die (oft nur vermeintliche) Verfügungsgewalt über ihre herkömmlichen Ressourcen. Da viele Staaten die Entwicklung innerhalb ihrer Grenzen nicht mehr souverän steuern können, verlieren die Grenzen faktisch weiter

an Bedeutung – angesichts der tagtäglichen Invasion ökonomischer Interessen aus dem Ausland, der soziokulturellen Einflüsse (vor allem aus den USA), der grenzüberschreitenden Umweltzerstörungen.

All die nach Intensität und Stil sich verändernden Grenzüberschreitungen schwächen die Doppelfunktion territorialer Grenzen als Abschottung nach außen und Zusammenfassung nach innen. Sie lösen Veränderungen der soziokulturellen und wirtschaftlichen Strukturen vor allem in Grensräumen, aber auch darüber hinaus aus. Nun sollte daraus allerdings nicht der Schluss gezogen werden, dass sich Lateinamerika in einem Prozess der Abschaffung von Grenzen à la Schengen in der Europäischen Union befindet. Aus dem Bewusstsein der politischen Impotenz könnte eher eine erneute und verstärkte Betonung von Grenzen folgen. Die Ambivalenz der Entwicklung könnte gerade darin bestehen, dass aus der zunehmenden faktischen Relativierung der Grenzen deren staatsrechtliche Betonung resultiert, dass die politische Handlungsunfähigkeit eher Aggressivität hervorruft. Eine solche Interpretation kann als Beleg zumindest darauf verweisen, dass die grenzpolitischen Konflikte in Lateinamerika bis in die Gegenwart von allen Staaten intensiv weitergepflegt werden, wovon die jüngsten Proteste in Bolivien für die Wiederherstellung eines Zugangs zum Pazifik nur ein aktuelles Beispiel sind. Auch die nationale Reklamierung von Wirtschaftszonen in den Meeren nach territorialistischen Konzepten ist eine maritime Verlängerung älterer Grenzkonflikte mit neuer Dimension.

Die weitere Entwicklung präsentiert sich in Lateinamerika somit offen. Einerseits ist in Anbetracht der globalen, von einem Einzelstaat nicht zu kontrollierenden Entwicklungen, eine zunehmende Relativierung von Staatsgrenzen wahrscheinlich, andererseits ist es durchaus möglich, dass eben dieser Bedeutungsverlust der traditionellen Grenzfunktionen zu einer Betonung der hoheitlichen Grenzen durch die zunehmend geschwächten politischen Akteure der Staaten führt. Die soziale Konstruktion von Grenzen kann an Bedeutung zunehmen. Gemeint ist die Tatsache, dass zwischenstaatliche Grenzen noch weiter mit Werten, Bedeutungen und Symbolen aufgeladen werden, die zur Mobilisierung von Völkern eingesetzt werden. Solcherart mentale Grenzen sind, wenn auch nicht so evident wie die rechtlich fixierten, ebenfalls von Menschen geschaffene Grenzen. Sie ergeben sich aus einer spezifischen Wahrnehmung des Raums durch den Menschen, die

ihn mehr oder weniger deutlich Übergänge vom Eigenen zum Fremden und Schwellen erleben lässt, die über Jahrhunderte hinweg zu gewissen erfahrungsmäßigen Grenzen geführt haben. Müssen wir von einer Dialektik der (Staats-)Schwäche sprechen? Sind die lateinamerikanischen Staaten zu schwach, um auf die Symbolkraft ihrer historischen Grenzen und ihre nach Innen identitätsstiftende Funktion verzichten zu können? Vieles spricht dafür, dass in absehbarer Zukunft diese Ambivalenz fortbestehen wird.

Literaturverzeichnis

- Ancel, Jacques (1938): *Géographie des frontières*. Paris: Malicorne-sur-Sarthe.
- Bannon, John Francis (Hrsg.) (1968): *Bolton and the Spanish Borderlands*. Norman: University of Oklahoma Press.
- Baudot, Georges (1990): "La frontera imaginada. Fronteras políticas y fronteras imaginarias en la fundación de la América virreinal". In: *Memoria del I Congreso Internacional sobre Fronteras en Iberoamérica Ayer y Hoy*. Mexicali: Universidad Autónoma de Baja California, Bd. I, S. 33-45.
- Christelow, Allan (1942): "Contraband trade between Jamaica and the Spanish Main, and the Free Port Act of 1766". In: *Hispanic American Historical Review*, Bd. 22, S. 309-343.
- Cook, Warren L. (1973): *Flood tide of Empire. Spain and the Pacific Northwest, 1543-1819*. New Haven: Yale University Press.
- Cornelius, Wayne A./Bustamante, Jorge A. (1989): *Mexican Migration to the United States. Origins, Consequences and Policy Options*. San Diego: Center for US-Mexican Studies.
- Davenport, Frances Gardiner (Hrsg.) (1917-1937): *European Treaties Bearing on the History of the United States and its Dependencies*, 4 Bde. Washington: Carnegie Institution.
- Demandt, Alexander (1990): "Die Grenzen in der Geschichte Deutschlands". In: Demandt, Alexander (Hrsg.): *Deutschlands Grenzen in der Geschichte*. München: Beck, S. 9-32.
- Duroselle, Jean-Baptiste (1992): *Tout Empire périra: Théorie des relations internationales*. Paris: Armand Colin.
- Fisch, Jörg (1984): *Die europäische Expansion und das Völkerrecht. Die Auseinandersetzungen um den Status der überseeischen Gebiete vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Wiesbaden: Steiner.
- Foucher, Michel (1986): *L'invention des frontières*. Paris: Les Sept Epées.
- Foweraker, Joe (1981): *The Struggle for Land. A Political Economy of the Pioneer Frontier in Brazil from 1930 to the Present Day*. Cambridge: University Press.

- García Gallo, Alfonso (1957/58): "Las bulas de Alejandro VI. y el ordenamiento jurídico de la expansión portuguesa y castellana en Africa e Indias". In: *Anuario de Historia del Derecho Español*, Bd. 27/28, S. 461-829.
- Gibson, Charles (1964): *The Aztecs under Spanish Rule. A History of the Indians of the Valley of Mexico, 1519-1810*. Stanford: University Press.
- Hampden, John (Hrsg.) (1977): *Sir Francis Drake. Pirat im Dienst der Queen. Berichte, Dokumente und Zeugnisse des Seehelden und seiner Zeitgenossen 1567-1596*. Tübingen: Thienemann.
- Hanke, Lewis (Hrsg.) (1964): *Do the Americas Have a Common History? A Critique of the Bolton Theory*. New York: Knopf.
- Hellwege, Johann D. (1976): "Frontier und Conquista. Zur amerikanischen Entwicklungsdivergenz am Beispiel eines fragwürdigen historischen Vergleichs". In: *Ibero-Amerikanisches Archiv N.F.*, Jg. 2, H. 1, S. 1-37.
- Hennessy, Alistair (1978): *The Frontier in Latin American History*. Albuquerque: University of New Mexico Press.
- Kahle, Günter (1993): *Lateinamerika in der Politik der europäischen Mächte 1492-1810*. Köln: Böhlau.
- Marchal, Guy P. (1996): "Grenzerfahrung und Raumvorstellungen". In: Marchal, Guy P. (Hrsg.): *Grenzen und Raumvorstellungen (11.-20. Jh.)*. Zürich: Chronos, S. 11-25.
- Menzel, Ulrich (1992): *Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorien*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Osterhammel, Jürgen (2000): "Raumbeziehungen. Internationale Geschichte, Geopolitik und historische Geographie". In: Loth, Wilfried/Osterhammel, Jürgen (Hrsg.): *Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten*. München: Oldenbourg, S. 287-308.
- Pellegrino, Adela (2000): "Trends in International Migration in Latin America and the Caribbean". In: *International Social Science Journal* 52, S. 395-408.
- Rein, Adolf (1930): "Zur Geschichte der völkerrechtlichen Trennungslinie zwischen Amerika und Europa". In: *Ibero-Amerikanisches Archiv*, Bd. 4, S. 530-543.
- Ricard, Robert (1952): "Los portugueses en las Indias españolas". In: *Revista de Historia de América* (México), Bd. 34, S. 449-456.
- Romero Navarrete, Lourdes/Echenique March, Felipe (1990): "Antecedentes de las fronteras hispanoamericanas". In: *Memoria del I Congreso Internacional sobre Fronteras en Iberoamérica Ayer y Hoy*. Mexicali: Universidad Autónoma de Baja California, Bd. II, S. 121-128.
- Sánchez-Albornoz, Nicolás (1994): *La población de América Latina. Desde los tiempos precolombinos al año 2025*. Madrid: Alianza.
- Sandner, Gerhard (1990): "Junge Wandlungen in den Grenzräumen Costa Ricas unter geopolitischen Einflüssen". In: Ellenberg, Ludwig/Bergemann, Anneliese (Hrsg.): *Entwicklungsprobleme Costa Ricas*. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik, S. 255-273.
- (1992): "Die Territorialgrenze als Trennlinie und Zusammenfassung in Anglo- und Lateinamerika. Ein Vergleich aus politisch-geographischer Sicht". In: Rein-

- hard, Wolfgang/Waldmann, Peter (Hrsg.): *Nord und Süd in Amerika. Gemeinsamkeiten – Gegensätze – Europäischer Hintergrund*. Freiburg im Breisgau: Rombach, S. 78-95.
- Schmitt, Carl (1950): *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Ius Publicum Europaeum*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Toennes, Achim (1998): "Die 'Frontier': Versuch der Fundierung eines Analyse-Konzepts". In: *Jahrbuch für Geschichte Lateinamerikas* 35, S. 281-300.
- Turner, Frederick Jackson (1985): *The Frontier in American History*. Malabar: University of Arizona Press.
- (1986): *La frontera en la historia americana*. San José: Universidad Autónoma de Centroamérica.
- Waechter, Matthias (1996): *Die Erfindung des amerikanischen Westens. Die Geschichte der Frontier-Debatte*. Freiburg im Breisgau: Rombach.
- Walker, Geoffrey J. (1979): *Spanish politics and Imperial trade, 1700-1789*. Bloomington: Indiana University Press.
- Weber, David J./Rausch, Jane M. (Hrsg.) (1994): *Where Cultures meet. Frontiers in Latin American History*. Wilmington: SR Books.
- Wilgus, Curtis A. (Hrsg.) (1969): *Historical Atlas of Latin America*. New York: Cooper Square Publisher.
- Wolff, Inge (1965): "Die 'Grenze' in Hispano-Amerika". In: *Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas* 2, S. 429-438.

Günther Maihold

Die neue (Ohn-)Macht der Grenze: Mexiko–USA

Die Grenze zwischen Mexiko und den USA ist auf dem besten Weg zu einem "Paradigma für Grenzen" (Grimson 2000: 22) zu werden, zum "Modell für *border studies* und das Genre der *borderlands* weltweit" (Alvarez 1995: 451). Es muss daher nicht verwundern, wenn auch bereits wieder Bestrebungen zu verzeichnen sind, die sich gegen eine zu große Dominanz der mexikanischen Erfahrungen unter dem Titel "una frontera no es todas las fronteras" (eine Grenze beinhaltet nicht alle Grenzen) (García Canclini 2000: 145) wehren und auf die Singularität von Grenzerfahrungen Wert legen. Diese Position findet dabei auch auf die mexikanische Nordgrenze Anwendung, die eben auch eine Fülle unterschiedlicher Ausprägungen aufweist, sei es als Zone des Kontaktes und Austausches, sei es als Raum des Konfliktes, der Vermittlung oder der Suspendierung der vermeintlichen Nähe. Insofern brechen sich auch an dieser Grenze eine Fülle von Begriffen, Konzepten und Metaphern, die vom "Ende der Grenzen" über die "Ausbildung einer eigenen Grenzidentität" bis zu "kreativen Räumen der Transkulturation" reichen (Kearney 1998). Oftmals wird dabei übersehen, dass diese Grenze auch eine Barriere geblieben ist, die Lebenswelten trennt und Handeln abgrenzt. Grenzen sind also eng im Kontext von Macht zu diskutieren, wenn man ihrem Charakter näher kommen möchte.¹

Metaphern der Grenze reichen von ihrer Einordnung als Unterbrechung der Kontinuität des Landes, der territorialen Verstümmelung Mexikos durch den Verlust von einem Drittel seines Staatsgebietes durch die Übergabe an die USA, der "offenen Wunde" (Carlos Fuentes) bis zum Bruch der nationalen Identität jenseits der Grenzpfähle (Valenzuela Arce 2003: 33ff.). Gleichzeitig wird die Grenzregion aber

¹ Im Folgenden dominiert ein Blick auf die Grenze zwischen Mexiko und den USA aus der mexikanischen Perspektive, die unter analytischen Gesichtspunkten im Kontext der Arbeiten des Autors fruchtbarer erscheint.

auch als Zone der Toleranz oder als Opportunitätsbrücke angesehen, die jedoch in Gestalt der Grenzbefestigung als Mauer, als strategisches Feld nationaler Sicherheits- und Kontrollpolitik empfunden wird. Allerdings reicht die Perspektive über die Grenzlinie hinaus, MEXAmerica als Lebensraum von Los Angeles bis Mexiko-Stadt gerät in den Blick, die Ströme der Transmigranten lassen den Raum in Bewegung geraten, es entsteht ein Grenzraum als ‘Dritter Raum’ der *maquilas*, *cholos* und *pochos*.

1. Macht- und Ohnmachtserfahrungen an der mexikanischen Nordgrenze

Blicke auf eine Grenze haben unmittelbar auch mit divergenten Erfahrungshorizonten zu tun, die in unterschiedlicher Weise bestimmte Ausschnitte ihrer Existenz in den Vordergrund stellen. Sie werfen Schlaglichter auf eine Realität, die trotz vermeintlicher Homogenität durch eine umfassende Heterogenität gekennzeichnet ist. In dieser Hinsicht bleiben sie stark subjektiv geprägt, geben dem Betrachter aber gleichwohl Erfahrungen mit, die von den Akteuren im (emotionalen und evaluativen) Feld von Macht und Ohnmacht verortet werden.

1.1 Die Geschichte eines Kreuzes – 320 Frauen verschwinden in Ciudad Juárez/Chihuahua

Im November 2001 wurde auf der Plaza Hidalgo in Ciudad Juárez gegenüber dem Regierungspalast des Bundesstaates Chihuahua ein rot bemaltes Kreuz errichtet, auf dem – zum damaligen Zeitpunkt – 260 Nägel mit den Namen von Frauen eingeschlagen wurden, die in dieser Stadt umgebracht wurden. Unter der Überschrift “Ni una más” (“Nicht eine mehr”) versuchten Frauenorganisationen auf diese Weise Aufmerksamkeit für die Misshandlung, Vergewaltigung und Ermordung von Frauen in Ciudad Juárez und im Bundesstaat Chihuahua zu gewinnen, da die staatlichen Autoritäten sich unfähig gezeigt hätten, diese Verbrechen aufzuklären. Zwei Monate später ließ der neue PRI-Gouverneur des Bundesstaates das Kreuz entfernen, ein Streit begann, der noch bis heute angesichts der fehlenden Aufklärung der Delikte anhält. Heute hat sich die Zahl der ermordeten Frauen auf mindestens 320 erhöht, ohne dass trotz zusätzlicher Untersuchungskommissionen eine klare Perspektive über die Hintergründe und die Täter gewonnen

worden wäre (Grenz 2004). Hinter diesen Gewaltakten scheint die *leyenda negra* der Grenzstädte auf, die diese mit Bordellen, Casinos, der Drogenszene und Kriminalität verbindet. Dass dabei eine Stereotypenbildung auf der US-amerikanischen Seite eine wichtige Rolle spielt, ist bereits oft dokumentiert worden (Langley 1988).



(Foto: cimac)

1.2 Die Grenzerfahrung als territoriale Verstümmelung

Mexikanische Geschichte an der Nordgrenze ist eine Historie des Verlustes, des Verlustes der Hälfte des nationalen Territoriums bis zum Frieden von Guadalupe Hidalgo (1848). Bis dahin hatte das Land die Staaten Texas, New Mexico, Arizona, California, Nevada und Utah sowie Teile von Wyoming, Colorado und Oklahoma abgeben müssen (Martínez 1995: 11ff.). Gleichwohl bildete sich ein transnationaler Gemeinschaftsgedanke des 'anderen Mexiko' jenseits der Grenze aus, der das Zusammengehörigkeitsgefühl der (künstlich) getrennten Lebenswelten beschrieb. In dieser 'heimatlichen Atmosphäre', die sich an anderen, aber auch weiterhin mexikanisch definierten 'kulturellen Grenzsteinen' (Valenzuela Arce 2003: 38) orientierte, war auch in Kalifornien die Heimat, die heute unter dem Vorzeichen einer mexikanischen Wiedereroberung durch die Immigration thematisiert wird (Huntington 2004). Macht und Ohnmacht scheinen dabei im Zeitverlauf die Seite an der Grenze zu wechseln, die Angst vor Verlust bzw. vor dem Verlust der Kontrolle über das Territorium finden sich in neuen Varianten wieder.

1.3 Die Grenze als Mauer

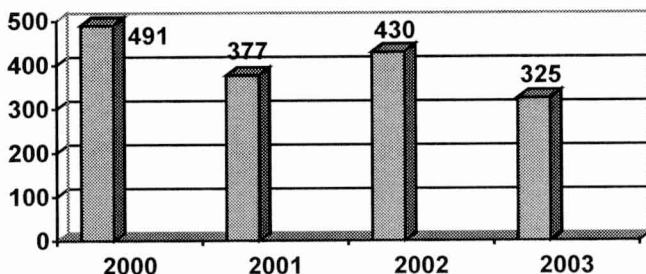
Der 11. September 2001 markierte aus mexikanischer Sicht eine besondere Ohnmachtserfahrung, wurde doch nach den Terrorattentaten in New York und Washington seitens der USA die Grenze zum südlichen Nachbarn vorübergehend geschlossen. Damit wurde diese weltweit am häufigsten überschrittene Grenze plötzlich auch jenseits der illegalen Grenzüberschreitung zu einer Mauer, die 'harte' Grenze wurde für alle Realität. Gemeinsame Perspektiven des Nordamerikanischen Freihandelsabkommens (NAFTA) als Integrations- und Kooperationsraum, ja die Erwartung eines Zusammenwachsens des nordamerikanischen Marktes waren mit einem Mal verschwunden. Zudem wurde die mexikanische Regierung sehr schnell gewahr, dass sie gegenüber dem nördlichen Nachbarn der USA anders, restriktiver bei der Wiederaufnahme der Grenzabfertigung behandelt wurde. Während Kanada mit den USA schon am 21. Dezember 2001 eine *Smart Border Declaration* als Grundlage einer nordamerikanischen Zone des Vertrauens vereinbarte (DFAIT 2001), konnte Mexiko am 21. März 2002 endlich auch einen 22-Punkte-Plan unter Einschluss dieser

Komponente mit den USA verabschieden (US-Department 2002). Allerdings ist dies weniger als Vertrauensbeweis zu interpretieren, hat doch die Betonung der nationalen Sicherheit und der *USA Patriot Act* sowie der *Homeland Security Act* zur Folge, dass für die (illegalen) Migranten die Möglichkeiten zur Bewegung über die Grenzen deutlich eingeschränkt werden. Zudem wird die Anerkennung der so genannten Konsularausweise (*matrículas consulares*), die von den mexikanischen Konsulaten in den USA als Identitätsdokument für die eigenen Staatsbürger ohne Sozialversicherungsnummer ausgegeben wurden, weiter eingeschränkt (Waslin 2003: 8).

Gerade gegenüber seinem südlichen Nachbarn scheint für die USA nach wie vor der Ausspruch des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan vom 14. Juni 1984 zu gelten: “But the simple truth is that we’ve lost control of our own borders, and no nation can do that and survive.”² Das Interesse an Grenzsicherheit dominiert nicht nur angesichts der gegenwärtigen Bedrohung durch den internationalen Terrorismus das Verhältnis zwischen Mexiko und den USA, es ist immer wieder eine zentrale Dimension der politischen Konfrontation zwischen beiden Ländern gewesen: Dies gilt sowohl für die Tätigkeit von Bürgerwehren und privaten Sicherheitsdiensten, die an der Grenze zu Arizona unter den Namen der *Border Rescue* oder *Ranch Rescue* jenseits der offiziellen *Border Patrol* Jagd auf Immigranten aus Mexiko machen. *La Migra*, so ihr spanischer Name, greift pro Jahr ca. 1 Mio. Personen bei der illegalen Grenzüberschreitung auf und schiebt sie erneut nach Mexiko ab. Zudem überleben viele Migranten die Überwindung/Durchquerung der Grenze bzw. des Grenzgebietes nicht, so dass die Hälfte der Toten an der Grenze den schwierigen klimatischen Bedingungen bei dem Versuch des Überlebens in der Wüste zugerechnet wird.

2 Vgl. Ronald Reagan, The President’s News Conference, June 14, 1984, “London Economic Summit” <<http://www.reagan.utexas.edu/resource/speeches/1984/61484d.htm>> (13.10.2004).

Zahl der Toten an der Grenze Mexiko/USA
(Quelle: El Herald, 09.10.2004)

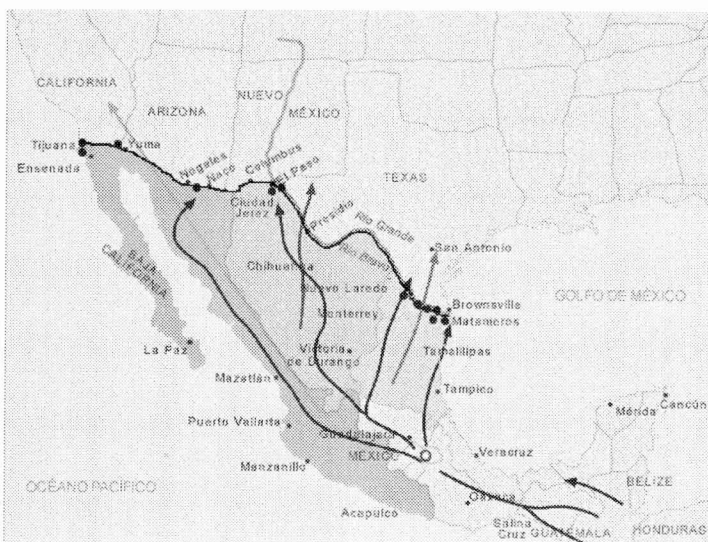


Nicht zuletzt aus diesen Gründen ist die mexikanische Regierung bemüht, ein Migrationsabkommen mit den USA abzuschließen. Allerdings haben die Interessen der *Homeland Security* in den USA den Versuch vereitelt, hier zu einer nachhaltigen Steuerung der Migrationsströme zu kommen. Nach wie vor ist es nicht möglich, die Zustimmung der US-Regierung für zweiseitige Verhandlungen zu erhalten, so dass das *Smart Border Management* auch weiterhin eine unerfüllte mexikanische Hoffnung bleiben wird.

1.4 Die poröse Grenze – von der Immigration zur Transmigration

Das Muster der mexikanischen Migration in die USA hat eine neue Typologie begründet: Neben die klassischen Immigranten und Rückkehrer sowie die Diaspora-Emigranten sind die Transmigranten getreten, jene Personen, die häufig zwischen den Ländern pendeln und einen transnationalen sozialen Raum begründen, in dem sie sich andauernd bewegen (Pries 2001: 51). Sie verhalten sich also gegenüber den tradierten Kriterien der Herkunfts- und Zielregion in einer großen Ambiguität und konstituieren durch ihre soziale und kulturelle Praxis neue Räume. Assimilation und Integration sind insofern nicht die angemessenen Kategorien zur Beschreibung dieser neuen Realität, vielmehr positionieren sich die Transmigranten in beiden (oder allgemein: mehreren) Regionen und Plätzen gleichzeitig. Ihre subjektiven Selbst-Verortungen entsprechen daher eher den 'Sowohl-als-auch-Identitäten' als neue Form der Vergesellschaftung in transnationalen Sozialräumen. Damit wird ein Lebensraum sozial konstruiert, der dauerhaft

zwei und mehr Orte umfasst und von den Bewegungsvektoren der Migranten aufgespannt, die anfangs tastend, dann mit wachsender emotionaler Routine Familienhaushalte, Beziehungsnetze und Kommunikationsräume kontinuierlich in beide Richtungen (Leggewie 2001) aufbauen. Die nationalstaatliche Grenze ist für diese verdichteten Lebensbezüge keine strukturierende Größe mehr, da sich bei der stärkeren Formalisierung transnationaler Existenz die Mehrstaatlichkeit als Grundlage etabliert. Auch die Überweisungen der Migranten in den USA an ihre Familien in Mexiko (*remesas*) sind Ausdruck dieser neuen Realität: im Jahre 2003 wurden 13 Mrd. US-Dollar nach Mexiko überwiesen, für 2004 wird eine Summe von 15 Mrd. erwartet, so dass diese Zahlen inzwischen nach den Erdöleinnahmen und noch vor den ausländischen Direktinvestitionen zur zweitwichtigsten Devisenquelle des Landes geworden sind. 18% aller in Mexiko lebenden Erwachsenen sind Empfänger solcher Zahlungen (BID 2003: 5), die porösen Grenzen zwischen den beiden Gesellschaften sind insofern eine wichtige Grundlage des sozialen Überlebens nicht nur in Mexiko, sondern auch in Zentralamerika. Die Migrationsströme, die sich zunehmend aus den Staaten des mexikanischen Südens nähren, haben das Land zu einem Transitland werden lassen, in dem die staatliche Kontrolle immer weniger in der Lage ist, die territorialen Bewegungen der Bevölkerung zu steuern.



Zentralamerika erhält damit eine neue Dimension für die Kontrolle der Grenzen, lastet doch auf Mexiko nun, jenseits der Frage der zapatistischen Guerilla in Chiapas, auch die Aufgabe, die Südgrenze stärker in den Blick zu nehmen. Das Land wird damit sich in noch stärkerem Maße der Implikationen bewusst, die sich aus seiner eigenen Zerrissenheit zwischen dem dynamischen Norden und einem stärker traditionalistisch geprägten sowie wirtschaftlich stagnierenden Süden ergeben.

1.5 Das Wachstum (an) der Grenze

Nicht nur die grenzüberschreitende Migration in die USA, sondern auch die Wanderung an die Grenze im Gefolge ihrer Dynamisierung haben das Bild der Städte des Grenzraumes verändert. Die ökologischen Folgen eines massiven Bevölkerungswachstums und steigender industrieller Produktion sind nicht ohne Wirkung geblieben. Die zwölf 'Zwillingsstädte' (*twin cities*) entlang der Grenze haben sich auf der mexikanischen Seite sehr dynamisch entwickelt, zunehmend sind jedoch auch ihre US-amerikanischen Partner in diesen Bevölkerungsboom einbezogen worden. Nimmt man die vier US-Bundesstaaten und die sechs ihnen gegenüberstehenden mexikanischen Bundesstaaten zusammen, so konzentriert sich im Grenzbereich nunmehr eine Bevölkerung von über 10 Mio. Personen, die sich zu 90% in den urbanen Zentren angesiedelt hat. Für das Jahr 2020 wird mit einer Zahl von 24 Mio. Bewohnern des Grenzbereiches gerechnet (Herzog 2000: 7), die diesen 'geteilten Raum' gemeinsam nutzen werden. Diese grenzüberschreitende Verantwortung wahrzunehmen, betrifft in besonderem Maße die Verwaltungen der Grenzstädte, in denen sich die Probleme kumulieren.

Bevölkerungsentwicklung in der Grenzregion 1980-1995

	Bevölkerung 1980	Bevölkerung 1990	Bevölkerung 1995
Gesamt	6.976.622	9.103.319	10.585.265
US-Seite	4.009.079	5.213.774	5.827.439
California	1.953.956	2.607.319	2.767.796
Arizona	728.142	914.919	1.038.156
New Mexico	117.974	159.578	188.841
Texas	1.209.079	1.531.958	1.832.646
Mex.-Seite	2.967.543	3.889.545	4.757.826
Baja California	1.002.459	1.400.873	1.750.172
Sonora	312.079	394.712	469.804
Chihuahua	635.490	869.951	1.086.559
Coahuila	151.623	191.135	238.288
Nuevo Leon	16.475	17.312	18.276
Tamaulipas	849.417	1.015.562	1.194.727

Quelle: James Peach and James Williams, U.S.-Mexico Border Region Population Projections to 2020, Paper Presented at the Association of Borderlands Studies and Western Social Science Association Annual Conference, Ft. Worth, Texas, April 22, 1999 (Unpublished manuscript, April 1999).

Dabei lässt sich ein Trend von Westen nach Osten ausmachen, insofern sich zunächst vor allem im Bundesstaat Baja California und bezogen auf die Städte Tijuana/San Diego eine wirtschaftliche Dynamisierung feststellen lässt. Während zuvor der Tourismus und die Landwirtschaft das Profil prägten, setzten sich in den 1960er Jahren mit dem Ausbau der Lohnveredelungsindustrie im Rahmen der *maquiladora*-Entwicklung neue Impulse durch, die nach und nach auch die anderen Grenzstaaten (vor allem Sonora und Chihuahua) erfassten. Das Bevölkerungswachstum war anfangs durch die zurückkehrenden Arbeitskräfte der *bracero*-Programme bedingt, dann entwickelte sich der mexikanische Einkaufstourismus in den 1980er Jahren zu einer maßgeblichen Wirtschaftskraft, so dass etwa in El Paso und Laredo 40% der Umsätze des Einzelhandels auf dieser Basis erzielt wurden (Spener/Roberts 1998: 87). Diese historische Sonderstellung der Grenze änderte sich jedoch in dem Maße, in dem mit dem mexikanischen GATT-Beitritt 1986 und der Lockerung der Zollbestimmung der Handelsverkehr deutlich anstieg. Die Grenze verlor ihre *gate-*

keeping-Funktion für den mexikanischen Staat. Grenzüberschreitende Metropolen wie Matamoros-Brownsville, Nuevo Laredo-Laredo, Ciudad Juárez-El Paso wurden zu wichtigen Durchgangsorten des internationalen Handels, aber gleichzeitig auch zu Standorten der boomenden *maquila*-Industrie. Da 70% der neuen Arbeitsplätze zunächst mit Frauen besetzt wurden, hat diese Feminisierung der Beschäftigung das Bild der ersten Generation der *maquila*-Entwicklung geprägt. Mit der wirtschaftlichen Expansion und dem Bevölkerungswachstum waren auch besondere Aufgaben für städtische Dienstleistungen gestellt. Die damit verbundenen Herausforderungen für die Raumplanung, städtische Infrastruktur, Transportwesen etc. haben diese Städte bislang kaum bewältigen können, zunehmend hat sich aber die Einsicht durchgesetzt, dass sie diese Probleme nur gemeinsam mit ihrer Partnerstadt jenseits der Grenze erfolgreich angehen können (Saint-Germain 1998: 64ff.). Es ist daher nur konsequent, dass seitens der US-Behörden *Border-Crossing-Cards* für Einwohner der Grenzstädte ausgegeben werden, die den kleinen Grenzverkehr ermöglichen. Mit dem Strukturwandel der mexikanischen Wirtschaft durch die Dynamisierung der Exporte zu Lasten der Abhängigkeit vom Öl (Maihold 2003) und dem NAFTA-Abkommen hat sich der Wert von Mexikos Exporten verdreifacht und das Land hat Platz 3 in der Liste der Außenhandelspartner der USA erklommen. Heute trägt die Grenzregion mit mehr als 20% zur gesamten Wirtschaftsleistung Mexikos bei (Díaz-Bautista 2003: 1094f.). Allerdings hat die Konjunkturkrise im Jahre 2002/2003 in den USA zu einer Kontraktion in der *maquila*-Industrie und damit verbunden zu einer erheblichen Reduktion der Beschäftigung geführt; 17,3% der Arbeitsplätze, d.h. ca. 200.000 Stellen gingen im Jahre 2003 verloren. Die Folgen dieses abhängigen Wachstumsmodells weist erneut die wirtschaftspolitische Ohnmacht der Grenzregion und seiner wirtschaftlichen Ausrichtung auf den US-Markt aus, für die Arbeitnehmer sind diese unmittelbar fühlbar geworden. Da gegenwärtig wieder erste positive Zuwächse für den Sektor gemessen werden, dürften jedoch längerfristige Überlegungen zur strukturellen Stabilisierung der Wirtschaftsentwicklung an der Grenze erneut zurückgestellt werden.

1.6 Das neue Machtbewusstsein jenseits der Grenze – die hispanics/latinos in den USA

Mit einem Zuwachs von ca. 1,5 Mio. Personen pro Jahr durch Immigration und Geburten hat sich die spanischsprachige Bevölkerung inzwischen zur größten Minderheit in den USA entwickelt. Mit einem Anteil von 13,5% an der Gesamtbevölkerung (2002) sind diese 38,8 Mio. *hispanics* zu einem wichtigen politischen Akteur in den USA geworden, der nicht nur auf die Entscheidungen im ‘Land der unbegrenzten Möglichkeiten’ Einfluss nimmt, sondern auch für Mexiko zu einem maßgeblichen politischen Faktor geworden ist. Da 60% der *hispanics* aus mexikanischer Abstammung sind, gewinnt diese Bevölkerungsgruppe auch für die innenpolitische Auseinandersetzung zwischen den politischen Parteien Mexikos an Bedeutung, insbesondere unter dem Gesichtspunkt einer möglichen Gewährung des Wahlrechts für diese im Ausland ansässige Bevölkerung. Auf diese Weise könnten sich die mexikanischen Siedlungsschwerpunkte in Kalifornien und Chicago sehr schnell in *battle grounds* des mexikanischen Wahlkampfes verwandeln.

Nicht zuletzt ist der Stimmabgabe der *hispanics* eine kritische Bedeutung im Präsidentschaftswahlkampf der USA eingeräumt worden: Seit der Äußerung von Präsident Bill Clinton, dass er der letzte Präsident der USA gewesen sei, der nicht Spanisch spreche und der spezifisch auf die *hispanics* abzielenden Werbung von George W. Bush bei seiner Wahlkampagne im Jahre 2000 (Ramos 2004), ist erkennbar, dass hier eine neue machtpolitische Rolle für die Mexikaner jenseits der Grenze entstanden ist. Für diese – durchaus nicht homogene – Bevölkerungsgruppe ist die Frage der Migrationspolitik, der Legalisierung illegaler Migranten in den USA und ihr Zugang zu sozialen Dienstleistungen zentral (Pew Hispanic Center/Kaiser Family Foundation 2004), sieht man einmal von den spezifischen Interessen des kubanischen Exils in Florida ab. Daraus wird schon ersichtlich, dass die Kategorie *hispanics*, die durch den Zensus im Jahre 1970 eingeführt wurde, sich aus Personen zusammensetzt, die sich meist über ihr Herkunftsland oder das ihrer Eltern definieren (Pew Hispanic Center/Kaiser Family Foundation 2002: 26ff.). Insofern stellt die Orientierung auf die politische Lage im Heimatland eine ebenso wirkungsmächtige Dimension des politischen Verhaltens dar, wie die Beteili-

gung an der politischen Interessenvertretung in den USA. Es konstituieren sich damit grenzüberschreitende, sich teilweise überlappende politische Räume und Einflusszonen, die sich aus der Zuschreibung von Zugehörigkeiten der *hispanics* zu unterschiedlichen politischen *communities* ergeben.

Das Problem der Macht und Ohnmacht als Erfahrungshorizont an der Grenze zwischen Mexiko und den USA speist sich in großem Umfang aus dem Paradox der Integration beider Nationen: Ideologie und Praxis der Marktliberalisierung heben die Bedeutung des Rückzugs des Staates in Form der Deregulierung, Privatisierung, Öffnung der Ökonomien und der Erosion der Grenzen hervor. Gleichzeitig wird jedoch der Zugang zum Arbeitsmarkt weiter beschränkt, die staatliche und ökonomische Regulierung der Immigranten nimmt zu und die Überwachung der Grenzen wird verstärkt,³ d.h. der NAFTA-Stil der Integration zeichnet sich durch die Gleichzeitigkeit von massiver Unterstützung der Deregulierung des Marktes bei steigender Regulierung auf verbotenen Märkten aus. Angesichts der wachsenden Porosität von Grenzen und steigender Interdependenzen ist zu fragen, ob dieses Integrationsverständnis weiterhin durchsetzbar und erfolgreich beizubehalten ist. Grenzen als „prekäre Räume in der Ära moderner Nationalstaaten“ (Blatter/Clement 2000: 20), die gleichzeitig Möglichkeiten der Mikro-Integration eröffnen und subnationale Akteure zu den zentralen Politikagenten werden lassen, haben immer eine Schnittstelle zwischen grundlegenden Verhaltensmustern und politischen Konzeptionen markiert. Schon allein der Hinweis auf die ‘Demarkationslinien’ lässt erkennen, dass oftmals sehr viel deutlicher die zentralstaatliche Abgrenzungsideologie im Vordergrund stand als die lokale ‘Paradiplomatie’, die auf die Notwendigkeiten grenzüberschreitender Raumplanung, die Lösung gemeinsamer Umweltprobleme und den kleinen Grenzverkehr abhebt. So nimmt es nicht Wunder, dass Gren-

3 Vgl. die Auseinandersetzung zur Immigration und der Grenzregime im Präsidentschaftswahlkampf Bush/Kerry 2004. So spricht sich George W. Bush gegen eine Amnestie für illegale Immigranten aus, Kerry befürwortet ein “earned-legalization program” aus. Gleichzeitig bemerkt er: “[...]the borders are more leaking today than they were before 9/11. The fact is, we haven’t done what we need to do to toughen our borders, and I will”. Vgl. Transcript: Third Presidential Debate, Arizona State University, Tempe, Ariz., 13. Oktober 2004. In: <http://www.washingtonpost.com/wp-srv/politics/debatereferee/debate_1013.html> (14.10.2004).

zen gerade die Folge haben, “creating insiders, outsiders, or those who are caught somewhere in-between” (Harris 2002: 177). Der Grenzraum ist in kultureller Hinsicht kein klar zu definierendes Territorium, sondern ein Bereich, den multiple Identitäten, die dort aufeinander treffen, durch Kollision oder Verhandlung in seiner Ausdehnung zu bestimmen versuchen. Gleichwohl wäre es aber auch fragwürdig, würde man unter dem Gesichtspunkt der “neuen Politik von Person und Identität” vergessen, dass diese Perspektive durch eine Analyse der konkreten Manifestationen von staatlichem und Regierungshandeln auf lokaler und nationaler Ebene ergänzt werden muss (Wilson/Donnan 1998: 1ff.). Die Expansion deterritorialisierter Identitätspolitik kann sich nicht unabhängig von staatlichen Kontexten vollziehen, insofern sind beide Elemente miteinander zu verbinden.

2. Grenzen – Verbindendes und Trennendes

Grenzen, so die traditionelle Sichtweise, heben das Trennende hervor, aber: Grenzen, dies lehrt die kulturwissenschaftliche Diskussion, begründen auch Gemeinsamkeiten, sei es in den Grenzräumen (*borderlands*), durch Ausbildung von Grenzüberschreitungen oder durch eine besondere Verdichtung von Austauschprozessen. Folgt man der traditionellen Schule der Theorie der internationalen Beziehungen, so sind ‘Grenzen’ durch eine geringere Häufigkeit und Intensität der gesellschaftlichen Interaktionen gekennzeichnet (Deutsch 1969: 99; Zürn 2000: 29). Diese Charakterisierung von Grenzen erhält jedoch gerade im Falle der mexikanischen Nordgrenze eine andere Qualität, handelt es sich doch um jene Grenze, die gerade die weltweit größte Dichte von Grenzüberschreitungen besitzt. Nach letzten Zahlen wird mit allein 300 Mio. Grenzübertritten im Jahr (Pastor 2001: 2) zwischen Mexiko und den USA, 1,5 Mio. Festnahmen illegaler Migranten durch die Grenzpatrouille der USA im Jahr 2001 und in der vergangenen Dekade der Tod von 1.233 Personen bei ihrem Versuch, diese Grenze zwischen ‘Nord’ und ‘Süd’ zu überwinden (Valenzuela Arce 2002: 62), das Drama dieser Grenze in dürren Zahlen beschrieben. Verbindendes und Trennendes treffen mit nicht zu kaschierender Brutalität aufeinander, das Migrationsthema ist und bleibt ein zentraler Punkt auf der bilateralen Agenda von Politik und Wissenschaft in Mexiko und den USA. An mehr als 3.300 km, dieser “offenen Wunde” Mexi-

kos, wie Carlos Fuentes diese Grenze bezeichnet hat, vollziehen sich eine Fülle kultureller Prozesse, die die mexikanische Identitätsdiskussion nicht unberührt gelassen haben. Die Frage der territorialen Integrität hat Mexiko lange bewegt, die Gestaltung seiner Identität, insbesondere seiner nationalen Identität, ist ohne die Grenzproblematik nicht zu verstehen.

Mit der Intensivierung des Austausches zwischen beiden Staaten insbesondere im Gefolge des NAFTA-Abkommens von 1994 ist die Frage nach den Grundlagen von Gemeinsamkeiten im Grenzbereich stärker in den Vordergrund getreten. Die Verdichtung sozialer Interdependenzen wirft das Grundproblem der fehlenden Kongruenz gesellschaftlicher Austauschbeziehungen und politischem Regelungszugriff des Nationalstaates auf. Eine Problemlage, die nur durch spezifische *governance*-Arrangements bewältigt werden kann. Dies muss sich insbesondere auf die Frage beziehen, welche Formen der Steuerung sich in einem horizontal und vertikal interdependenten System entwickeln und welche Interaktionsformen (*bargaining* oder *multi-level-governance*-Systeme) sich etablieren. Die Forderung, dass sich aufgrund dieser gemeinschaftsbildenden Kommunikationsprozesse ein *NAFTAplus* bilden müsse, d.h. eine über das Freihandelsinteresse hinausgehende nordamerikanische Gemeinschaft (Pastor 2001), verweist auf die Notwendigkeit der Neufassung des Nationsbegriffes, der nach der Definition von Karl W. Deutsch (1969) auf "[...] eine durch verdichtete Handlungszusammenhänge getragene politische Gemeinschaft [...]" abhebt. Wenn wir es aber heute, wie etwa im Falle der Grenze zwischen Mexiko und den USA; gerade mit einer Verdichtung von Austauschbeziehungen an einer Grenze zu tun haben, also die sozialen Interdependenzen und Transaktionen nicht mehr dem traditionellen Bild der Nation folgend an den Grenzen abnehmen, sondern grenzüberschreitende Handlungs- und Gefühlsräume konstituiert werden (Zürn 2000: 28f.), müssen die Kategorien der Analyse neu gefasst werden.

Entgrenzung und neue Grenzsetzungsprozesse haben sich daher zu zentralen Forschungsfragen der aktuellen sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskussionen entwickelt. Dabei stehen sowohl Fragen nach der bleibenden bzw. schwindenden Bedeutung der staatlichen Grenzen angesichts der wachsenden Interdependenzen im Vordergrund wie auch neue Abgrenzungsversuche, um Identitäten neu zu

begründen und Differenz bzw. Pluralität sichtbar werden zu lassen. Erkennbar überschneiden sich dabei soziale, kulturelle und politische Prozesse, die aufeinander einwirken, sich gegenseitig verstärken oder schwächen können, aber alle dem Tatbestand entsprechen, dass "die territoriale Kongruenz zwischen politischen und wirtschaftlichen Räumen schrumpft" (Brock 1998: 54). Eng verbunden mit diesem Argument ist die Entterritorialisierungsthese, die einen Wandel von Staatlichkeit, die wachsende Entstofflichung der Austauschbeziehungen sowie das Auseinanderfallen von Verantwortungs- und Wirkungsräumen der Politik diagnostiziert (Albert/Brock/Hessler/Menzel/Neyer 1999: 245f.). Das Territorium, traditionell eines der Eckpunkte von Jelineks Drei-Elementen-Lehre zur Staatsdefinition, scheint damit seine Bedeutung als identitätsstiftende und demokratiebegründende Kategorie zu verlieren. Die aus der Kulturwissenschaft bekannte Diskussion zur Diaspora-Problematik und zu transstaatlichen Migrationsräumen weist zudem als Ergebnis aus, dass Identitäten sich zunehmend gerade auch aus einer rein symbolischen Beziehung zu Territorien und Abstammungsgebieten konstituieren können. Insofern erhält die Auseinandersetzung mit dem Phänomen 'Grenze' eine neue Aktualität und bedarf einer interdisziplinären Herangehensweise, um in seinen verschiedenen Dimensionen das Auseinanderfallen von geographischer und sozialer Nähe (Beck 1998: 12) ausleuchten zu können. Die Figur des Nationalstaates als Territorialstaat steht damit zur Debatte, ein Thema, das gerade in Mexiko in zentraler Weise relevant ist, hat sich doch die Staatsführung über Jahrzehnte damit beschäftigt, über den kulturellen Nationalismus eine gemeinsame Identität zu begründen (Pérez Montfort: 2000). Daher soll im Folgenden die innermexikanische Diskussion als Bezugspunkt dienen, um die darin aufgeworfenen Fragen zum Verständnis von der 'Grenze', die im mexikanischen Fall historisch meist die Nordgrenze mit den USA bedeutet, analysieren zu können.

3. Entgrenzung oder das Ende der Differenz von Nähe und Ferne

'Entgrenzung' ist das politische Schlagwort, das die gegenwärtigen Globalisierungsprozesse beschreiben soll, für deren Begriffsbestimmung und Bewertung soziologische Gesellschaftstheorie sowie kul-

turwissenschaftliche Ansätze ihre Zuständigkeit etabliert haben (Albert 1998: 58). Angesichts der Popularisierung des Globalisierungsbegriffes wird es indes immer schwieriger, einen klaren Bezugspunkt für die Erfassung dieses Bündels an Phänomenen zu finden. Wirtschafts- und Rechtswissenschaften sind weithin über die für sie maßgeblichen Zentralbegriffe wie Standortwettbewerb und schwache Versuche zur Aufarbeitung des Themas der Globalisierung des Rechts nicht hinausgelangt. Im Folgenden soll daher zunächst die politikwissenschaftliche Diskussion aufgegriffen werden, die mit zwei konzeptionellen Ansätzen auf das Thema eingeht:

- a. Die im Anschluss an Ernst O. Czempiel (1991) geführte Auseinandersetzung um den Bedeutungszuwachs der 'Gesellschaftswelt' gegenüber der 'Staatenwelt' mit den daran anschließenden Fragestellungen nach dem Wandel von Staatlichkeit und der Ausbreitung gesellschaftsweltlicher Muster in der Staatenwelt insgesamt.
- b. Daraus folgt die Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit der Relevanzverlust und Formwechsel der territorialen Grundlagen des Staates verbunden mit dem Einfluss globaler Prozesse die politische Steuerung und die Legitimation von Demokratie verändert hat oder verändern wird.

Mit 'Entgrenzung' meint man das definitive Aufbrechen jener "harten Schale des Territorialstaates" (John H. Herz), die seit dem 19. Jahrhundert die nationale Kontrolle hinsichtlich der politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen eines Staates sicherstellte, was kurz gefasst als das 'westfälische Modell' eines Systems souveräner Territorialstaaten bezeichnet wird. Gemeint ist also das Wegfallen alter, an den Territorialstaat gebundener Grenzen und das Entstehen neuer Grenzziehungen, die gerade durch die fehlende Kongruenz politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Räume gekennzeichnet sind (Albert 1998: 51f.). Die vielfachen Austausch- und Diffusionsprozesse der modernen Gesellschaften hatten dieses Modell für das 20. Jahrhundert weithin schon als zu begrenzt erscheinen lassen, die neue Dynamik der Informationsgesellschaft und der internationalen Finanzmärkte im globalen Wettbewerb haben seine Unhaltbarkeit definitiv beschrieben.

Allerdings meint Entgrenzung als zentraler Prozess der Globalisierung nicht nur den Verlust der nationalen Kontrolle innerhalb des jeweiligen Staatsgebietes, sondern soll sich auf den Prozesscharakter der Aufhebung, Verschiebung und Umdeutung von Grenzen beziehen, wodurch sich die Bezugsräume sozialen, politischen und kulturellen Handelns und Verhaltens fortwährend verändern (Kohler-Koch 1998: 12). Entgrenzung im Sinne des Ab- und Umbaus von Grenzen bietet einen analytischen Ansatz, der die Veränderung von Ordnungsstrukturen erfassen lässt. Daraus folgen zwei Phänomene von Entgrenzung:

- a. im Sinne der Entterritorialisierung von sozialen und politischen Räumen, d.h. als Verabschiedung vom territorialen Differenzierungsprinzip und
- b. Entgrenzung als Reorganisation territorialer Räume, im Sinne der Verschiebung von Grenzen innerhalb der territorialen Welt.

Heute kann festgestellt werden, dass sowohl in politischer wie auch in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht mit der Globalisierung nicht nur eine Homogenisierung, sondern auch eine Fraktionierung bestehender gesellschaftlicher Räume verbunden ist (Menzel 1998). ‘Grenzen’ haben also einerseits an Bedeutung eingebüßt, andererseits sind neue Versuche der ‘Abgrenzung’ zu verzeichnen, die eigenständige Identitäten zu behaupten versuchen. Grenzen haben insbesondere ihre Bedeutung in Bezug auf die legale Funktion verbunden mit der Definition von Staatsbürgerschaft bewahrt, sind in vielfacher Hinsicht durch neue ideologische Definitionsprozesse neu konstituiert worden, haben aber andererseits hinsichtlich ihrer Schutzfunktion und in der ökonomischen Bedeutung erhebliche Abstriche in ihrer Gültigkeit erfahren (Dittgen 1999).

Wir können somit als Element der Globalisierung eine zunehmende Inkongruenz politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Räume konstatieren, was die Frage nach den Ordnungsprinzipien sowie den Kontroll- und Regulativfunktionen aufwirft, die traditionell territoriale Grenzen begründeten. Insofern definiert Entgrenzung die räumliche Dimension des globalen Wandels, die ihrerseits mit den Begriffen der Globalisierung und De-Territorialisierung aufgefangen wird (Albert 1998: 52f.). Globalisierung beschreibt dann die Durchdringung und Überwölbung lokaler Gegebenheiten durch globale Strukturen und Prozesse und umgekehrt die Gebundenheit dieser glo-

balen Ausprägungen an lokale Gegebenheiten. Damit wird die Ortsgebundenheit globaler wirtschaftlicher und politischer Prozesse zum Ausgangspunkt genommen, um die Ströme des weltweiten Informations-, Waren- und Dienstleistungsaustausches zu beschreiben. De-Territorialisierung meint dagegen die Entkoppelung politischer Steuerung und demokratischer Legitimation vom Territorialprinzip und wirft die Frage nach den Möglichkeiten der Politik in 'entgrenzten Räumen' auf.

Eine Diskussion sozialer, kultureller und politischer Phänomene unter dem Gesichtspunkt der Entgrenzung versucht also, die räumlichen Dimensionen des globalen Umbruchs sowohl unter dem Gesichtspunkt der Verknüpfung politischer, wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Prozesse zu analysieren (d.h. der Globalisierung) wie auch in der Perspektive von deren Auflösung und Re-Konfiguration jenseits territorialstaatlicher Zuschnitte (d.h. der De-Territorialisierung). Insoweit kann die aktuelle Diskussion an die Überlegungen von Georg Simmel (1908: 467) anschließen, dass "die Grenze [...] nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen (ist), sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt".

4. Grenze, Grenzraum, Marginalität und Liminalität: Zur Differenzierung eines Begriffes

Das Thema der Grenze und der Grenzziehungen gewinnt in der heutigen Zeit wieder weltweit an Aktualität, denn während vielerorts politisch-militärische und auch ökonomische Grenzen abgebaut und überwunden werden, werden andernorts wieder neue, meist ethnischer Natur errichtet. Die Diskussion um den Begriff ist angesichts der raschen Fortentwicklung der Kommunikationstechnik und grenzübergreifender Katastrophen⁴ neu entfacht. Während zum einen das Ende der Grenzen eingeläutet wird (Faber 1995: 10ff.), wird zum anderen der Versuch unternommen, den Begriff nicht mehr nur in seiner räumlichen Dimension als Konsequenz politischer Handlungen zu betrach-

4 "Es gab Zäune, Lager, Stadtteile, Militärblöcke einerseits, andererseits die eigenen vier Wände – reale und symbolische Grenzen, hinter die die scheinbar Nichtbetroffenen sich zurückziehen konnten. Dies alles gibt es weiter und gibt es seit Tschernobyl nicht mehr. Es ist das Ende der 'anderen', das Ende all unserer hochgezüchteten Distanzierungsmöglichkeiten, das mit der atomaren Verseuchung erfahrbar geworden ist" (Beck 1986: 7).

ten, sondern vermehrt auch soziale und kulturelle Phänomene, die bei der Grenzziehung, Abgrenzung und Grenzüberschreitung eine Rolle spielen, zu berücksichtigen (Anselm 1995: 197ff.). Für den hier zu behandelnden Fall der Grenzen in Mexiko ist es hilfreich, vorläufige Definitionen vorzulegen, welche die Unterschiede zwischen *Grenze* und *Grenzraum* aufzuzeigen vermögen.

Unter *Grenze* versteht man hier demzufolge eine Trennungslinie, einen eindeutigen und harten Schnitt, der in seinem ursprünglichen Sinn eine Unterbrechung darstellt. Sie wird in ihrer doppelten Funktion betrachtet: Auf der einen Seite schließt sie ein, was zur jeweiligen Sache gehört und auf der anderen Seite schließt sie aus, was nicht zu ihr gehört. In ihrer Aufgabe als Sammelbecken, in dem unterschiedliche Interessen einen Prozess der Homogenisierung erfahren, ist die Grenze auch bei der Schaffung einer Identität maßgeblich (Wokart 1995: 189), da sich das Individuum in einem Wechselspiel von Vergleichen mit dem Fremden jenseits der Grenze selbst definiert und gleichzeitig abzuheben versucht (Streck 1995: 186). Grenzen produzieren ein Innen und ein Außen, und zwar wechselweise für beide durch die Grenze getrennten Bereiche.

Ein *Grenzraum* hingegen ist keine Grenze an sich, sondern besitzt Grenzen, zwischen denen sich Sachverhalte überlappen und durchdringen. Die Grenzen verwandeln sich in Ränder, welche Eigenschaften des Diffusen besitzen und wegen ihrer Durchlässigkeit bekannt sind. In diesem Raum herrscht ein "Indifferenzzustand" (Simmel 1908: 446) im Umgang mit dem Anderen jenseits der Grenzen, d.h. ein Spannungszustand, in dem sowohl eine offensive wie auch eine defensive Haltung latent vorhanden sind (Anselm 1995: 198). Gerade im Hinblick auf die Kultur angrenzender Räume bedeutet dieses, dass sie Orte von Auseinandersetzungen sind, in denen der beiderseitige Abgrenzungswille (Streck 1995: 186) vorhanden ist, jedoch nicht immer wirksam wird. Sie sind sowohl Räume der Vermittlung zwischen Kulturen wie der Zerstörung kultureller Identität.

Der Ausdruck 'Grenzräume' (*espacios fronterizos*) (Zavala 1991: 111 ff.) wird auch zunehmend in der Kulturwissenschaft verwendet, um, wie sein Name es ausdrückt, kulturelle und literarische Phänomene zu bezeichnen, welche eine Randposition in Bezug auf ein zentral gesteuertes Handeln einnehmen (Medick 1995: 212). In einem Versuch der Umkehrung der Perspektive, d.h. nicht mehr aus der zentra-

len Position heraus argumentierend, verlagert sich die wissenschaftliche Diskussion um die Grenze an den Rand (*margen*), d.h. sie *marginalisiert* (Osorio 1991: 245) sich und versucht sogar das zentrale Handeln aus ihrer Randstellung heraus zu interpretieren. Methodisch umzusetzen ist die Aussage des Religionsphilosophen Franz Rosenzweig: "Ein wissenschaftliches Problem fruchtbar zu machen, heißt: es in ein Grenzproblem zu verwandeln" (Medick 1995: 212).

Neben dem Grenzraum als *marginalen* Raum wird auch zunehmend in der Kulturwissenschaft der Ausdruck *liminalidad* verwendet, in seiner Bedeutung von Schwelle oder als Sinnbild von fluktuierenden Grenze, der Ausbildung eines eigenen, komplexen Interaktions-systems 'Grenze' selbst.

Al utilizar el término liminalidad me refiero a la condición paradójica y potencialmente productiva de estar situado entre dos o más terrenos a la vez. Estos terrenos pueden ser físicos, o bien puede tratarse de distintos lenguajes, diferentes géneros literarios, diferentes tradiciones culturales o diferentes etapas del desarrollo (Zavala 1993: 147ff.).

Dieser Ansatz findet seinen Ursprung in der neuesten Diskussion um die kulturelle Identität in Mexiko und verweist auf methodische Ansätze der Dialogizität in den Ausformungen der Heteroglosie und in ihren Prägungen der Parodie und der Ironie. Der Schwerpunkt dieses theoretischen Ansatzes ist die Bewertung multilinguistischer Formen und des sprachwissenschaftlichen *code-switching*, die auch als exemplarisches Beispiel für das Phänomen der zunehmenden Hybridisierung der kulturellen Identität steht (Fernández 1994: 451ff.).

5. Mexikanische Grenzen und der Umgang mit der kulturellen Hybridisierung

Eine fruchtbare Untersuchung dieses Problemkreises von Entgrenzung alter und neuer Grenzen findet naturgemäß überall dort einen sinnvollen Ort, an dem sich die bezeichneten Prozesse in besonderem Maße verdichten und wo sich das Entstehen einer neuen, in die territorialstaatliche Ordnung nicht einpassbare Qualität des politischen Raumes herausgebildet hat. Mexiko stellt einen solchen Grenzraum dar, befindet es sich doch an der einzigen Stelle auf der Welt, an dem der entwicklungspolitische Norden und Süden an einer gemeinsamen Grenze aufeinander treffen. Vielfältige Austauschprozesse durch Arbeitsmig-

ration und wirtschaftliche Kooperation bereits im Vorfeld des am 1. Januar 1994 in Kraft getretenen NAFTA zwischen den USA und Mexiko (sowie Kanada als drittem Partner) haben an dieser Grenze einen kulturellen ‘Übergangsraum’ entstehen lassen, der für die Sozial- sowie Sprach- und Literaturwissenschaften Verhältnisse geschaffen hat, die einer naturwissenschaftlichen Laboratoriumssituation nahe kommen. Der US-mexikanische Grenzraum wird dabei durchaus als Kern oder Teil eines integrierten Kulturraumes betrachtet, der als kulturelthistorischer *Greater Southwest* oder als eine der *Nine Nations of Northamerica* oder *Mexamerica* verstanden wird (Albert 1998: 57f.). Dahinter steht dann die Frage, “How wide is the border?” angesichts der Vielzahl möglicher Interpretationsansätze zur Beschreibung dieses Grenzraumes.

Neben dieser spezifischen Qualität der Nordgrenze Mexikos lässt sich die beschriebene Fraktionierung und das Wiederaufleben ethnischer Identitäten an der indianisch geprägten Südgrenze des Landes beschreiben. Seinen politischen Ausdruck hat dies in dem publizistisch begleiteten Auftauchen der zapatistischen Guerilla-Bewegung der *Ejército Zapatista de Liberación Nacional* (EZLN) gefunden, just am Tage des Inkrafttretens von NAFTA, der für viele Mexikaner den ersehnten Schritt des eigenen Landes aus der ‘dritten’ in die ‘erste Welt’ symbolisieren sollte.

Die Nord- und Südgrenze enthalten somit die Spannung des Globalisierungsprozesses in sich, Modernisierung und Vereinheitlichungstendenz im kulturellen Übergangsraum einerseits und Fraktionierung sowie Wiederaufleben ethnischer Identitäten andererseits. Diese Befindlichkeit trifft die mexikanische Kultur in besonderem Maße, hatte sie sich doch über Jahrzehnte einer Identitätsphilosophie verschrieben, die gerade die eigenständige und zugleich einheitliche nationale Identität zu befördern versuchte. Dies nicht zuletzt angesichts der Präsenz des ‘Kolosses des Nordens’, der insbesondere die Bewahrung der vorgeblichen mexikanischen Identität an der Nordgrenze einzuschränken schien. Die Hauptstadt des Landes war demgegenüber der kulturelle Ort, an dem sich die nationale Identität in einer Vielzahl von Szenarien erschaffen und bestätigen ließ.

Heute lassen sich zwei Phänomene festhalten:

- Ökonomisch und politisch hat Mexiko einen Dezentralisierungsprozess durchlaufen, der durch die höhere Dynamik der Grenzregionen das Gewicht der Hauptstadt eingeschränkt hat. Die Aufwertung der früher marginalen Bereiche hat auch eine De-Zentrierung des Denkens bewirkt, die das Bild einer einheitlichen Nationalidentität ins Schwanken gebracht hat.⁵ Es gilt heute als anerkannt, dass sich eine Hybrid-Kultur herausgebildet hat, die nicht mehr der gesetzten und auch von den Schriftstellern lange verfolgten Nationalkultur entspricht.
- Die bezeichnete De-Zentrierung hat auch die Kultur und Literatur erfasst, die sich in ihrer kulturpolitischen Orientierung wie auch in ihren Sujets und der Sprache zunehmend von der Dominanz der Hauptstadt als Verkörperung der Verschmelzung der nationalen Kultur(en) gelöst haben. Die Bedienung der überkommenen kulturellen Symbole und die Fortführung des politischen Kulturalismus in der *mexicanidad*-Philosophie als Bewahrung der traditionellen Werte durch ästhetische Innovationen hat sich als nicht mehr tragfähig erwiesen. Entstanden sind in den Übergangsräumen der nördlichen und südlichen Grenzgebiete Mexikos ein kulturelles Leben und eine Literatur, die in ihrem Diskurs, den sprachlichen und stilistischen Mitteln sich von der früheren regionalistisch geprägten Begrenzung befreit haben und trotz ihrer inneren Heterogenität einen neuen Entwicklungsabschnitt in der mexikanischen Kulturentwicklung und Literaturgeschichte formen.

Über fast 70 Jahre hinweg hat sich nicht zuletzt durch die Hegemonie der PRI (*Partido Revolucionario Institucional*) als quasi Staatspartei eine mit mythischen, geschichtlichen und ethnischen Merkmalen durchwirkte Integrationsideologie konsolidiert. Erste Anzeichen der Unterhöhlung des virtuellen Zusammenhaltes der mexikanischen Nation und die Enthüllung ihrer inneren Widersprüche ergaben sich zum Anlass des Inkrafttretens des Nordamerikanischen Freihandelsabkommens (NAFTA): Am 1. Januar 1994 überschattete ein Aufstand des

5 Nicht umsonst wird für das Zusammentreffen von Dezentralisierungs-/Regionalisierungspolitik mit transnationaler Integration das Konzept der 'Glokalisierung' eingeführt (vgl. Blatter 2004: 532).

EZLN im Süden des Landes mit gleichzeitigen Forderungen nach mehr Gerechtigkeit und Demokratie den Auftakt des Wirtschaftsverbündnisses mit den USA und offenbarte die Ungereimtheiten hinter der Fassade des sich auf dem Weg in die Modernität wädhenden Mexikos.

Das Zustandekommen des Wirtschaftspaktes und der Verlust der Hegemonie durch die PRI wirkte sich zunehmend auch auf die mexikanische Kultur aus; kritische Forderungen nach größerer Pluralisierung unter Verzicht auf "mexikanische Stereotype" (Bartra 1993: 12) wurden laut. Eine gewandelte Auffassung der kulturellen Vormachtsansprüche des 'Zentrums' Mexiko City gegenüber der 'Peripherie' des Nordens (Saravia 1990: 189ff.) und Südens machte sich breit. Der in Mexiko ansässige Kulturwissenschaftler Néstor García Canclini hat diesen Gesamtkomplex auf den Begriff der Hybridkulturen gebracht, die nicht auf einer zugewiesenen Kohärenz oder einem statischen Set an Kulturprodukten oder spezifischen Kulturelementen beruhen, sondern aus verknüpften Prozessen diskursiver Elemente bestehen, die multiple Formen, Gattungen oder Formate besitzen, die sich miteinander in einem permanenten Austauschprozess befinden (García Canclini 1990: 362). Er wendet sich gegen die voluntaristische Logik des politischen Kulturalismus und fordert die Berücksichtigung der multitemporalen Heterogenität in der Kulturentwicklung jeder Nation ein. Die traditionellen Mechanismen des Imports, der Übersetzung und der Konstruktion eigener kultureller Werte geraten somit an die Grenzen ihrer Sinnhaftigkeit für die Gestaltung der kulturellen Entwicklung. Nur die gleichzeitige Betrachtung von kulturellen und sozialen Dynamiken in ihrer Stratifikation innerhalb der Gesellschaften vermag einen Einblick in die Ausbildung von Strategien zum Umgang mit der Moderne zu vermitteln.

Für die traditionelle Position der Begründung nationaler Identität ist archetypisch die Figur des *pachuco* im Werk von Octavio Paz. Die Vorstellung von der Last einer unvollendeten Geschichte als Hindernis nationaler Identität folgt aus den Thesen, die der mexikanische Dichter Octavio Paz in seinem Essayband *El laberinto de la soledad* entwickelt hat. Das Gleichgewicht, das die menschliche Existenz des Mexikaners vorgaukelt, beruht für Paz nur auf dem Einsatz von Masken, die die Wunde der Zerrissenheit verdecken und die Einsamkeit nicht erkennbar werden lassen sollen.

Dieses Gefühl, sich als Waise zwischen den Welten zu empfinden, findet seinen Ausdruck im Bruch mit dem Etablierten und in der Negation, im Opfer und in der *fiesta*, die alle als mögliche Formen des Umgangs mit der historischen und personalen Einsamkeit anzusehen sind. Paz verfährt dabei stark kontrastiv, indem das Diesseits und das Jenseits der Grenze gegenübergestellt werden.

Ganz unter dem Einfluss dieser von Octavio Paz zum Thema der mexikanischen Identität entwickelten Position verfasst der Schriftsteller Carlos Fuentes im Jahr 1958 seinen Roman *La región más transparente*, der seinen Durchbruch als anerkannter Autor markiert. Dabei distanziert sich der Schriftsteller jedoch gleichzeitig von den soziologisch, philosophisch oder psychologisch angeleiteten Lösungsstrategien zur Frage der Identität; vielmehr visiert er eine auf der Literatur, der Reinterpretation der Geschichte und dem Einsatz mythischer Strukturen basierende Sichtweise an. Mit diesem ersten 'urbanen' Roman legt er die Grundlagen für seine Position, dass die Literatur und die Phantasie die einzigen Instrumente sind, mit deren Hilfe der Mexikaner aus dem Selbstbetrug und dem Maskendasein entfliehen kann (Paz 1973).

Bezeichnenderweise hatte Octavio Paz seine Diskussion der Identitätsfrage im Jahre 1949 mit dem Beispiel des *pachuco* als maßgeblichem Exemplar für die den Mexikaner kennzeichnende charakterliche Unreife begonnen: Der Typus des Mexikaners, der sein Dasein in den USA fristet.

Al iniciar mi vida en los Estados Unidos residí algún tiempo en Los Angeles, ciudad habitada por más de un millón de personas de origen mexicano. [...] Esta mexicanidad – gusto por los adornos, descuido y fausto, negligencia, pasión y reserva [...] Flota, no acaba de ser, no acaba por desaparecer [...] Como es sabido, los "pachucos" son bandas de jóvenes, generalmente de origen mexicano, que viven en las ciudades del Sur y que se singularizan tanto por su vestimenta como por su conducta y su lenguaje (Paz 1973: 15).

Incapaces de asimilar una civilización que, por lo demás, los rechaza, los pachucos no han encontrado más respuesta a la hostilidad ambiente que esta exasperada afirmación de su personalidad (Paz 1973: 16).

Por caminos secretos y arriesgados el "pachuco" intenta ingresar a la sociedad norteamericana. Mas él mismo se veda el acceso. Desprendido de su cultura tradicional, el pachuco se afirma un instante como soledad y reto. Niega a la sociedad de que procede (Paz 1973: 18).

Sin duda en la figura del “pachuco” hay muchos elementos que no aparecen en esta descripción. Pero el *hibridismo de su lenguaje y de su porte* me parecen indudable reflejo de una oscilación psíquica entre dos mundos irreductibles y que vanamente quiere conciliar y superar: el norteamericano y el mexicano (Paz 1973: 20, Hervorhebung von G. M.).

6. Die Grenze zwischen den USA und Mexiko: eine *frontera nómada*?

Die Interdependenz in der Beziehung zwischen den USA und Mexiko wurde traditionell von mexikanischer Seite als Abhängigkeit empfunden. Zusehends lassen sich jedoch auch Anhaltspunkte dafür finden, dass die internen Entwicklungen in Mexiko auch das innere Gleichgewicht in den USA zu beeinträchtigen vermögen. Die theoretische Befassung mit der Grenze zwischen Mexiko und den USA wird traditionell mit einem paradigmatischen Charakter zur Testung von Ansätzen versehen, die mit dem Konzept des *crossing*, interkulturellen Austausches, *circulations*, Widerstandes, Verhandlungen und als militarisierter *low-intensity*-Konfliktes beschrieben werden (Saldívar 1997: IX).

Unter dem Gesichtspunkt der Entgrenzung scheint für die mexikanische Nordgrenze zunächst die Inkongruenz politischer und ökonomischer Räume einleuchtend, das Bild der *open markets, closed borders*, d.h. der Öffnung der Grenze für Güter bei gleichzeitiger Verschärfung von Grenzkontrollen und Einwanderungspolitik evident (Andreas 1996). Dieses symbolträchtige Bild kontrastiert jedoch mit den Zahlen, die für diese Grenze die weltweit meisten Grenzübertritte nachweisen. Zudem weist sie durch die anhaltend hohe Zahl ständiger legaler und illegaler Grenzüberschreitungen von Personen ihre eigene Irrelevanz aus. Hinzu tritt die grenzüberschreitende Bedeutung der Ballungsgebiete San Diego-Tijuana und El Paso-Cd. Juárez sowie der Nutzung natürlicher Ressourcen, die die Neigung zur Analyse der *transborder-region* verstärkt haben.

In kulturwissenschaftlicher Perspektive ist daher auch die Diskussion vorangetrieben worden, nicht mehr von der US-mexikanischen *border* zu sprechen, sondern stattdessen den Begriff *frontier* einzusetzen (Albert 1998: 60), der in Analogie zur *American Frontier* die grenzüberschreitende Modernisierung gesellschaftlicher Strukturen hervorhebt. Durch die Wanderungsbewegungen an und über die Gren-

ze wird die mexikanische Seite in gewissem Sinne ökonomisch ‘amerikanisiert’, während auf der amerikanischen Seite eine eher ethnische und kulturelle ‘Mexikanisierung’ stattzufinden scheint. Daraus ist die These abgeleitet worden, dass sich eine örtliche bzw. regionale, direkt ‘grenzbezogene’ und möglicherweise grenzüberschreitende Identität, eine Identität als ‘Grenzbewohner’ herausgebildet habe. Solche ‘grenzbezogenen’ Identitäten sind weltweit bislang wenig verbreitet und hätten für die Frage der Diskussion von Entgrenzung einen zentralen analytischen Wert; dies zumal eine solche ‘Grenzidentität’ auf eher schwachen Exklusionsprinzipien gründet, indem sie gerade die Grenze – als Symbol von Exklusion – zum Inklusionscharakteristikum macht (Albert 1998: 64). Die Bindekraft einer solchen Identität sollte jedoch nicht überschätzt werden, ist sie doch ebenfalls den ethnischen und sozialstrukturellen Schichtungsprozessen unterworfen, die gerade in Migrationsräumen sehr virulent sind. Insofern erscheint der Grenzraum unter dem Gesichtspunkt der Identitätsbildung nur sehr schwierig zu vermessen, hierfür würden sich eher wirtschaftliche Kriterien anbieten.

Die Region um die Grenze zeichnet sich im sozialen Bereich dadurch aus, dass sie ein Sammelbecken von Menschen unterschiedlicher kultureller Provenienz ist, die sich aufgrund der Migrationen aus den verschiedenen Staaten Mexikos an die Grenze und über die Grenze in die USA dort angesiedelt haben. Die Ausbildung dieser transnationalen Gemeinschaften hat angesichts des Grenzkontrollregimes der USA auch eine weitere Vertiefung erfahren, da die Aufenthaltsdauer der (illegalen) Migranten in den USA sich erheblich verlängert hat. Nicht ohne Grund ist diese neue ‘Räumlichkeit’ unter dem Stichwort des Wandels von *spaces of place* zu *spaces of flows* (Castells 1996: 29) beschrieben worden. Gerade unter diesem Gesichtspunkt gilt es, Grensräume in einem Zugriff der Raumsoziologie zu erfassen. Die Frage danach, wie Räume entstehen und reproduziert werden, reicht über die traditionelle Sichtweise von Raum als Ort oder Territorium hinaus, sie muss also die geographische Dimension überschreiten. Vielmehr erscheint ein Ansatz sinnvoll, der den Raum aus der Anordnung von Menschen und sozialen Gütern konstituiert und damit also eine relationale und sozialkonstruktivistische Perspektive gewinnt.

7. Der mexikanische Grenzraum – Versuche einer Charakterisierung

Folgt man einer Aussage von José Vasconcelos, so endet die Kultur in Mexiko dort, “donde empieza la carne asada y la tortilla de harina”. In dieser Aussage wird die Distanz bzw. sogar die Ablehnung deutlich, mit der sich der mexikanische Norden, insbesondere aber der Grenzraum aus zentralstaatlicher Perspektive konfrontiert sah. Der Norden, die Grenze an sich, stand unter dem Generalverdacht des ‘Verrates an der Nation’, dessen äußeres Zeichen in der vorschnellen Übernahme US-amerikanischer Sprache und Verhaltensweisen als Zeichen nationaler Unzuverlässigkeit erkannt wurde. Die These, dass mit der geographischen Nähe zu den USA ein Verlust nationaler Identität bei den Mexikanern festzustellen sei, wurde bis in die 1980er Jahre hinein trotz gegenteiliger Umfrageergebnisse vertreten (Hansen 1986: 39).

Während das Thema der nördlichen und der südlichen Grenze in Mexiko sowohl in seiner historischen, wie auch in seiner politischen Dimension (EZLN) und zunehmend in seiner ökonomischen Rolle (NAFTA) einen wesentlichen Bestandteil der Forschung ausgemacht hat, wurde bisher wenig Interesse an der Erforschung kultureller Aspekte gezeigt, die ihren Ursprung in der isolierten Lage finden, welche dieser Raum aufgrund seiner geographischen Position innehat. Ungeachtet der Tatsache, dass der kulturelle Raum des Nordens schon in den frühen zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts als Kulisse für den Roman über die Mexikanische Revolution (1910-1921) dient, der seinerseits als *die* erste wahrhaftige literarische Ausdrucksform Mexikos gilt (Portal 1977; Castro Leal 1960), wird die literarische Produktion dieses Grenzraums kaum gewürdigt (Migueléiz 1983: 20).

In den wenigen Werken wird jedoch das Trennende der Grenze in besonderem Maße angesprochen: Neben dem Roman von Mariano Azuela *Los de abajo*, in dem Beweggründe und Schicksale der unteren Bevölkerungsschicht des Nordens während der Jahre der Revolution nachgezeichnet werden, steht auch das essayistische Werk von José Vasconcelos *Ulises criollo*, das im Zeichen eines um die Jahrhundertwende sehr ausgeprägten Antimperialismus die Grenze zur Abschottung gegen den nordamerikanischen Einfluss auf die mexikanische Kultur nutzt (Saravia 1990: 189ff.). Eine ambivalente Sicht des Nordens vermittelt hingegen der Schriftsteller Agustín Yáñez in sei-

nem Roman *Al filo del agua*, in dem er eine Gesellschaft zeigt, die in ihrer Bewegungslosigkeit erstarrt, von der gewaltvollen Welle der Revolution überrascht wird und bis in ihre Wurzeln Veränderungen erfährt.

Alle diese Werke zeichnen sich dadurch aus, dass sie von der Aufwertung, den der Norden während der Jahre der Revolution durchlebt, profitieren und ihn thematisch zu verarbeiten vermögen. Dennoch dient die Region des Nordens in diesen Romanen nur als szenisches Element für eine aus dem 'Zentrum' erfasste Wirklichkeit. Der Norden verwandelt sich in ein Land voll geographischer Unwägbarkeiten, in dem Hitze und endlose Weiten eine Meute hartgesottener Männer beherbergt, die bunt zusammengewürfelt in marodierenden Horden der Zivilisation den Garaus machen.

Ähnliche Verbreitung von Klischeevorstellungen beinhalten jene Werke, die sich beim Versuch der Rekonstruktion der heutigen Probleme an der Grenze überwiegend für das Schicksal der mexikanischen Migranten und Illegalen interessieren. Zunehmend wird die Grenzüberschreitung als Topos thematisiert. Die meisten Romane oder Dramen, die das Thema verarbeiten, werden zudem von Schriftstellern geschrieben, welche die Grenze nicht als ihren eigenen Lebensraum erfahren haben. Als Beispiel hierfür können der Roman von Luis Spota *Murieron a mitad del río* (Spota 1959), von José Agustín das Melodram *Ciudades desiertas* (Agustín 1982) und von Carlos Fuentes der "Roman in 9 Erzählungen" *La frontera de cristal* (Fuentes 1995) gelten. In *Murieron a mitad del río* wird in Anspielung auf die vielen Ertrunkenen bei der illegalen Grenzüberquerung des Flusses Río Grande, die Tragödie einer Handvoll eingeschleuster Mexikaner beschrieben, die unter extrem unwürdigen Verhältnissen ihren Traum über das Paradies USA austräumen. Einige verenden jenseits der Grenze, andere wiederum kehren gebrochen und ohne Illusionen über die staubige Straße in ihre alte Heimat zurück.

Auch das Werk José Agustíns, als Begründer der literarischen Bewegung der "jugendlichen Kontrakultur" (Gunia 1994) im Zeichen der '68er Bewegung bekannt, beschäftigt sich mit dem Problem der Grenze in der konkreten Entwicklung einer Liebesgeschichte zwischen einem Mexikaner und einer Amerikanerin. Die Beziehung spielt sich vornehmlich in den USA ab und ist von vorneherein aufgrund der unterschiedlichen Lebensauffassungen zum Scheitern verurteilt. Im

“Melodram” (García Núñez 1988: 163) übernimmt der Schriftsteller jedoch bei der charakterlichen Entwicklung seines Protagonisten die stereotypen Eigenschaften des Mexikaners als “Macho”, so dass sich das Werk neben der Bewertung der amerikanischen Kultur durch einen Fremden, als Plädoyer zur Veränderung des Verhaltens des Mannes gegenüber der Frau liest. Die Grenze spielt also nicht nur als geographische Trennungslinie eine Rolle, sondern erstreckt sich bis hin zu den kulturellen Grenzen, welche ein Miteinander unmöglich machen.

In der Literatur (Martínez 1995; Groß/Schmitt-Egner 1994: 85) werden traditionell drei Defizite für Grenzregionen hervorgehoben, die auch für den hier behandelten Fall zutreffen:

- Politische Defizite: Grenzregionen waren in der Regel Verdichtungsräume zwischenstaatlicher Konflikte und litten gleichzeitig unter einem Mangel an Kontrollmöglichkeiten.
- Ökonomische Defizite: Die Konzentration auf die nationalstaatlichen Zentren und die geringe Dichte des wirtschaftlichen Austausches in der Breite des Territoriums hatten die ökonomische Wirkung, dass die Grenzregionen zu strukturschwachen Gebieten wurden.
- Kulturelle Defizite: Die Dominanz nationalstaatlichen Denkens in Kultur, Gesellschaft und Politik assoziierte Grenzregionen mit überdurchschnittlichen Identitätsverlusten bzw. die Regionen standen unter dem Verdacht der zu geringen Identifikation mit der Nationalstaatsideologie (*agringamiento*).

Bezogen auf diese Defizitanalyse hat sich der Grenzraum USA/Mexiko zunehmend aus der Randlage gegenüber dem Zentrum befreien können, seine wirtschaftliche Dynamik hat dazu beigetragen, dass er schon als viertes NAFTA-Mitglied neben den USA, Kanada und Mexiko bezeichnet wurde (Brown 1997). Auch in politischer Hinsicht vollzog sich der demokratische Wandel in Mexiko zunächst in den nördlichen Grenzstaaten, sowohl auf kommunalpolitischer Ebene wie auch bei der ersten von der damaligen Opposition der PAN (*Partido Acción Nacional*) gewonnenen Gouverneurswahl im Staat Baja California im Jahre 1989.

Die Nordgrenze scheint auch in dieser Hinsicht ein Laboratorium für die Demokratie zu sein, wie sich mit einer Fülle von Regierungswechseln seitdem nachweisen lässt. Zunehmend entwickelt sich die

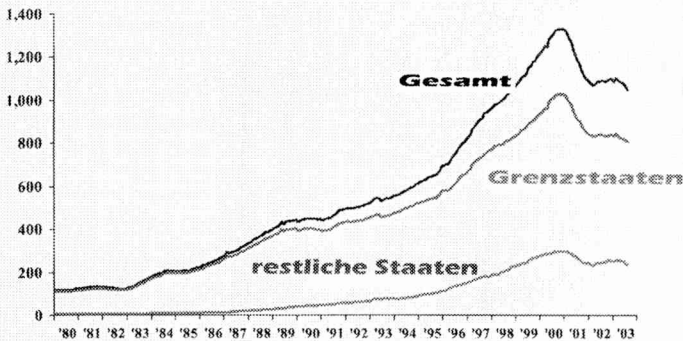
Grenzregion von einer Peripherie zu einer Zone internationaler bzw. transnationaler Synergien, die gleichwohl ihren asymmetrischen Charakter nicht verleugnen kann. Das Pro-Kopf-Einkommen in San Diego liegt noch immer 14-mal über demjenigen in Tijuana, eine Zahl, die die Distanz zwischen beiden Räumen deutlich werden lässt. Die Ausweisung freier Produktionszonen und eines Sonderstatus der Region haben zwar einen deutlichen Wachstumsschub ermöglicht, allerdings konnte dies nicht zu einer selbsttragenden Wirtschaftsdynamik verdichtet werden. Seit dem Programm zur industriellen Entwicklung der Grenze (*Programa Industrial Fronterizo*) aus dem Jahre 1965 hat sich das Auseinanderfallen der verschiedenen Dimensionen der Grenze verstärkt, politische, wirtschaftliche und kulturelle Dimensionen treten weiter auseinander: So lässt sich die Identität der legalen (Landes-) Grenze mit der Wirtschaftsgrenze nicht länger aufrecht erhalten (Vázquez Ruíz 1997: 38), es begann die Ausbildung eines gemeinsamen Wirtschaftsraumes, der mit dem Abschluss des NAFTA-Abkommens seine formale Entsprechung erhielt. Das Wirtschaftsmodell der *maquiladora*-Industrie⁶, die zunächst vor allem auf die Entsprechung zu einem Zwillingsbetrieb jenseits der Grenze ausgelegt war, hat sich auf die gesamte mexikanische Wirtschaft ausgedehnt. Ein Re-Export der Produkte ist nicht mehr zwingend, die nationalen Inputs für die Produktion könnten bei hinreichender Qualitätsleistung deutlich gesteigert werden (allerdings liegen sie nach wie vor bei einem bescheidenen Anteil von 3,2%) und die Einkommen haben sich seit 1997 beinahe verdoppelt (Vargas Levy 2003). Seit dem Jahre 2001 weist die *maquila*-Industrie der Grenzregion eine dramatische Kontraktion auf, die sich in Sonora auf 28,61%, Baja California auf 23% und Chihuahua auf 17% der Arbeitsplätze belief. Damit scheint die *maquila*-Industrie in eine Krise einzutreten, die insbesondere in der Grenzregion eng mit der Entwicklung der Absatzmärkte und Konsumneigung in den USA verzahnt ist. Diese Abwärtsdynamik scheint zwar gegen-

6 Es werden vier Phasen der Entwicklung der *maquila*-Industrie unterschieden: die unternehmerische Phase (1965-1970), die durch die Ansiedlung von Großunternehmen im Grenzgebiet gekennzeichnet war; die regionale Expansionsphase (1972-1981), die die Ansiedlung lohnintensiver Produktion im gesamten Territorium bewirkte; die multinationale Expansion (1982-1988), die insbesondere durch die Beteiligung japanischer und koreanischer Investoren gekennzeichnet ist sowie die durch das NAFTA-Abkommen geprägte Phase mit Ursprungsregeln und Importquoten (Brouthers/McCray/Wilkinson 1999).

wärtig wieder abzuflachen, allerdings ist zu vermuten, dass es stärkerer Anstrengungen der mexikanischen Regierung bedürfen wird, um die *maquila* in die nationale Wertschöpfungskette einzubeziehen und damit auch größere Binnenmarkteffekte erzielen zu können.

Beschäftigung in der Maquila an der Grenze

Arbeitsplätze in Tausenden



Quelle: Secretaría del Trabajo y Previsión Social.

Die weithin ideologisch aufgeladene Diskussion über die *maquila* (Carrillo 1990) muss daher in die Gesamtproblematik der Entwicklung in der Grenzregion einbezogen werden, nicht nur hinsichtlich ihrer produktiven Vernetzung, sondern auch bezogen auf den Ausbau politischer, sozialer und kultureller Netzwerke in diesem transnationalen Feld. Betrachtet man die Grenzregion zwischen den USA und Mexiko als exemplarischen Raum verdichteter Globalisierung und ihrer Effekte, so stellen sich folgende Fragen aus der Sicht des uns interessierenden Integrationsparadoxons von *open markets* und *closed borders* auf drei Ebenen (Nye 1968: 37f.):

- politische Integration, d.h. steigende Interdependenz bei der Politikformulierung;
- institutionelle Integration, die sich zum einen auf der bürokratischen Ebene von Personal und Haushalt sowie zum anderen auf der Ebene legaler Entscheidungsautonomie artikuliert. Dabei kommen sowohl ökonomisch-instrumentelle wie auch soziologisch-

identifikatorische Dimensionen zum Tragen (Blatter 2001: 198ff.), die sich auf unterschiedliche Idealtypen grenzüberschreitender Zusammenarbeit beziehen (*commissions*⁷, *connections*⁸, *coalitions*⁹, *consociations*¹⁰). Während im europäischen Kontext die historische Tendenz von den nationalstaatlichen *commissions* zu *coalitions/consociations* mit dem Aufstieg vorwiegend subnationaler Akteure ablesbar ist; vollzieht sich die Entwicklung im Falle der Grenzregion USA/Mexiko auf einer Achse zwischen offiziellen und mit einigen privaten Vertretern besetzten *commissions* zu den eher informell angelegten *connections*, ohne dass es gelungen wäre, weitergehende Koalitionen zu konstituieren (Blatter 2004: 538). Damit wird eine stärker prozessual orientierte Konsenssuche vorangetrieben, die in eine Verflachung und Enthierarchisierung der Interaktionsmuster in Richtung Netzwerk münden könnte. Es fehlt das große politische Design der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit – wie sie etwa in der europäischen Idee auf dem Alten Kontinent ausgeprägt ist, stattdessen dominiert ein auf funktionale Verflechtungen ausgelegtes Integrationsleitbild (Blatter 2001: 214).

- Wertebasierte Integration, d.h. im Sinne gegenseitiger Identität und Verpflichtung als Grundlage weiterreichender Kooperation.

8. *Good fences make good neighbours* oder Perspektiven von Grenzen in Bewegung

Global cities ist das Raumbild, das den Kern moderner Globalisierungsprozesse beschreiben soll. Seit den Analysen von Saskia Sassen (1996) steht diese Position für weltweite Verknüpfung und Auflösung von Bindungen jenseits des alten Nationalstaates. Aus Lateinamerika kommt aber eine andere Position: Nelly Richard (1996) hat darauf hingewiesen, dass es gerade die Ränder, die Grenzen, d.h. die Peripherie ist, von der aus sich ein neuer Protagonismus artikuliert, der kritische Strategien der alternativen Modernisierung und kultureller Ver-

7 Steuerungsorientierte und formale Instrumente nationalstaatlicher Exekutiven.

8 Informelle Selbstkoordination von staatlichen und privaten Akteuren in sektoralen Feldern.

9 Ideelle Faktoren, die durch geteilte Werte und Ideologien soziales sektorales Handeln bündeln (Unternehmerverbände/Umweltgruppen).

10 Diskurskoalitionen, *advocacy*-Koalitionen.

handlung zu formulieren weiß. Die Deterritorialisierung von Identitäten und hybride Erfahrungsmuster eröffnen neue Wege der Umwertung, die der Hierarchie des Zentrums nicht mehr Folge leisten. Die Konfiguration von Lebenswelten, Bedeutungen, Lebensstilen und Raumvorstellungen folgen damit nicht mehr dem binären Schema des Dualismus von Raum und Körper, sondern orientieren sich am Handeln mit Körpern, an Mechanismen wie *spacing* und neuen Syntheseleistungen.

Die Grenze, den Grenzraum und die Grenzkultur als ein funktionales System zu begreifen, erleichtert zum einen die Überlegungen, jene Deterritorialisierung konzeptionell aufzufangen, die für eine neue Perspektive jenseits der *fences* notwendig ist. Damit wird Grenze als *interface*, als Schnittstelle erkennbar, an der die Notwendigkeit eines Schnittstellenmanagements nicht nur in politischer Hinsicht erkennbar ist. Mikroterritoriale Identitäten greifen in einer solchen Perspektive Raum, die sich einem statischen Zugang entzieht. Mobile Bezüge für Politik, Gesellschaft und Kultur sind aufzugreifen, um den neuen Realitäten Rechnung zu tragen. Gerade in Grensräumen wird das Paradox der Staatsmacht deutlich, insofern sich dort der Widerspruch zwischen subnationaler Paradiplomatie und fortdauerndem Anspruch nationaler Autorität artikuliert. Allerdings versuchen sich die Akteure zunehmend diesem Zugriff zu entziehen, der jedoch im Gefolge des 11. September 2001 sehr viel deutlicher spürbar geworden ist. Es scheint sich ein Wandel der Tendenz abzuzeichnen: Weg von der Kontrolle der Grenzen, hin zu einer Kontrolle der Akteure/Gruppen, dies bedeutet, dass sich Macht- und Ohnmacht und ihre Perzeptionen sehr viel stärker auf konkrete Objekte beziehen werden.

Literaturverzeichnis

- Agustín, José (1982): *Ciudades desiertas*. México: Alfaguara.
- Albert, Mathias (1998): "Entgrenzung und Formierung neuer politischer Räume". In: Kohler-Koch, Beate (Hrsg.): *Regieren in entgrenzten Räumen*. Opladen (PVS-Sonderheft 29): Westdeutscher Verlag, S. 49-75.
- Albert, Mathias/Brock, Lothar/Hessler, Stephan/Menzel, Ulrich/Neyer, Jürgen (1999): *Die Neue Weltwirtschaft. Entstofflichung und Entgrenzung der Ökonomie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Alvarez, Robert R. (1995): "The Mexican-U.S. Border: The Making of an Anthropology of Borderlands". In: *Annual Review of Anthropology* 24/1995, S. 447-470.

- Andreas, Peter (1996): "U.S.-Mexico: Open Markets, Closed Borders". In: *Foreign Policy*, Nr. 103, S. 51-69.
- Anselm, Sigrun (1995): "Grenzen trennen, Grenzen verbinden". In: Faber, Richard (Hrsg.): *Literatur der Grenze. Theorie der Grenze*. Würzburg: Königshausen/Neumann, S. 197-210.
- Bartra, Roger (1993): *Oficio mexicano*. México: Grijalbo.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- (1998): "Wie wird Demokratie im Zeitalter der Globalisierung möglich? – Eine Einleitung". In: Beck, Ulrich (Hrsg.): *Politik der Globalisierung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 7-66.
- BID (Banco Interamericano de Desarrollo) (2003): *Receptores de Remesas en México*. México.
- Blatter, Joachim (1988): *Entgrenzung der Staatenwelt? Politische Institutionenbildung in grenzüberschreitenden Regionen in Europa und Nordamerika*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- (2001): "Netzwerkstruktur, Handlungslogik und politische Räume: Institutionenwandel in europäischen und nordamerikanischen Grenzregionen". In: *Politische Vierteljahresschrift*, Bd. 42, Nr. 2, S. 193-222.
- (2004): "From 'Spaces of Place' to 'Spaces of Flow'? Territorial and Functional Governance in Cross-border Regions in Europe and North America". In: *International Journal of Urban and Regional Research*, 28.3, S. 530-548.
- Blatter, Joachim/Clement, Norris (2000): "Cross-Border Cooperation in Europe: Historical Development, Institutionalization, and Contrasts with North America". In: *Journal of Borderlands Studies*, 15.1, S. 15-53.
- Brock, Lothar (1998): "Staatenwelt, Weltgesellschaft und Demokratie". In: Messner, Dirk (Hrsg.): *Die Zukunft des Staates und der Politik: Möglichkeiten und Grenzen politischer Steuerung in der Weltgesellschaft*. Bonn: Dietz-Verlag, S. 44-73.
- Brouthers, Lance Eliot/McCray, John P./Wilkinson, Timothy J. (1999): "Entrepreneurial Experimentation to Global Competitiveness". In: *Business Horizons*, 42.2, S. 37-44.
- Brown, Timothy C. (1997): "The Fourth Member of NAFTA: The U.S.-Mexico Border". In: *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, Nr. 550, S. 105-121.
- Carrillo V., Jorge (1990): "The De-ideologizing of Studies on Maquiladoras". In: *Journal of Borderlands Studies*, V.1, S. 10-14.
- Castells, Manuel (1996): *The Rise of the Network Society*. Oxford: Blackwell.
- Castro Leal, Antonio (1960): *La novela de la Revolución Mexicana. Tomo I-II*. México: Aguilar.
- Czempiel, Ernst-Otto (1991): *Weltpolitik im Umbruch*. München: Beck-Verlag.
- DFAIT (Department of Foreign Trade Affairs and International Trade/Canada) (2001): "The Smart Border Declaration. Building a smart border for the 21st Century on the foundation of a North American Zone of Confidence". In: <<http://www.dfait-maeci.gc.ca/can-am/menu-en.asp?act=v&mid=1&cat=1&did=1669>> (Zugriff 13.10.2004).

- Deutsch, Karl W. (1969): *Nationalism and its Alternatives*. New York: Knopf.
- Díaz-Bautista, Alejandro (2003): "El TLCAN y el crecimiento económico de la frontera norte de México". In: *Comerio Exterior* (México), 53.12 (Dez.), S. 1090-1097.
- Dittgen, Herbert (1999): "World without Borders? Reflections on the Future of the Nation-State". In: *Government and Opposition*, 34.2, S. 161-179.
- Faber, Richard (1995): "Grenzen(losigkeit) gestern und heute". In: Faber, Richard (Hrsg.): *Literatur der Grenze. Theorie der Grenze*. Würzburg: Königshausen/Neumann, S. 9-20.
- Fernández, Salvador (1994): "El perfil de una unidad: la posmodernidad y sus representaciones culturales mexicanas". In: *Romance Languages Annual*, Nr. 6, S. 450-454.
- Fuentes, Carlos (1995): *La frontera de cristal*. México: Alfaguara.
- García Canelini, Néstor (1990): *Culturas híbridas*. México: Grijalbo.
- (2000): "¿De qué lado estás? Metáforas de la frontera de México-Estados Unidos". In: Grimson, Alejandro (Hrsg.): *Fronteras, naciones e identidades. La periferia como centro*. Buenos Aires: Col. Signo, S. 139-151.
- García Núñez, Fernando (1988): "Notas sobre la frontera norte en la novela mexicana". In: *Cuadernos Americanos*, II, Bd. 4, Juli-Aug., S. 159-168.
- Grenz, Wolfgang (2004): "Die Frauenmorde an Mexikos Grenzen". In: *Jahrbuch Menschenrechte 2005*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 218-225.
- Grimson, Alejandro (2000): "¿Fronteras políticas versus fronteras culturales?" In: Grimson, Alejandro (Hrsg.): *Fronteras, naciones e identidades. La periferia como centro*. Buenos Aires: Col. Signo, S. 9-40.
- Groß, Bernd/Schmitt-Egner, Peter (1994): *Europas kooperierende Regionen: Rahmenbedingungen und Praxis transnationaler Zusammenarbeit deutscher Grenzregionen in Europa*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Gunia, Inke (1994): *¿Cuál es la onda?: La literatura de la contracultura juvenil en el México de los años sesenta y setenta*. Frankfurt/Main: Vervuert.
- Hansen, Niles (1986): "Conflict resolution and the Evolution of Cooperation in the U.S.-Mexico Borderlands." In: *Journal of Borderlands Studies*, 1.1, S. 34-48.
- Harris, Chrissi (2002): "Insiders/Outsiders: Finding one's self in the Cultural Borderlands". In: Benito, Jesús/Manzanas, Ana María (Hrsg.): *Literature and Ethnicity in the Cultural Borderlands*. Amsterdam/New York: Rodopi, S. 175-187.
- Herzog, Lawrence (2000): "The Shared Borderlands". In: Herzog, Lawrence A. (Hrsg.): *Shared Space. Rethinking the U.S.-Mexico Border Environment*. San Diego: University of California, S. 3-16.
- Huntington, Samuel P. (2004): "The Hispanic Challenge". In: *Foreign Policy*, Nr. 141 (März-April), S. 30-45.
- Kearney, Michael (1998): "Transnationalism in California and Mexico at the End of the Empire". In: Wilson, Thomas M./Donnan, Hastings (Hrsg.): *Border Identities. Nation and State at International Frontiers*. Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 117-141.

- Kohler-Koch, Beate (1998): "Effizienz und Demokratie: Probleme des Regierens in entgrenzten Räumen". In: Kohler-Koch, Beate (Hrsg.): *Regieren in entgrenzten Räumen*. Opladen (PVS-Sonderheft 29): Westdeutscher Verlag, S. 11-25.
- Kohler-Koch, Beate (Hrsg.) (1998): *Regieren in entgrenzten Räumen*. Opladen (PVS-Sonderheft 29): Westdeutscher Verlag.
- Kohut, Karl (Hrsg.) (1991): *Literatura mexicana hoy. Del 68 al ocaso de la revolución*. Frankfurt/Main: Vervuert.
- Langley, Lester D. (1988): *Mexamerica: 2 Countries, one Future*. New York: Crown Publ.
- Leggewie, Claus (2001): "Gibt es eine transnationale Bürgergesellschaft?" In: *Internationale Politik und Gesellschaft*, 2/2001, S. 154-164.
- López González, Aralia (Hrsg.) (1990): *Mujer y literatura mexicana y chicana. Culturas en contacto*. México: El Colegio de México.
- Maihold, Günther (2003): "Auf dem Weg aus dem Labyrinth? Mexiko in der Globalisierung". In: Mols, Manfred/Öhlschläger, Rainer (Hrsg.): *Lateinamerika in der Globalisierung*. Frankfurt/Main: Vervuert-Verlag, S. 81-103.
- Marco, José María (1988): "Profecías y exorcismos. (Entrevista) ". In: *Quimera* (México), Nr. 1, S. 20-25.
- Martínez, Oscar J. ([1988] 1995): *Troublesome Border*. Tucson/London: The University of Arizona Press.
- Medick, Hans (1995): "Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes. Zur Begriffsgeschichte der Grenzen in der frühen Neuzeit". In: Faber, Richard (Hrsg.): *Literatur der Grenze. Theorie der Grenze*. Würzburg: Königshausen/Neumann, S. 211-224.
- Menzel, Ulrich (1998): *Globalisierung versus Fragmentierung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Menzel, Ulrich (Hrsg.) (2000): *Vom Ewigen Frieden und vom Wohlstand der Nationen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Miguelé, Armando (1983): "La frontera como espacio literario". In: *Plural*, Nr. 138, S. 19-23.
- Mols, Manfred/Öhlschläger, Rainer (Hrsg.) (2003): *Lateinamerika in der Globalisierung*. Frankfurt/Main: Vervuert-Verlag.
- Nye, Joseph S. (1968): *Peace in Parts: Integration and Conflict in Regional Organization*. Boston: Little & Brown.
- Osorio, Nelson (1991): "Ficción de oralidad y cultura de la periferia en la narrativa mexicana e hispanoamericana actual". In: Kohut, Karl (Hrsg.). *Literatura mexicana hoy. Del 68 al ocaso de la revolución*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 243-252.
- Pastor, Robert A. (2001): *Toward a North American Community. Lessons from the Old World for the New*. Washington.
- Paz, Octavio (1973): *El laberinto de la soledad*. México: Fondo de Cultura Económica.
- Pérez Montfort, Ricardo (2000): *Avatares del nacionalismo cultural. Cinco ensayos*. México, D.F.: CIESAS.

- Pew Hispanic Center/Kaiser Family Foundation (2002): *2002 National Survey of Latinos*. Washington.
- (2004): *The 2004 National Survey of Latinos: Politics and Civic Participation*. Washington.
- Portal, Marta (1977): *Proceso narrativo de la Revolución Mexicana*. Madrid: Ed. Cultura Hispánica.
- Pries, Ludger (2001): "The Disruption of Social and Geographic Space. Mexican-US Migration and the Emergence of Transnational Social Spaces". In: *International Sociology*, 16 (März), S. 51-70.
- Ramos, Jorge (2004): *La Ola Latina. Cómo los hispanos elegirán al próximo presidente de los Estados Unidos*. New York: Harper Collins.
- Richard, Nelly (1996): "The Cultural Periphery and Postmodern Decentring: Latin America's Reconversion of Borders". In: Welchman, John H. (Hrsg.): *Rethinking Borders*. Basingstoke, Hampshire: MacMillan, S. 71-84.
- Saint-Germain, Michelle A. (1998): "Re-Presenting the Public Interest on the U.S.-Mexico Border". In: Spener, David/Staudt, Kathleen (Hrsg.): *The U.S.-Mexico Border. Transcending Divisiones, Contesting Identities*. Boulder/London: Lynne Rienner, S. 59-82.
- Saldívar, José David (1997): *Border matters: Remapping American Cultural Studies*. Berkeley, Calif.: Univ. of California Press.
- Saravia, Leobardo (1990): "Contexto regional de la creación literaria de la frontera". In: López González, Aralia (Hrsg.): *Mujer y literatura mexicana y chicana. Culturas en contacto*. México: El Colegio de México, S. 189-194.
- Sassen, Saskia (1996): *Metropolen des Weltmarkts: die neue Rolle der Global Cities*. Frankfurt/Main: Campus-Verlag.
- Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Göschen.
- Spener, David/Roberts, Bryan R. (1998): "Small Business, Social Capital, and Economic Integration on the Texas-Mexico Border". In: Spener, David/Staudt, Kathleen (Hrsg.): *The U.S.-Mexico Border. Transcending Divisiones, Contesting Identities*, Boulder/London: Lynne Rienner, S. 83-104.
- Spota, Luis (1959): *Murieron a mitad del río*. México: Talleres Gráficos de la Nación.
- Streck, Bernhard (1995): "Grenzgang Ethnologie". In: Faber, Richard (Hrsg.): *Literatur der Grenze. Theorie der Grenze*. Würzburg: Königshausen/Neumann, S. 185-196.
- U.S. Department of State (2002): "Smart Border: 22 Point Agreement – U.S.-Mexico Border Partnership Action Plan". In: <<http://www.state.gov/p/wha/rls/fs/8909.htm>> (Zugriff 15.10.2004).
- Valenzuela Arce, José Manuel (2002): "Kulturelle Brechungen an der Grenze México-Vereinigte Staaten". In: *¡Atención México! Positionen der Gegenwart. Essays, Erzählungen. Reportagen*. Berlin: Haus der Kulturen der Welt, S. 60-62.
- (2003): "Centralidad de las fronteras. Procesos socioculturales en la frontera México-Estados Unidos". In: Valenzuela Arce, José Manuel (Hrsg.): *Por las*

- Fronteras del Norte. Una aproximación cultural a la frontera México-Estados Unidos*. México: CNCA/FCE, S. 33-70.
- Vargas Levy, María Ruth (2003): "Industria maquiladora de exportación. ¿Hacia donde va el empleo?" In: *Papeles de Población*, Nr. 37, <<http://papelesdepoblacion.uaemex.mx/rev37/pdf/vargas37.pdf>> (22.05.2005).
- Vázquez Ruiz, Miguel Ángel (1997): *Fronteras y globalización. Integración del Noroeste de México y el Suroeste de Estados Unidos*. México: UNAM.
- Waslin, Michele (2003): *The New Meaning of the Border: U.S.-Mexico Migration since 9/11*. Washington: The National Council of La Raza.
- Wilson, Thomas M./Donnan, Hastings (1998): "Nation, State and Identity at International Borders". In: Wilson, Thomas M./Donnan, Hastings (Hrsg.): *Border Identities. Nation and State at International Frontiers*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1-30.
- Wokart, Norbert (1995): "Differenzierung im Begriff 'Grenze'. Zur Vielfalt eines scheinbar einfachen Begriffs". In: Faber, Richard (Hrsg.): *Literatur der Grenze. Theorie der Grenze*. Würzburg: Königshausen/Neumann, S. 275-289.
- Zavala, Lauro (1991): "La ficción posmoderna como espacio fronterizo". In: *Seminario sobre la Posmodernidad*. México: UNAM, S. 111-122.
- (1993): "Hacia una teoría dialógica de la liminalidad cultural: escritura contemporánea e identidad cultural en México". In: Zavala, Lauro/Alvarado, Ramón (Hrsg.): *Diálogos y fronteras*. México: Nueva Imagen, S. 147-168.
- Zürn, Michael (1998): *Regieren jenseits des Nationalstaates*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- (2000): "Vom Nationalstaat lernen. Das zivilisatorische Hexagon in der Weltinnenpolitik". In: Menzel, Ulrich (Hrsg.): *Vom Ewigen Frieden und vom Wohlstand der Nationen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 19-43.

Dieter Ingenschay

Pepsicoatl, Nation of Aztlán und New World Border.
Problematisierung, Hybridisierung und
Überwindung der *mexicanidad*
im Lichte der Kultur der *chican@s*

1. Nation und *mexicanidad*

Al hablar, pues, de americanidad o de argentinidad, quiero hablar de aquellas cualidades espirituales, de aquella fisonomía moral – mental, ética, estética y religiosa – que hace al americano americano y al argentino argentino (Unamuno 1970: 1087).

Unamunos Definition der “Argentinität” (aus seinem Aufsatz “Sobre la argentinidad”) verdeutlicht, in welchem Maße die Suche nach essentialistischen Eigenschaften den nationalen Identitätsdiskurs im frühen 20. Jahrhundert bestimmt hat. Im Zeichen der Verlusterfahrung von 1898 samt der dadurch ausgelösten Reflexion auf die *conditio* der eigenen Nation scheinen dem Spanier auch die vielfältigen Selbstdefinitionen der im Laufe des 19. Jahrhunderts zu eigenständigen Ländern gewordenen ehemaligen Kolonien verständlich und berechtigt. So gestaltet sich das postkoloniale *remapping* Südamerikas entlang der Kriterien, die das zeitgenössische Europa für seine eigene Befindlichkeit entworfen und durchdekliniert hatte. “Nation” und seine Ableitungen erscheinen damit, wenn man den Begriff auf die ehemals spanischen Besitzungen überträgt, als in prototypischer Weise eurozentristische Kategorien.

Angesichts dessen mag es aus heutiger Sicht erstaunen, dass der Nationenbegriff von den neu formierten Staaten so bereitwillig übernommen und ausgebaut wurde. Für Michael Hardt und Antonio Negri stellt das Konzept der Nation zunächst die Fortschreibung monarchistischer Systeme dar,¹ (was für die Geschichte Mexikos von spezifi-

1 “The concept of nation in Europe developed on the terrain of the patrimonial and absolutist state. The patrimonial state was defined as the property of the monarch” (Hardt/Negri 2000: 93).

scher Relevanz ist angesichts der Instaurierung des Habsburgischen Kaisers Maximilian als König von Mexiko im Jahre 1864). Generell, so Hardt/Negri, zeitigte die Konstruktion von Nationen eine durchaus verheerende Wirkung:

The process of constructing the nation, which renewed the concept of sovereignty and gave it a new definition, quickly became in each and every historical context an ideological nightmare (Hardt/Negri 2000: 97).

Ein Beleg dafür ist für sie die enge Verbindung zwischen nationalistischen und rassistischen Konzepten, welche auch die Französische Revolution, auch wenn sie – in Hardts/Negris spätmarxistischer Terminologie – als erste Manifestation einer, "sozialen Klasse" zu verstehen ist, nicht hat entkräften können.

Dennoch unterscheiden die beiden Theoretiker des postkolonialen "Empire" zwischen den hegemonialen Nationenkonzepten der "Ersten" Welt und einem so genannten "subalternen Nationalismus" (Hardt/Negri 2000: 105ff.), der seinerseits mit zunehmend erlangter politischer und wirtschaftlicher Autonomie positive Funktionen gewinnt. Vereinfachend heißt es:

[...] it appears that whereas the concept of nation promotes stasis and restoration in the hands of the dominant, it is a weapon for change and revolution in the hands of the subordinated (Hardt/Negri 2000: 106).

Durch diese Vorstellung eines progressiv wirkenden Nationenbegriffs, der sich allein aus der Absetzung von einflussreichen äußeren Mächten legitimiert, lässt sich die intensive Reflexion auf die *mexicanidad* im ganzen 19. Jahrhundert gleichsam ins Positive wenden, auch wenn deren frühe Theoretiker in der Regel auf dem Boden einer kreolisch bestimmten pseudofeudalen Ordnung und insbesondere nicht auf Seiten etwa der *indigenas* standen. Schon während der Diktatur von Porfirio Díaz und dann besonders im Zuge der mexikanischen Revolution intensiviert sich die Diskussion um das nationale Selbstverständnis; sie bestimmt die gesellschaftlichen Neuentwürfe der so genannten *Ateneistas*, jener mexikanischen Intellektuellen dieser Zeit, die – noch vor Fragen von Literatur und Kunst – gerade das Problem der nationalen Identität ins Zentrum ihrer Überlegungen stellten, wie Frank Leinen in seiner einschlägigen Untersuchung nachgewiesen hat.² Ob es

2 Vgl. Leinen (2000). Unter den *Ateneistas* (Pedro Henríquez Ureña, Alfonso Reyes, Antonio Caso und José Vasconcelos) ist für die hier gegebene Fragestel-

sich dabei schon um jene neuartige "subalterne" Form eines (nach Hardt/Negri) "legitimen" Nationalismus handelt, muss man bezweifeln, wenn man das Projekt der Nationenbildung anhand konkreter Beispiele verfolgt (wie es Néstor García Canclini am Beispiel des Museo de Antropología unternimmt, das zugleich durch *monumentalización* und *ritualización nacionalista* gekennzeichnet ist; vgl. García Canclini 2001: 170). Wenn nach seiner Auffassung die positive Bestimmung der Nation in Lateinamerika generell gescheitert ist, so liefert ihm gerade Mexiko dafür die überzeugendsten Argumente und Beispiele.³

Einen Höhepunkt des Versuchs nationaler Identitätsbestimmung in Mexiko stellt das essayistische Werk von Octavio Paz dar, insbesondere seine Sammlung *El laberinto de la soledad* (1950). Die Metapher vom eigenen Land als Labyrinth der Einsamkeit dient nicht nur der Erklärung zeitgenössischer Literatur (insbesondere Rulfos *Pedro Páramo*), sondern nimmt den Titelbegriff jenes Kardinalromans des Boom, García Márquez' *Cien años de soledad*, vorweg und scheint damit den Schlüsselbegriff der Erfolgsgeschichte lateinamerikanischer

lung Vasconcelos, der Rektor der Nationaluniversität und spätere Bildungsminister, von besonderer Relevanz, konkret: das von ihm 1925 in *La raza cósmica. Misión de la raza iberoamericana* vorgestellte Konzept des kulturellen und sozialen *mestizaje*, deren 'symphonisches' Kulturmodell er dem der USA entgegensetzt. Auch wenn seine biologistischen, politisch diffusen Ideen nicht in die Praxis umgesetzt wurden, beeinflusste seine Theorie das nationale Selbstverständnis wie die Debatte um die *mexicanidad*, und der für lateinamerikanische Kultursynkretismen heute bevorzugte Begriff der Hybridität bezieht sich oft, sei es in Absetzung, auf den des Vasconcelos'schen *mestizaje*. Während Vasconcelos die 'Zivilisierung' der indigenen Kultur anstrebt (d.h. deren Einverleibung in die kreolisch bestimmten Parameter), bemüht sich Alfonso Reyes in *Visión de Anáhuac* (1915) um ein Zusammendenken der indianischen Welt und derjenigen der Eroberer; die bestimmende Rolle der Todesthematik scheint schon bei ihm auf.

- 3 "Por su lado, el fracaso del concepto liberal de nación no se debe a un rechazo de la modernidad, sino a su promoción abstracta. En el proyecto social y escolar sarmientino, en sus equivalentes en otros países, se niegan las tradiciones representativas de los habitantes originarios para inventar otra historia en nombre del saber positivo. El proyecto mexicano, tal como lo enuncia el Museo de Antropología, se hace cargo de la herencia étnica, pero subordina su diversidad a la unificación modernizadora gestada simultáneamente por el conocimiento científico y el nacionalismo político" (García Canclini 2001: 194). Eine Ausnahme von diesem Scheitern könnte Brasilien sein; in diesem Kontext aber zieht sich García Canclini hinter Renato Ortiz zurück (García Canclini 2001: 92).

Kultur schlechthin zu reflektieren. Mit der Einsamkeit, der Maskenhaftigkeit, dem Leiden an der misslungenen Revolution (später auch an dem Massaker von Tlatelolco am 02.10.1968) und dem gleichzeitigen Festhalten am präkolumbinischen Erbe präzisiert Paz den Rahmen dessen, was man als mexikanische Nationalidentität auffasst. Weder Indio noch Spanier zu sein, wirft unumgänglicher Weise die Frage auf, was man dann ist, die Frage also nach der kollektiven Identität. Paz setzt die Geburt der Nation zwar mit der auf die Unabhängigkeit folgenden Reformbewegung Mitte des 19. Jahrhunderts an, dennoch ist diese Nation seiner Einschätzung nach durchaus nicht aus einem demokratischen Geist heraus entstanden:

México nace en la época de la reforma. En ella y por ella se concibe, se inventa y se proyecta. Ahora bien, la Reforma es el proyecto de un grupo bastante reducido de mexicanos, que voluntariamente se desprende de la gran masa, pasivamente religiosa y tradicional. La nación mexicana es el proyecto de una minoría que impone su esquema al resto de población, en contra de otra minoría activamente tradicional (Paz 1982: 115).

Dass in diesem Sinne das Programm der mexikanischen Nation selbst das Projekt einer kleinen, minoritären Gruppe darstellt, wurde von der europäischen Kritik nicht gesehen, die den nationalen Identitätsdiskurs lange als einziges – in jedem Fall aber als entscheidendes – Charakteristikum der mexikanischen *conditio* diskutiert hat.⁴ Erst Vittoria Borsòs bahnbrechende Studie *Mexiko jenseits der Einsamkeit* (1994) lieferte die kritische Abrechnung mit einem aus der europäischen Außenperspektive absolut gesetzten Identitätsdiskurs (und – im Feld der Literaturkritik – mit jener Stilisierung des Magischen Realismus zum entscheidenden Kennzeichen jedweder Lateinamerikanizität). ‘Jenseits der Einsamkeit’ stehen nicht nur die Literatur von der mexikanischen *onda* bis zur Bewegung des *crac* und das postkoloniale

4 Ein Titel wie der des von Karl Hölz herausgegebenen Sammelbandes *Literarische Vermittlungen. Geschichte und Identität in der mexikanischen Literatur* (Tübingen 1988) legt Zeugnis davon ab. Und der Versuchung, hier eine kurze Anekdote einzuflechten, kann ich auch nicht widerstehen: 1992, zur Zeit der Frankfurter Buchmesse, die in jenem Jahr Mexiko gewidmet war, hielt ich an der UNAM in Mexiko einen Vortrag über die Rezeption mexikanischer Literatur in Deutschland. Dort traf ich einige der vielen Schriftsteller, die – gerade zurück aus Deutschland – mir berichteten: “Son curiosos, los alemanes. La idea que tienen de los autores mexicanos es que pasamos los días y noches buscando nuestra identidad”.

Spätwerk von Carlos Fuentes, sondern auch die neue, sich in einen lateinamerikanischen Gesamtkontext einschreibende mexikanische Kulturkritik eines Néstor García Canclini oder Carlos Monsiváis. Diesseits und jenseits, aber stets und am Rande finden wir die Kultur der *chicanos*, der in den USA lebenden Mexikaner oder richtiger: der mexikanisch-stämmigen, auf dem Territorium der USA lebenden *latinos*, denn als Mexikaner sind sie dann nicht mehr zu bezeichnen, wenn sie selbst ein eigenständiges Nationalkonzept propagieren. *A priori* mag es überraschend scheinen, dass angesichts der intensiven Reflexionen über die *mexicanidad* diese Gruppe sich nicht schlicht als Mexikaner im Ausland definiert, sondern das Selbstbewusstsein einer eigenen "Minderheitennation" entwickelt; als eine solche werden sie bei Hardt/Negri explizit erwähnt.

Wann immer sich die *chicanos* – seit den 1960er Jahren – als "Nation" definiert haben, geschah dies im Zeichen jenes "subalternen" und damit (gemäß Hardt/Negri) "legitimen" Nationalismus. Schützenhilfe zur Legitimierung erhalten die Theoretiker des *Empire* dabei von dem Kulturwissenschaftler Benedict Anderson (1983), dessen Floskel von der Nation als einer "imagined community" diese Minderheitennation in jedem Fall zu beschreiben vermag. Und ganz im Sinne des Eingangszitats von Unamuno samt dessen Rekurs auf die *cualidades espirituales* sprechen nun Hardt/Negri auch den *chicanos* eine "spirituelle Eigenheit" zu:

In cases of diasporic populations, too, the nation seems at times to be the only concept available under which to imagine the community of the subaltern group – as, for example, the Aztlán is imagined as the geographical homeland of "La Raza", the *spiritual Latino nation* in North America. It may be true, as Benedict Anderson says, that a nation should be understood as an imagined community – but here we should recognize that the claim is inverted so that *the nation becomes the only way to imagine community!* (Hardt/Negri 2000: 107; erste Hervorhebung von mir, D. I.)

Paz' Charakteristik des Projekts der Konstruktion einer mexikanischen Nation als dasjenige einer elitären Minderheit im Lande selbst legt es nahe, schon dieses als die Erfindung einer "imagined community" zu werten. Dabei bleibt allerdings die Frage offen, welche Gemeinschaft sich hier selbst zu imaginieren vorgenommen hat. Dass es eine Minorität gewesen sei, spricht nicht für eine unproblematische Wirksamkeit dieses Prozesses der Nationenbildung; eher wohl ge-

winnt diese Gemeinschaft traumatisierende Züge und realisiert sich in der Praxis von Ausgrenzungen (etwa spezifischer sozialer Gruppen oder Ethnien, bis in die noch aktuelle Problematik der Provinz Chiapas hinein).

Vor zehn Jahren publizierte Carlos Fuentes seine Essaysammlung *Nuevo Tiempo Mexicano*, in der er neben einer Charakteristik der aus den 'vier Sonnen' (Erde, Wolken, Wind und Feuer) geformten mythischen Gestalt Mexikos auch auf die Frage der Nation eingeht, die für ihn (anders als für das Gros der Intellektuellen des ausgehenden 20. Jahrhunderts) immer noch untrennbar mit der Erfahrung der Revolution zusammenhängt. Dabei bemüht er sich – gerade im Angesicht des schwelenden Chiapas-Konflikts – um eine grundlegende Aufwertung der *indígenas*, welche neben kolonialen Eroberern, eingebildeten Kreolen und ignoranten bourgeoisen Revolutionären die wahren Aristokraten des Landes seien.⁵ In seinem Bemühen, trotz der schwierigen Modernisierungsprozesse die nahtlose Einheitlichkeit einer sich gleichermaßen aus Vergangenheit und Gegenwart nährenden Nation zu propagieren, greift er zurück auf eine beredte Metapher, die er ein Vierteljahrhundert zuvor in *Tiempo mexicano* geprägt hatte: schon dort schlug er den Bogen von Quetzalcoatl zu Pepsicoatl, vom aztekischen Erbe zur neuen Ordnung der panamerikanischen Freihandelszone und konstatierte: "imposible Quetzalcoatl, indeseable Pepsicoatl" (Fuentes 1971: 38). Dank ihrer genialen Überlebenskraft, die stets extreme Gegensätze, Tradition und Fortschritt zu vereinen verstand, kann die mexikanische Nation sich als unauflösbare Einheit von Quetzalcoatl und Pepsicoatl definieren.

Damit liefert Fuentes ein positives Bild der mexikanischen Nation bzw. des "milden" mexikanischen Nationalismus,⁶ der zwar "nur" auf die *unidad nacional* abziele, welche aber anscheinend die *chicanos* nicht einschließt. (Von diesem mexikanischen 'Nationalismus *light*'

5 "Éstos son los únicos aristócratas de un país de remedos provincianos, hidalgos segundones de la colonia, criollos ensobrecidos de la independencia, burgueses crueles, corruptos e ignorantes" (Fuentes 1999: 38).

6 "[...] no se le puede atribuir al nacionalismo mexicano, ni a su producto, la nación mexicana, el carácter agresivo de los nacionalismos europeos o japonés entre la primera y la segunda guerras mundiales. Ni *Ein Volk, ein Reich, ein Führer* [...] han sido gritos de guerra de los gobiernos mexicanos. Más modestamente, se ha hablado de *unidad nacional*" (Fuentes 1999: 85).

verschieden sei der nach außen aggressive US-amerikanische.)⁷ Wenn die Metapher der Wunde Fuentes' Essays durchzieht, so konkretisiert sich diese in den blutigen Exzessen der Revolution, im Massaker von Tlatelolco, auch in der zum Bollwerk verfestigten Grenze der U.S.A., nie aber in jener vermutlich traumatisierenden Verlusterfahrung von Guadalupe Hidalgo. In beiden Essaybänden thematisiert Fuentes das Hegemonialstreben der USA, deren Grenzpolitik, den erniedrigenden Umgang mit Einwanderern⁸ aus Mexiko sowie deren Einfluss auf die innere Entwicklung Mexikos (samt dem Konflikt in Chiapas); für die konkrete Situation der *chicanos*, für ihre sozialen Probleme und politischen Wünsche aber scheint sich Fuentes (wie alle offiziellen und inoffiziellen Instanzen Mexikos) nicht zuständig zu fühlen.⁹ Damit ist Fuentes nur ein Beispiel von vielen für die auffällige, Jahrzehnte währende Vernachlässigung der *chicano*-Kultur in Mexiko selbst. Die Nichtbefasstheit des offiziellen mexikanischen Diskurses, der ein vitales Interesse daran hat(te), Konflikte mit dem mächtigen Nachbarn im Norden zu vermeiden, machte es García Canclini so leicht, mit seiner Studie der *Culturas híbridas* die Betrachtung der mexikanisch-US-amerikanischen Grenzkultur aus mexikanischer Perspektive zu revolutionieren, obwohl die Migrantenströme nicht erst ein Phänomen der letzten zwei bis drei Jahrzehnte sind, sondern bereits im 19. Jahrhundert einsetzten (vgl. dazu Burkard 1996).

7 "Estados Unidos ha sido portador de un nacionalismo tan agresivo y autocelebratorio como los de cualquier potencia imperial europea" (Fuentes 1999: 86).

8 Ausführlich schildert Fuentes, wie ein U.S.-amerikanischer Grenzbeamter in Arizona mit seiner Privatwaffe einen mexikanischen Arbeiter mit Schüssen in den Rücken getötet hatte und gerichtlich freigesprochen wurde, weil er in Erfüllung seiner Pflicht gehandelt habe (Fuentes 1999: 108). Ob Fuentes dies auch bei seinem Abendessen mit dem damaligen Präsidenten Clinton in Marthas Vinyard zur Sprache brachte, weiß man nicht. Sicherlich strebt auch er nach einer – wenn auch pragmatisch bestimmt – guten Beziehung zwischen den Nachbarstaaten, denn: "Ambos podemos perjudicarnos" (Fuentes 1999: 112).

9 Erinnert sei an den auffälligen Unterschied zu der bundesrepublikanischen Politik und ihrem Jahrzehnte langen offiziellen Festhalten am Sonderstatus von "Volksdeutschen" in den Ländern des früheren 'Ostblocks'.

2. Mexicanidad und cultura chicana

2.1 Die frühe chicano-Bewegung und der US-mexikanische Konflikt

Im Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo verlor Mexiko 1848 bekanntlich rund die Hälfte seines Territoriums an die USA. Die Bevölkerung des annektierten Territoriums konnte in die Gebiete südlich der neuen Grenze umsiedeln, musste dies aber nicht, und mit den verbliebenen rund 100.000 Menschen (in einem damals äußerst dünn besiedelten Landstrich) begann sowohl die Geschichte der *chicanos* wie auch die der Migrationen (Burkard 1996: 337), zuerst in Form von ungezählten und unkontrollierten grenzüberschreitenden "Nahwanderungen" (Burkard), denn eine Visumpflicht für Mexikaner wurde erst 1927 von den US-Behörden verfügt. Der Boom der Landwirtschaft gerade in den semiariden Regionen Kaliforniens zog mexikanische Arbeiter in großer Zahl an, schon beim Zensus von 1930 wies die Statistik die hohe Zahl von 1,4 Millionen offiziell registrierten Mexikanern auf, die freilich nur eine Spitze des Eisbergs darstellen. Seit 1961 existieren südlich der Grenze die so genannten *Maquiladoras*, also Fabriken, in denen zeitlich begrenzt zollfrei eingeführte Rohstoffe von billigen Kräften verarbeitet werden (vgl. dazu auch den Beitrag von G. Maihold in diesem Band). Die Grenzzone mit unkontrollierter Verstädterung, Verslumung und Wasserknappheit auf mexikanischer Seite sowie mit drei atomaren Endlagern auf der nördlichen Seite stellt heute eine der sanierungsbedürftigsten Regionen des nordamerikanischen Kontinents dar. Kurioserweise sind es jedoch nicht solche Probleme, die zur Bildung eines *chicano movement* die entscheidenden Anstöße geliefert haben. Schwache Gewerkschaften und ähnliche Strukturmängel mögen dazu geführt haben, dass die Einigkeit einer *chicano*-Arbeiterschaft, wie sie Rodolfo Anaya in *Heart of Aztlán* (1972) thematisiert, eben primär eine *literarische* Materie geblieben ist.¹⁰ Vielmehr entsteht die *chicano*-Bewegung – gemäß Lauro H. Flores' Aufsatz "Thirty years of chicano and chicana studies" (2001) – aus dem Streben nach intellektueller Emanzipation, etwa durch die Forderung Américo Paredes' nach Gründung eines *Mexican American*

10 In Anayas Werk geht es um die Lebensbedingungen der Arbeiterfamilie Chávez, die sich nach ihrem Umzug ins städtische Albuquerque dem Zusammenbruch der traditionellen Familienstrukturen ausgesetzt sieht.

Studies Program an der University of Austin/Texas in den 1960er Jahren (Flores 2001: 203).

Ab ca. 1965 gelang es den verstreuten *chicano*-Bewegungen, auf breiter Ebene auf die ungleiche Behandlung der *Mexamericans* und bes. auf deren mangelnde Zugangsmöglichkeit zu den Bildungsinstitutionen aufmerksam zu machen. Unter den einzelnen Neugründungen von universitären Forschungseinrichtungen stellen *El Plan de Santa Barbara* (1965) und die Gründung des *Movimiento Estudiantil Chicano de Aztlán* (MECHA) im Jahre 1968 Meilensteine der Entwicklung dar. Erst danach lässt sich von einem umfassenden *chicano movement* sprechen, das vom US-amerikanischen 'Exil' aus die *Nation of Aztlán* propagiert und sich damit wieder auf einen – einerseits stark diffusen, andererseits (im Sinne von Anderson und Hardt/Negri) durchaus reaktualisierten – Nationenbegriff besinnt, und zwar – wie zu zeigen sein wird – unter besonderen Prämissen und mit spezifischen Folgen.

2.2 Essentialistische Identitätssuche: "Nation of Aztlán"

Wer oder was ist Aztlán?¹¹ Glaubt man Rafael Pérez-Torres, so sprach kein Mensch davon, bis im März 1969 der *chicano*-Dichter Alurista an der Universität von San Diego einen Vortrag über diesen Mythos hielt. Zwei Jahrzehnte später war Aztlán zum eingetragenen Markenzeichen der *chicano*-Kultur samt ihrem vielfältigen Aktionismus geworden und dient als Namensgeber für Zeitschriften wie für Bands, Organisationen und künstlerische Produktionen jedweden Typs (Pérez-Torres 2000: 108f.). Der Mythos von Aztlán siedelt die Heimat der präkolumbinischen Aztekenkultur in einer mysteriösen Berg- und Seenlandschaft an, die man geographisch im Inneren des heutigen US-Bundesstaates Kalifornien (mexikanisch: *Alta California*) fixieren kann. Von dort, so die Legende, sei ein mächtiger Bevölkerungsstrom der 'sieben Stämme' (*Calpulli*) – dem Ruf des Kriegsgottes Huitzilopochtli folgend – gen Süden aufgebrochen, um sich da niederzulassen, wo sie auf einen Adler mit einer Schlange im Schnabel stießen. An dem verheißenen Ort gründeten sie das prächtige Tenochtitlán, die während der spanischen Eroberung zerstörte und in der Folge durch

11 Etymologisch aus den Nahuatl-Wörtern *aztatl* (= Reiher) und *tlan* (= zusammen, nahe beieinander) zusammengesetzt, bezeichnet der Begriff den mythischen Geburtsort der Azteken (= Menschen aus Aztlán).

Mexiko-Stadt ersetzte Hauptstadt des Aztekenreiches.¹² Seit der US-amerikanischen 'Grenzbegrädigung' von 1848 liegt damit die mythische Heimat der mexikanischen *indígenas* in einem nicht mehr zum Staat Mexiko gehörenden Territorium, in welchem jedoch ein großer Teil der sich (meist) als mexikanisch empfindenden Bevölkerung lebt, der dort nicht oder nicht hinreichend von der hegemonialen US-amerikanischen Kultur absorbiert wurde und folglich am Rand jener 'neuen' Gesellschaft einen Platz, eine 'Identität' suchte. Mit dem Gedanken, durch den mythischen Rekurs auf Aztlán das fremde Land, in dem man lebt, zu seinem Eigentum zu erklären (und nicht etwa zu dem der ethnischen Gruppe der *Native Americans*), gelang es den Vätern des Konzepts zunächst, breite Aufmerksamkeit zu erreichen.

Vier Jahre nach dem *Plan de Santa Bárbara* und ein Jahr nach Gründung des *Movimiento Estudiantil Chicano de Aztlán* fand man sich in Denver/Co. zusammen, um ein weiteres Manifest, *El Plan Espiritual de Aztlán*, zu verabschieden. Dort heißt es:

Brotherhood unites us and love for our brothers makes us a people whose time has come and who struggle against the foreigner "Gabacho", who exploits our riches and destroys our culture. With our heart in our hands and our hands in the soil, We declare the Independence of our Mestizo Nation. We are a Bronze People with a Bronze Culture. Before the world, before all of North America, before all our brothers in the Bronze Continent, We are a Nation, We are a Union of free pueblos, We are Aztlán (zit. bei Pérez-Torres 2000: 106).

Mit pathetisch-nationalistischer Rhetorik und einer enormen Selbstsicherheit, die der faktischen Lage der *chicanos* in der US-Gesellschaft eklatant widerspricht, konstruiert man nach bekanntem Muster¹³ auf der Basis einer mythisierten Kultur und Geschichte einen 'pseudomodernen' Nationenbegriff, den verschiedene Kritiker bezüglich der politischen und kulturellen Effizienz ganz unterschiedlich bewerten (siehe dazu die Diskussion bei Pérez-Torres 2000: 106ff.). Verschiedentlich bedient sich die englischsprachige Kritik dabei der Bezeichnung *homeland*, was die *chicanos* theoretisch den Bewegungen der *Native Americans* annähern würde. Doch im *Plan Espiritual*

12 Zum Mythos selbst vgl. Macazaga Ordoño (1985: 63f.); für die historische Relationierung der *chicano*-Bewegung: Leal (1981: 20).

13 Etwa so, wie z.B. der 1830 gegründete Staat Belgien schon rund zehn Jahre später mit Gottfried von Bouillon seinen mittelalterlichen Nationalhelden samt dazugehöriger Mythologie gesucht und gefunden hatte.

selbst findet sich eine ganz andere Definition der 'nationalen' Selbstbestimmung:

In the spirit of a new people that is conscious not only of its proud historical heritage, but also of the brutal "Gringo" invasion of our territories: We, the Chicano inhabitants and civilizers of the northern land of Aztlán, from whence came our forefathers, reclaiming the land of their birth and consecrating the determination of our people of the sun, declare that the call of our blood is our power, our responsibility, and our inevitable destiny (zit. bei Pérez-Torres 2000: 108).

Wie stark auch die politische Verve der Verfasser solcher Zeilen gewesen sein mag, kann man heute (und konnte man wohl auch in den späten 1960er Jahren) an seine politische Wirksamkeit nicht so recht glauben. *El Plan Espiritual* übersieht nicht nur die Komplexität und Diskontinuität der Geschichte eines geographischen Raums, er operiert auch mit einem Konzept von Nationalismus, das sich selbst seiner Wirkung beraubt, weil es einerseits eine nationale Kultur ins Folkloristische verzeichnet und überhaupt mit der pathetischen Rhetorik zugleich einen veralteten eurozentristischen und essentialistischen Nationenbegriff festschreibt. Einer der nachteiligsten Wirkungen des Plans und seines ideologischen Gerüsts liegt darin, eine isolierte Position gesucht zu haben, die einerseits von der mexikanischen Regierung nicht gebilligt werden konnte, und andererseits völlig auf den Schulterschluss mit den Minoritäten innerhalb der USA – mit *Black- und Native American Movements*, ja sogar auf die Solidarisierung mit den puertorikanischen *Nuyoricans* und anderen *latino*-Immigranten – verzichtete. Dass angesichts des schon in sich mestizischen, hybriden Charakters der *Mexamericans*, zu denen sich durchaus nicht nur die Nachfahren der Azteken, Inkas oder Mayas zählen dürfen, dass angesichts dieser immanenten Vielfalt die Stilisierung einer homogenen mythischen Vergangenheit nicht aufgehen konnte, überrascht nicht. Zum raschen Niedergang der Bewegung hat ferner, nach Jorge Klor de Alva, der unversöhnliche Gegensatz zwischen zwei Flügeln beigetragen: einerseits einer kulturell-nationalen Gruppierung, welche die Kultur der Azteken und Mayas zum Fetisch erklärte, und andererseits einem politisch-nationalen Flügel, der Aktivismus anstrebte:

On one side are leaders with a humanist bent, often schooled in literature and fine arts, who tend to focus on cultural concerns while emphasizing the cultural autonomy of the individual. Their native cultural nationalism is ultimately too chauvinistic to promote the unification efforts needed to

overcome the divisive forces of monopoly capitalism and the seductiveness of modern fragmenting individualism. On the other side are those primarily trained in the social sciences, whose research is delimited by a preoccupation with economic and political issues (Klor de Alva 1989: 137).

Das am längsten andauernde Verdienst von Aztlán ist es – nach Klor de Alvas Einschätzung –, ein verändertes nationales und kulturelles Bewusstsein geschaffen zu haben (Klor de Alva 1989: 160). Macht er den modernen, fragmentierenden Individualismus und den kapitalistischen Markt gleichermaßen für das Scheitern der “nationalen Befreiungen” verantwortlich, so unterstreichen Hardt/Negri deren neue Abhängigkeit von den Mechanismen einer internationalen ökonomischen Ordnung (*economic order*), die das Projekt der “subalternen” Nationalismen überlagert und erschwert. Auch in den makroökonomischen Strukturen eines zunehmend panamerikanischen Marktes hat die “Aztlán-Nation” keinen Platz, und so ist bezeichnend, dass ein großer Teil der Hispano- und Latino-Kultur den eigenwilligen Separatismus der Aztlán-Bewegung lieber verschweigt, so etwa Ilan Stavans in seinem bekannten Buch *The Hispanic Condition* (1996). Und dennoch behält die Idee von Aztlán offensichtlich eine gewisse Wirksamkeit, die Rafael Pérez-Torres in einer eingehenden Auseinandersetzung mit der gesamten einschlägigen Kritik diskutiert. In seinem Aufsatz räumt auch er ein, dass die Konstruktion einer Nation gescheitert ist, aber dennoch versucht er ein positives *re-reading* von Aztlán, indem er den Begriff – mit Ernesto Laclau – als *empty signifier* wertet: “As an empty signifier, Aztlán names not that which is to be or has been, but that which is ever absent: nation, unity, liberation” (Pérez-Torres 2000: 118). Aztlán ermöglicht ein neues Verhältnis zur Geschichte: “Chicano activists, artists and critics constantly write and rewrite history” (Pérez-Torres 2000: 108).

Dass Pérez-Torres mit dieser Feststellung Recht hat, belegen jene Vertreter einer neuen Aztlán-Kultur, die den Signifikanten beibehalten, ihn aber durch die Entkleidung vom nationalistischen Pathos entscheidend uminterpretiert haben (und im Extremfall zu einem “transnationalen” Ort des kulturellen oder “proletarischen” Gedächtnisses stilisieren; vgl. Khader 2002). In dieser neuen Perspektive wird zugleich der Nationenbegriff seiner essentialistischen Koordinaten enthoben. Auf zwei Beispiele gehe ich im folgenden Teil ein: auf Glo-

ria Anzaldúa und Guillermo Gómez-Peña. Bei beiden spielen der Terminus Aztlán weiterhin eine zentrale Rolle, und beide setzen ihn ein zur Reflexion einer eigenen Befindlichkeit, die – wie die Bezeichnung *chicano* generell – sich in einer doppelten Absetzbewegung sowohl von der US-amerikanischen wie von der mexikanischen *conditio* unterscheidet (vgl. dazu Bruce-Novoa 1994).

3. Trans-/Postnationalität und *chicano movement*

3.1 Gloria Anzaldúa

Am Ende seines erwähnten Aufsatzes spricht Rafael Pérez-Torres im Zeichen neuer Äußerungsformen der *chicano/a*-Kultur von einer diskursiven Wende, die er mit der Transformation des *homeland* in ein *borderland* gleichsetzt und die durch die Hybridität *beider* involvierter „Welten“ – Mexikos und der US-Südstaaten – gekennzeichnet sei (Pérez-Torres 2000: 116f.). Diesen Wechsel vollzieht exemplarisch jene Galionsfigur der zeitgenössischen *chicana*-Kultur, die im Mai 2004 verstorbene Gloria E. Anzaldúa.

1942 im texanischen Jesus Maria of the Valley geboren, lehrte sie an verschiedenen Universitäten „Chicano“ und „Feminist Studies“ sowie „Creative Writing“; inzwischen liegen zahlreiche (und durchaus kontroverse) Stellungnahmen zu ihrem Œuvre vor; für den gegebenen Zusammenhang beschränke ich mich im Wesentlichen auf ihr Buch *Borderlands/La Frontera: The New Mestiza*, das sich schnell zum wahrhaften Kultbuch der postmodernen *borderland culture* entwickelt hat.¹⁴ Es besteht aus zwei Sektionen: Im ersten Teil, *Atravesando Fronteras/Crossing Borders*, setzt sie sich auf ihre Weise mit der Geschichte des mexikanisch-US-amerikanischen Grenzgebiets auseinander (und verbindet Essayistik, Autobiographie und Narration der aztekischen Mythologie). Der zweite Teil kompiliert narrative Gedichte – Variationen auf das Themenspektrum des ersten Teils. Das Buch schreibt mit seiner Kritik am Sexismus des Patriarchats, am anglo-amerikanischen Feminismus und am verstümmelten indigenen Erbe

14 Die jüngste kritische Bestandsaufnahme zu Gloria Anzaldúa findet sich bei Anja Bandau – recht vollständige Literaturangaben dort (Bandau 2004). Leider noch unpubliziert ist die einschlägige Dissertation von Markus Heide; in Arbeit befindlich ist die Dissertation von Nadine Milde, die verspricht, mit 'essentialistischen' Spuren bei Anzaldúa hart ins Gericht zu gehen.

die kulturelle Tradition neu, es kritisiert gleichzeitig aber auch das *chicano movement* und ersetzt dessen exkludierendes Nationalkonzept durch ein Plädoyer für die Anerkennung all derjenigen, die von den Normen der eigenen Gesellschaft abweichen, und für eine übergreifende ethnische Akzeptanz. In diesem Kontext führt sie den innovativen Genrebegriff der *autohistoria* ein, eine Diskursform, die in der subjektiven Durchmischung von indigenen (v.a. weiblichen) Ikonen, Traditionen und Ritualen die spätkolonialen christlichen Bräuche ersetzt. Als Lesbe, die angibt, ihre Homosexualität frei gewählt zu haben, ist die Abwendung vom Katholizismus ein erster Schritt zur Bewusstseinsbildung:

Being a Lesbian and raised Catholic, indoctrinated as straight, I made the choice to be queer. It's an interesting path, one that continually slips in and out of the white, the Catholic, the Mexican, the indigenous, the instincts. It is a path of knowledge – one of knowing the history of oppression of our raza. It is a way of balancing, of mitigating duality (Anzaldúa 1999: 41).

In mehreren Interviews hat Anzaldúa ihr politisches Lesbentum, ihre *lesberada*, theoretisiert als eine gegen bestehende patriarchalische und machistische Machtstrukturen gerichtete Praxis. Homosexualität und *borderland*-Kultur verstehen sich als Modelle einer "Gegenkultur", die in Anzaldúas Konzept des *Mundo Zurdo* Niederschlag findet, der "linkshändigen Welt", welche der "rechtshändigen", d.h. der rationalen, von der Dominanz westlicher Industrienationen samt ihrer ideologischen, künstlerischen und kulturellen Begrifflichkeiten bestimmten Welt gegenübersteht. Anzaldúa fordert die Abwendung von griechischer Mythologie und von westlichem Cartesianismus und die Hinwendung zum spirituellen Leben der *multi-colored people*. Dabei überschreitet das *borderland* den Rahmen einer nur geographischen Kategorie; ein Ort des "mitá y mitá – half and half" zu sein, charakterisiert jene Grenzregion, die zugleich auch Symbol eines sexuellen *in-between* ist:

There was a muchacha who lived near my house. La gente del pueblo talked about her being una de las otras. They said that for six months she was a woman who had a vagina that bled once a month, and that for the other six months she was a man, had a penis and peed standing up. They called her half and half, mitá y mitá, neither one nor the other but a strange doubling, a deviation of nature that horrified, a work of nature inverted (Anzaldúa 1999: 41).

Der hier erwähnten jungen Frau werden im Glauben des Volkes besondere, übernatürliche Kräfte nachgesagt, welche Anzaldúa im zweiten Kapitel von *Borderlands* der Gesamtheit der *queer community* zuspricht. "La Facultad", diese besondere Befähigung, kennzeichne demnach all jene, die von den bestehenden Machtstrukturen benachteiligt werden: Frauen, Homosexuelle, *colored people*, Verfolgte, Marginalisierte. Dass dabei immer wieder künstlerische Befähigung mit Homosexualität verbunden wird, kann man letztlich als Positiv-Diskriminierung, damit aber als Festschreibung von tradierten (und nur zum Schein 'emanzipatorischen') Verhaltensmustern werten, die lediglich umbewertet werden.

Aus der Perspektive heutiger *Gender* und *Gay Studies* nach Judith Butler muss dies als durchaus problematisch gelten, – ich möchte dies nicht unerwähnt lassen, aber auch nicht ins Zentrum meiner Überlegungen stellen. Relevanter im hier gegebenen Zusammenhang ist Anzaldúas Umgang mit jener Grenze, durch die und über der erst das *borderland* entstehen kann, und in dem Zusammenhang auch ihre Version der Aztlán-Mythologie. Gleich zu Beginn von *Borderlands* skizziert sie in dem Kapitel "The Homeland Aztlán/El otro México" die Vision einer neuen Geschichte, indem sie jenen von den USA annektierten Teil Nordmexikos als Heimat nicht mehr einer einheitlichen Nation entwurzelter *Mexamericans*, sondern eines anderen, hybriden Menschenschlags ansieht, der in beiden Kulturräumen eine partielle Verwurzelung hat, von beiden aber unverstanden bleibt (wie sie in einem Interview ausführt):

My people just happened to be on this side of the border and so Mexico was forced to sell me out. But now a lot of Mexicans look at Chicanas as *agringadas*, that we're not really Mexicans because we've gone over to the gringos. And the U.S. has sold us out because instead of honouring its treaty for us to keep our land, our language, they stole our lands and they stole our language by prohibiting Spanish (Anzaldúa 2000: 220).

Sich deutlich absetzend von der nationalistischen und zugleich nostalgisierenden Ausrichtung einer "Nation of Aztlán" im Sinne des *chicano movement* der 1970er Jahre, ist das *borderland* für sie ein dritter Raum, ein Raum der Transnationalität, auch der Transgressivität, dessen Charakteristika sie wortgewaltig so schildert:

The U.S.-Mexican border es una herida abierta where the Third World grates against the First and bleeds. And before a scab forms it hemor-

rhages again, the lifeblood of two worlds merging to form a third country – a border culture. Borders are set up to define the places that are safe and unsafe, to distinguish us from them. A border is a dividing line, a narrow strip along a steep edge. It is in a constant state of transition. The prohibited and the forbidden are its inhabitants. Los *atravesados* live here: the squint-eyed, the perverse, the queer, the troublesome, the mongrel, the mulatto, the half-breed, the half-dead; in short, those who cross over, pass over, or go through the confines of the “normal”. Gringos in the U.S. Southwest consider the inhabitants of the borderlands transgressors. Aliens – whether they possess documents or not, whether they’re Chicanos, Indians, or Blacks. Do not enter, trespassers will be raped, maimed, strangled, gassed, shot. The only “legitimate” inhabitants are those in power, the whites and those who align themselves with whites. Tension grips the inhabitants of the borderlands like a virus. Ambivalence and unrest reside there and death is no stranger (Anzaldúa 1999: 25f.).

Cherrie Moraga, seit der Publikation von *This Bridge Called My Back* (1985) Gloria Anzaldúas Mitstreiterin und Mitautorin sowohl einiger literarischer wie auch theoretischer Publikationen, rekurriert in einem Essay zur *New Mestiza* nicht mehr auf den Begriff der Nation, sondern auf den des Stammes (und öffnet ihn damit auf die Kultur der *urban tribes* [Moraga 1993]); zugleich ersetzt sie das Attribut einer “homosexuellen” Kultur durch den in den *Gender Studies* der frühen 1990er Jahre entwickelten umfassenderen Begriff *queer*, der konkret all jene “Außenseiter” einschließt, die Anzaldúa in *Borderlands* beschwört.

Anja Bandau legt dar, dass sowohl Anzaldúa als dann auch später Cherrie Moraga die Perspektive über Mexiko hinaus auf panamerikanische Vorstellungen lenken (Bandau 2004: 163). Angesichts dessen mag es überraschen, dass das erste Kapitel von *Borderlands/La Frontera* (mit dem Titel “The Homeland, Aztlán, *El otro México*”) seinen Ausgangspunkt vom Aztlán-Mythos aus nimmt. In diesem Kapitel, das einen breiten Rückblick auf die präkolombinische Besiedlung, die *conquista* und die jüngere/jüngste Geschichte des geographischen Raums liefert, setzt Anzaldúa gleich von Beginn an das *homeland* Aztlán mit dem gesamten Südwesten der U.S.A. gleich und widerspricht damit – laut Bandau – “der angloamerikanischen Frontier-Perspektive”, die “das Territorium des *Far West* als unberührtes Gebiet” darstellt, “das erst mit der angloamerikanischen Besiedlung zivilisiert wurde” (Bandau 2004: 162). Dennoch ist dieses Land nicht, wie der entsprechende Teil der Überschrift zu suggerieren scheint, einfach ein zwar “anderes”, aber immerhin noch “mexikanisches” Land; mit

“El otro México” zitiert Anzaldúa den Titel (und dann einzelne Strophen) aus einem Song der Gruppe “Los Tigres del Norte”, in dem es um den “esfuerzo de todos nuestros hermanos y latinoamericanos que han sabido progresar” (Anzaldúa 1999: 1) geht, also um eine über Mexiko weit hinausweisende Bevölkerung. Die Bewohner des Grenzgebiets, wie sie in dem obigen Zitat eindringlich beschrieben werden, sind eben nicht nur entwurzelte Mexikaner, sondern *queer people* schlechthin, deren Existenzform und -bedingung der hybride Raum des *borderland* bildet. Zwar liefert das Eingangskapitel auch ein stark in der Mythologie von Aztlán verwurzeltes Resümee der historischen Entwicklung (mit klaren Aussagen zum mexikanisch-U.S.-amerikanischen Krieg von 1846 und dessen Folgen¹⁵), doch gibt es keine Ausführungen zu Aztlán als Nation noch dazu, dass “el espacio [...] que ha sido territorio nacional” – wie es im Song der “Tigres del Norte” heißt – tatsächlich “remexikanisiert” werden sollte oder könnte. Das *borderland* selbst besetzt Anzaldúa, die in der Folge die kardinalen weiblichen Figuren der aztektischen Mythologie uminterpretiert und in ein umfassendes feministisches und schamanistisches Gebäude integriert, mit dem aztekischen Terminus “Nepantla”, einem transnationalen Raum der *inbetweenness* und *interconnectedness*, den auch die Performance-Kunst Gómez-Peñas, auf den nun einzugehen ist, ausspielt.

3.2 Guillermo Gómez-Peña: von der New World Order zur New World Border

Die Beschäftigung mit der Grenze spiegelt sich in vielen Titeln der Performances des 1955 in Mexico-Stadt geborenen (und 23 Jahre später von dort emigrierten) *chicano*-Künstlers Guillermo Gómez-Peña wieder, etwa in *Border Brujo* (1988), *The New World Border* (1996) oder *Dangerous Border Crossers* (2000). Die Textbücher zu den letzten beiden Aktionen liefern hinreichendes Material, um seinen Beitrag zur Infragestellung von Nation und *mexicanidad* auszuloten und dies

15 “With the victory of the U.S. forces over the Mexican in the U.S.-Mexican War, los norteamericanos pushed the Texas border down 100 miles [...]. Separated from Mexico, the Native Mexican-Texan no longer looked toward Mexico as home; the Southwest became our homeland once more. [...] The land established by the treaty as belonging to Mexicans was soon swindled away from its owners. The treaty was never honored and restitution, to this day, has never been made” (Anzaldúa 1999: 7).

im Rahmen der gegenwärtigen Kulturtheorien zu verorten. Die Grenzstadt Tijuana ist Bezugspunkt seiner Aktionen, die der Aufforderung Homi Bhabhas entsprechen, "counter-narratives of the nation" zu schaffen "that continually evoke and erase its totalizing boundaries – both actual and conceptual –, disturb those ideological maneuvers through which 'imagined communities' are given essentialist identities" (Bhabha 1990: 300). Solche essentialistischen "imagined communities" sind für Gómez-Peña nicht nur die USA, wo kulturelle Identität und Produktion durch Anpassungszwang und Kapitalismus determiniert sind, sondern auch die "fundamentalistischen" Teile der *chicano*-Bewegung. Ziel dagegen ist die Schaffung einer "Vierten Welt" als "a space that privileges hybridity and calls into question ascribed boundaries of identity and community, a realm in which humoristic conceptions of self and other collapse and implode", so Lisa Wolford (zit. in Gómez-Peña 2000: 278). Hatte Gómez-Peña 1993 in *Warrior for Gringostroika* die Basis eines neuen Hybriditätsprinzips entworfen, in dem "concepts like 'high culture', 'ethnic purity', 'cultural identity', 'beauty', and 'fine arts' are absurdities and anachronisms" (Gómez-Peña 1993: 39), führt er in *New World Border* das überkommene Konzept der Nation *ad absurdum*; versteckt hinter einer schwarzen Maske, spricht er in ein Megaphon "in fascist-sounding tongues":

We witness a resurgence of ultanationalist movements, together with the rise of the New World Border globalist rhetoric. Quebec, Puerto Rico, Aztlán, South Central Los Angeles, Yucatán, Panamá, and all the Indian Nations have seceded from the new Federation of U.S. Republics. Independent micro-republics are popping up everywhere in the blink of an eye. [...] The twin cities of San Dollariego and Tijuana have united to form the Maquiladora Republic of San Diejuana. Hong Kong has relocated to Baja California to constitute the powerful Baja-Kong, the world's greatest producer of porn & tourist kitsch. The cities of Lost Angeles and Tokyo now share a corporate government called Japangeles, which oversees all the financial operation of the Pacific Rim. The Republik of Berkeley is the only Marxist-Leninist nation left on the globe. The Caribbean populations of the East Coast, including Nuyo Rico and Cuba York, have merged to form the Independent Pan-Carib Nation. They willingly accept refuges from Haiti and Miami. [...] The nation/city of Mexico D.F. (Detritus Defecalis), now called Tescmogtitlán (from the Náhuatl nouns *tesmog*, pollution, and *titlán*, place), with its fifty million inhabitants and its eight hundred square miles is presently negotiating its independence from the F.U.S.R. (Gómez-Peña 1996: 30).

Dass diese und andere Teile der Performance mehr sind als bloß ein unverbindliches Spielen mit der Wörtern und Weltansichten, dass ein politisches dieser Kunst zu Grunde liegt, wird bereits klar, wenn man bedenkt, dass der Titel *New World Border* den von George Bush sen. im Kontext von Perestroika und dem Ersten Irakkrieg von 1991 geprägten Begriff der *New World Order* parodistisch variiert. *New World Order* zielte, laut Andre Gunder Franks nicht unpolemischem Internet-Artikel (Frank 2004), auf ein doppeltes Ansinnen: Erstens gehe es um die Füllung jenes nach dem Zusammenbruch der Sowjetmacht entstandenen Machtvakuum durch die Hegemonialmacht USA, und zweitens in engerer Optik um eine Identitätskrise einer dominanten weißen angloamerikanischen Kultur, die durch Migrationen und Internationalisierung eine vermeintliche 'Überfremdung' erfahren habe (Samuel Huntingtons neues Buch, das Ängste vor einer Hispanisierung der USA schürt und den damit einhergehenden Verlust der kulturellen Identität der weißen Angloamerikaner als Menetekel heraufbeschwört, ist das frischeste und beredteste Zeugnis dieser Angst [Huntington: 2004]).

Zu dieser Identitätskrise trägt, so Gómez-Peña, auch jene Tendenz bei, die er "borderization" nennt; in einer seiner vielen an Lexikoneinträge erinnernden Definitionen schreibt er dazu: "Borderization = Self explanatory. Currently afflicting the U.S. and Western Europe, this process is also known by sociologists as 'Calcuttization' or 'tercermundización'" (Gómez-Peña 2000: 240). Hintergrund der *New World Order* ist also das Auftauchen von Migrantenströmen vor allem aus Lateinamerika, die zu einer Zunahme armer Bevölkerungsgruppen in den US-Großstädten führen und damit zu der von Huntington ausgemalten "Überfremdung". Bei den Migranten indes kommt es im Zuge der *borderization* zur kulturellen Entwurzelung, zur Orientierungslosigkeit, zu dem, was der britische Kulturwissenschaftler Anthony D. King (1997) als "deterritorialization of culture" bezeichnet hat.¹⁶

Die USA reagieren, so Gómez-Peña, auf die *borderization* mit dem Versuch, durch eine homogenisierte und von ihnen dominierte "globale" Fernsehkultur des "Pseudo-Internationalismus" Kontrolle auszuüben:

16 "It is not just that, increasingly, many people have no roots, it's also that they have no soil. Culture is increasingly deterritorialized" (King 1997: 6).

The master-minds of the New World Order insist that the media, computer communications, cyber-space, and the global economy have already created a single, borderless world community. They speak of "total culture" and "total television", a grandiose pseudo-internationalist world view a la CNN, that creates the illusion of immediacy, simultaneity, and sameness, thereby numbing our political will and homogenizing our identities (Gómez-Peña 1996: 10).

Auf der Basis der Erkenntnis, dass Nomadismus und Migration die zentralen kulturellen Erfahrungen unserer Zeit sind, setzt Gómez-Peña gegen die *New World Order* sein Konzept der *New World Border*, die – ganz wie jene – die neue Haltlosigkeit auffangen soll. Die *border* ist nicht nur der Ort, sondern die Kraft, das *Movens* jener trans- und interkulturellen Prozesse, die zu einer neuen hybriden Kultur führen ("[America] is rapidly becoming a huge border zone, a hybrid society, a mestizo race [...], this process seems to be irreversible" [Gómez-Peña 1996: 67]) und Rassismen und Neonationalismen ablösen. Insbesondere der Neonationalismus sei ein Versuch, die "eigene" essentialistisch-nationale Identität vor der Globalisierung von unten – der Immigration – oder von oben – durch globale Massenkultur – zu schützen. Daher ist der Neonationalismus unablässbarer Teil des Konflikts zwischen der für hybride Kultur von unten stehenden *New World Border* und der von oben diktierten homogenisierenden *New World Order*, ganz im Sinne der Feststellung von Wolfgang Welsch: "Der Aufstieg der Partikularismen ist eine Reaktion auf Globalisierungsprozesse" (Welsch 1997: 79).

Einer der zentralen Punkte in Gómez-Peñas Werk ist die Auseinandersetzung sowohl mit der U.S.-amerikanischen als auch mit der *chicano*-Kultur auf der Basis der Verwerfung fundamentalistischer Essentialismen:

In reaction to the transculture imposed from above, a new essentialist culture is emerging, one that advocates national, ethnic, and gender separatism in the quest for cultural autonomy, "bio-regional-identity", and "traditional values". This tendency overstates difference, and the unwillingness to change or exchange, is a product of communities in turmoil who, as an antidote to the present confusion, have chosen to retreat to the fictional womb of their own separate histories. Even our so-called "progressive" communities are trenching to a fundamentalist stance (Gómez-Peña 1996: 11).

Impliziert der 'fiktive Schoß' bereits den Gedanken an das *homeland* Aztlán, so macht er seine Kritik an der Praxis des *chicano movement*

auch explizit und wirft seiner eigenen *community* eine autoritäre Position vor, die Verschiedenheiten zugunsten einer künstlichen, falsch konstruierten Einheit zu unterdrücken beabsichtigt (Gómez-Peña 1996: 13f.). Gómez-Peñas Auffassung des *borderland* als Raum für intra- und interkulturelle Kommunikation steht parallel zu jenem Konzept der *chicano*-Kultur, das der Kulturwissenschaftler Bruce-Novoa propagiert, wenn er feststellt, dass in der Kulturproduktion der *chicanos* schon seit den 1970er Jahren die strikte Grenzlinie zwischen monolithisch verstandenen Einzelkulturen durch einen Raum der Transkulturalität abgelöst wurde. Dieser Raum, der nach Bruce-Novoa nach dem Prinzip der Dialogizität funktioniert (Bruce-Novoa 1994), ist bei Gómez-Peña – klarer noch als bei Gloria Anzaldúa – Ort der Selbstentfaltung der “potential border crossers and cultural exiles” (Gómez-Peña 1996: 6), damit Ort dessen, was spätestens seit García Canclini als Hybridität bezeichnet wird. Schon García Canclini nennt das *borderland* ein exemplarisches Terrain der Hybridität (“No es casual que la reflexión más innovadora sobre la desterritorialización se esté desplegando en la principal área de migraciones del continente, la frontera de México con los Estados Unidos” [García Canclini 2001: 283]). Sein eigenes Konzept des Hybriden legt Gómez Peña so dar:

My version of the hybrid is a crossracial, polylinguistic, and multicontextual. From a disadvantaged position, the hybrid expropriates elements from all sides to create more open and fluid systems. Hybrid culture is community-based yet experimental, radical but not static or dogmatic. It fuses “low” and “high” art, primitive and high-tech, the problematic notions of self and other, the liquid entities of North and South, East and West (Gómez-Peña 1996: 10f.).

Damit dient Hybridität dazu, fixe kulturelle Identitäten und statische Kulturkonzepte auszuhebeln:

The presence of the hybrid denounces the faults, prejudices, and fears manufactured by the self-proclaimed center, and threatens the very *raison d'être* of any monoculture, official or not. It reminds us that we are not the product of just one culture, that we have multiple and transitional identities, that we contain a multiplicity of voices and selves, some of which may even be contradictory (Gómez-Peña 1996: 12).

Zurück zur Nation. In dem Kapitel “DissemiNation: Time, Narrative, and the Margins of the Modern Nation” betont Homi Bhabha (Bhabha 1990), dass “Nation” und “Volk” zwar wichtige Identifikationspunkte für kulturelle Produktionen und Projektionen sind, dass sich diese aber

nicht in der vermeintlichen Historie der Nation, sondern im Weg kultureller Einschreibungen durch gesellschaftliche und literarische Diskurse entwickeln. Auf dieser Basis relativiert und dekonstruiert auch Gómez-Peña kulturelle Identitäten und ihre vermeintlichen nationalen Kontexte. Diese De-essentialisierung beschreibt Gómez-Peñas Performance-Partner Roberto Sifuentes so:

We're not performing our authenticity as Chicanos; what we're doing is performing the multiplicity of mythologies and perceptions of Mexicans and Chicanos in the US (Gómez-Peña 2000: 170).

4. Fazit: Mexiko ignoriert seine 'Kinder'

Zwar entstehen in Mexiko seit den 1970er Jahren zunehmend literarische "Gegendiskurse" gegen jene vom Boom besonders beförderte weiße, heterosexuell-männlich, zentralistisch bestimmte Literatur eines neuartigen *mainstream*, doch hat diese Art von Gegenkultur, nach dem Urteil von Nelson Osorio es schwer, sich Gehör zu verschaffen oder gar durchzusetzen (Osorio 1991: 246). Durch die festgeschriebene Fokussierung der *mexicanidad* (als einer essentialistischen Kategorie im Sinne einer seit der Unabhängigkeit währenden Debatte) bleibt die sich seit Octavio Paz, besonders aber seit den 1980er Jahren formulierende kulturtheoretische Reflexion über die hybride Befindlichkeit der eigenen Identität lange im Land selbst marginalisiert; – sie wird in der Regel erst über den Umweg durch die US-amerikanische und europäische Diskussion wahrgenommen. Allein Carlos Fuentes' Versuch, die Hybridität Mexikos zwischen US-amerikanischem Einfluss und autochthonem Bewusstsein in dem synkretistischen Begriff "Pepsicoatl" zu fassen, erreichte ein Echo. Das problematische Feld des *chicano movement* aber, das sich als "Nation of Aztlán" von den USA wie von Mexiko lossagte, wurde zunächst aufgrund seiner politischen Inkorrektheit ignoriert; die Vertreter/innen einer von traditioneller *mexicanidad* und von der nordamerikanischen *nation building* gleichermaßen weit entfernten *chicano*-Identität blieben – nicht zuletzt aufgrund ihres de-essentialisierten Nationenbegriffs – gerade in Mexiko unverstanden. Die neuen kulturellen Bewegungen der *chicano*-Kultur mit ihrer transnationalen und interkulturellen Ausrichtung, die sich an die Positionen von García Canclini oder Carlos Monsiváis anschließen, stellen die Chance dar, auch die *mexicanidad* als ein

Element, als eine performative Kraft und als Variante im Konzert der fließenden postnationalen Identitäten neu zu überdenken. Es bleibt zu hoffen, dass sich die mexikanische Kulturkritik diesem Feld nicht verschließt.

Literaturverzeichnis

- Anaya, Rodolfo/Lomeli, Francisco (Hrsg.) ([1989] ²1997): *In Aztlán: Essays on the Chicano Homeland*. Albuquerque: El Norte Publications.
- Anaya, Rodolfo (1994): *Heart of Aztlán*. Albuquerque: University of New Mexico Press.
- Anderson, Benedict (1983): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Anzaldúa, Gloria (1999): *Borderlands/La Frontera: The New Mestiza*. San Francisco: Aunt Lute Books.
- (2000): *Interviews. Edited by Analouise Keating*. London: Routledge.
- Arteaga, Alfred (Hrsg.) (1994): *An other Tongue. Nation and Ethnicity in the Linguistic Borderlands*. Durham/London: Duke University Press.
- Bandau, Anja (2004): *Strategien der Autorisierung. Projektionen der Chicana bei Gloria Anzaldúa und Cherrie Moraga*. Hildesheim: Olms.
- Bhabha, Homi (1990): *Nation and Narration*. London: Routledge.
- Borsò, Vittoria (1994): *Mexiko jenseits der Einsamkeit. Versuch einer interkulturellen Analyse. Kritischer Rückblick auf die Diskurse des Magischen Realismus*. Frankfurt/Main: Vervuert.
- Briesemeister, Dietrich (Hrsg.) (1996): *Mexiko heute*. Frankfurt/Main: Vervuert.
- Bruce-Novoa, Juan (1994): "Dialogical Strategies, Monological Goals: Chicano Literature". In: Arteaga, Alfred (Hrsg.): *An other Tongue. Nation and Ethnicity in the Linguistic Borderlands*. Durham/London: Duke University Press, S. 225-245.
- Burkard, Hermann (1996): "Auswanderung und die Situation an der Nordgrenze". In: Briesemeister, Dietrich (Hrsg.): *Mexiko heute*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 337-355.
- Butler, Johnella E. (Hrsg.) (2001): *Color-Line to Borderlands. The Matrix of American Ethnic Studies*. Seattle/London: University of Washington Press.
- Flores, Lauro H. (2001): "Thirty years of chicano and chicana studies". In: Butler, Johnella E. (Hrsg.): *Color-Line to Borderlands. The Matrix of American Ethnic Studies*. Seattle/London: University of Washington Press, S. 203-223.
- Frank, Gunder Andre (2004): "On the New World Order". In: <http://www.rojasdatabank.info/agfrank/new_world_order.html> (8.9.2004).
- Fuentes, Carlos (1971): *Tiempo Mexicano*. México: Joaquín Mortiz.
- (1999): *Nuevo Tiempo Mexicano*. México: Aguilar.

- García Canclini, Néstor (²2001): *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*. Buenos Aires: Paidós.
- Gómez-Peña, Guillermo (1993): *Warrior for Gringostroika. Essays, Performance Texts, and Poetry* (Intr. Roger Bartra). St. Paul/Minn.: Graywolf Press.
- (1996): *The New World Border. Prophecies, Poems, and Loqueras for the End of the Century*. San Francisco: City Lights Books.
- (2000): *Dangerous Border Crossers: The Artist Talks Back*. London/New York: Routledge.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2000): *Empire*. Cambridge: Harvard University Press.
- Hölz, Karl (Hrsg.) (1988): *Literarische Vermittlungen. Geschichte und Identität in der mexikanischen Literatur*. Tübingen: Niemeyer.
- Huntington, Samuel (2004): *"Who Are We"? The Challenges to America's National Identity*. New York: Simon & Schuster.
- Khader, Jamil (2002): "Transnationalizing Aztlán: Rudolfo Anaya's Heart of Aztlán and US proletarian literature". In: *Melus*, o.S. <www.findarticles.com/p/articles/mi_m2278/is_1_27/ai_89929575/p1/article.jhtml> (6.9.2004).
- King, Anthony D. (Hrsg.) ([1991]²1997): *Culture, Globalization and the World-System*. Minneapolis: Univ. of Minn. Press.
- Klor de Alva, Jorge ([1989]²1997): "Aztlán, Borinquen and Hispanic Nationalism in the United States". In: Anaya, Rudolfo/Lomeli, Francisco (Hrsg.): *In Aztlán: Essays on the Chicano Homeland*. Albuquerque: El Norte Publications, S. 135-171.
- Kohut, Karl (Hrsg.) (1991): *Literatura mexicana hoy. Del 68 al ocaso de la revolución*. Frankfurt/Main: Vervuert.
- Leal, Luis (1981): "In Search of Aztlán". In: *Denver Quarterly* 16, S. 16-22.
- Leinen, Frank (2000): *Visionen eines neuen Mexiko. Das aus dem Ateneo de la Juventud hervorgegangene Kulturmodell im Kontext der mexikanischen Selbstsuche. Eine identitätstheoretische Analyse*. Frankfurt/Main: Vervuert.
- Macazaga Ordoño, César (1985): *Diccionario de antropología mesoamericana*. México: Editorial Innovación.
- Meier, Anette (1996): *Dark, distinct and excellently female? Sexualität der Frauen in ausgewählten Werken der modernen Chicana-Literatur*. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Wien: Lang.
- Moraga, Cherrie (1993a): "Queer Aztlán: The Re-formation of Chicano Tribe". In: Dies.: *The Last Generation. Prose and Poetry*. Boston, Mass.: South End Press, S. 145-174.
- (1993b): *The Last Generation. Prose and Poetry*. Boston, Mass.: South End Press.
- Osorio, Nelson (1991): "Ficción de oralidad y cultura de periferia en la narrativa mexicana e hispanoamericana actual". In: Kohut, Karl (Hrsg.): *Literatura mexicana hoy. Del 68 al ocaso de la revolución*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 243-252.
- Paz, Octavio (1982): *El laberinto de la soledad*. Madrid: Fondo de Cultura Económica.

- Pérez-Torres, Rafael (2000): "Refiguring Aztlán". In: Singh, Amritjit/Schmidt, Peter (Hrsg.): *Postcolonial Theory and the United States. Race, Ethnicity and Literature*. Jackson: University Press of Mississippi, S. 103-121 .
- Schmidt-Welle, Friedhelm (1996): "Der mexikanische Essay im 20. Jahrhundert". In: Briesemeister, Dietrich (Hrsg.): *Mexiko heute*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 484-493.
- Singh, Amritjit/Schmidt, Peter (Hrsg.) (2000): *Postcolonial Theory and the United States. Race, Ethnicity and Literature*. Jackson: University Press of Mississippi.
- Stavans, Ilan (1996): *The Hispanic Condition*. New York: Harper Perennial.
- Unamuno, Miguel de (1970): "Sobre la argentinidad". In: Unamuno, Miguel de: *Ensayos. Con una antología epistolar comentada por Bernardo G. de Candamo*, Bd. 2. Madrid: Aguilar S. A. de Ediciones, S. 1087-1094.
- Welsch, Wolfgang (1997): "Transkulturalität: Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen". In: Schneider, Irmela/Thomsen, Christian W. (Hrsg.): *Hybridkultur: Medien, Netze, Künste*. Köln: Wienand, S. 67-90.

Vittoria Borsò

**Machtgrenzen und Körperschwellen.
Zur performativen Macht des Populären
in der Literatur und Massenkultur Mexikos
(Rulfo, Monsiváis, Poniatowska)**

La liberté est une pratique. Il peut donc toujours exister, en fait, un certain nombre de projets qui visent à modifier certaines contraintes, à les rendre plus souples, ou même à les briser, mais aucun de ces projets ne peut, simplement par sa nature, garantir que les gens seront automatiquement libres, la liberté des hommes n'est jamais assurée par les institutions et les lois qui ont pour fonction de la garantir. C'est la raison pour laquelle on peut, en fait, tourner la plupart de ces lois et de ces institutions. Non pas parce qu'elles sont ambiguës, mais parce que la 'liberté' est ce qui doit s'exercer (Foucault [1982a] 1994: 276).

1. Vorbemerkung

Mein Vortrag an der Humboldt-Universität zu Berlin fand im Januar 2004 statt, in der Woche, als die Studierenden zum Streik aufgerufen hatten. Sie haben mit kulturellen Manifestationen und *performances* die Berliner Bürger auf die Bedeutung der Geisteswissenschaften aufmerksam gemacht. Denn ausgerechnet an der Universität, die nach Wilhelm von Humboldt benannt ist, sind die Geisteswissenschaften wegen Umwidmungen zu Gunsten der *life sciences*, wenn auch nicht geopfert, so doch erheblich bedroht worden. Das von Kolleginnen und Kollegen der Universitäten im Berliner Raum schon im Frühjahr 2003 gewählte Thema der Vorlesungsreihe bezeugt gewissermaßen die prophetische Kraft der Geisteswissenschaften. Kein Thema war geeigneter, um die im Januar 2004 aktuelle Bildungssituation zu diskutieren. Mir kam das Privileg zu, an dem Ort und zu dem Zeitpunkt, an dem der *genius loci* so deutlich sprach, einen Vortrag über Grenzen der Macht und Machtgrenzen zu halten. Wie das als Motto gewählte Zitat von Michel Foucault zeigt, ist das Denken des französischen Intellektuellen, besonders in seinen späten Schriften zur Biopolitik, mit der Fragestellung der Vorlesungsreihe kongenial. Das Spätwerk

werde ich also hinsichtlich der Paradoxie der Machtgrenzen und der Umkehrbarkeit von Macht befragen. Hier reflektiert Foucault darüber, dass Machtgrenzen über den Körper verlaufen. Grenzen individualisieren bzw. kategorisieren den Körper und schließen dabei die Leiblichkeit aus; der Leib schafft sich aber im kulturellen Text Schwellen, Einlassstellen und Passagen und leistet dadurch indirekt Widerstand – so die auf die Phänomenologie von Maurice Merleau-Ponty zurückgehende Hauptthese Michel Foucaults in den von mir im Folgenden zu behandelnden Aufsätzen zur Position des Subjekts im Spannungsverhältnis von Raum, Wissen und Macht.¹ Kein anderer Kulturraum ist besser geeignet als Lateinamerika, um die Tragweite der Grenzen als Dispositiv der Macht, aber auch die Umkehrbarkeit dieses Dispositivs zu zeigen. Die Behandlung dieser Paradoxie macht ein anderes Wissen verfügbar.

2. Machtgrenzen und Grenzen der Macht: Zur Umkehrbarkeit bzw. Paradoxie der Macht

2.1 Die Macht, Grenzen zu setzen

Die Macht und die Freiheit sind kein ‘Ding’ an sich und keine ‘Gegebenheit’. Vielmehr sind sie eine Praxis und eine Konstellation. Dies ist die Hauptthese der Analyse des Verhältnisses von Raum, Macht und Wissen durch Michel Foucault. Die Macht ist eine diskursive Artikulation und eine räumliche Konstellation, ein Feld von Beziehungen, und dieses Feld ist das Resultat von Praktiken, durch die ein Subjekt oder eine Gruppe das Verhältnis zwischen sich und den anderen regelt. Mit dieser These streicht Foucault den metaphysischen Status der Macht und der Freiheit durch und holt beide in die existentielle Bezüglichkeit des Menschen zur Welt sowie in seine Verantwortung im ‘Hier und Jetzt’ zurück. Das ‘Hier und Jetzt’ ist der Ursprung (*origo*) des Diskurses, es gibt dem Subjekt der Aussage die Orientierung, so die bahnbrechende These von Bühler (1965): Eine solche Orientierung

1 Michel Foucault, “Espace, savoir et pouvoir” ([1982] 1994) und “Sujet et pouvoir” ([1982] 1994) im Folgenden mit 1982a bzw. 1982b zitiert. Mit diesen Aufsätzen gründet Foucault eine Epistemologie des Raums, auf die ich in dem mit Reinhold Göring herausgegebenen Band zu *Kulturellen Topographien* ausführlicher eingegangen bin. Dabei habe ich ebenfalls Juan Rulfo – mit Bezug auf die Photographien – im Zusammenhang mit dem Begriff der Heterotopie behandelt.

ist an dem Ort fixiert, von dem aus ich spreche, von dem aus ich eine Grenze zwischen Innen und Außen setze und unseren Raum hier vom Raum der Anderen unterscheide. Dieser Ort ist das Zentrum der Produktion der diskursiven Macht. Mit einem solchen Bezug auf die *origo* des Diskurses stellt übrigens Tzvetan Todorov auch die ethische Frage nach dem Verhältnis vom Eigenen und Fremden am Beginn seines Buchs über die Eroberung Amerikas oder das Problem des Anderen.²

Macht und Freiheit sind also keine metaphysische Gegebenheit, keine metaphysische 'Maschine', sagt Foucault, auch wenn es Apparate gibt, die die Ausübung der Macht unterstützen, wie das Gesetz und die Polizei. Seit dem 18. Jahrhundert wird tatsächlich die Macht durch Dispositive wie das Panoptikum gestützt, definiert als jenes Auge, das in einer besonderen Architektur eingelassen ist, wodurch es unsichtbar wird, aber alles überblicken kann. Das Panoptikum bedient sich vielerlei kleinerer Mechanismen, durch die das allmächtige Auge bis in die hintersten Winkel der Kliniken, Schulen, Universitäten usw. sehen kann. Das Böse ist also im Banalen (Foucault 1982b: 224), wie Hannah Arendt es anhand des Berichtes über den Prozess von Adolf Eichmann zeigte (1986), und unserer politischen Rationalität wohnt ein Wahnsinn inne. Foucault macht darauf aufmerksam, dass zwischen Recht und Gewalt eine grundsätzliche Allianz besteht, wie zuvor auch Walter Benjamin in seinem Aufsatz "Zur Kritik der Gewalt" (1920/21) gezeigt hatte.³ Gewiss sind bestimmte Konstellationen und Orte der Macht wie das Konzentrationslager, die Folter oder die Exekution darauf ausgelegt, dass Praktiken der Befreiung nicht mehr möglich sind. Darauf weist auch Foucault in dem hier diskutierten Aufsatz über das Verhältnis von Raum, Macht und Wissen hin (Foucault 1982a). Doch sind auch solche Orte kein Arkanum, sondern sie sind den Praktiken der Macht prinzipiell inhärent. Denn, es sei noch einmal gesagt, die Macht (auch die Macht dieser Orte) manifestiert

2 "Ich will von der Entdeckung des *anderen* durch das *Ich* sprechen. [...] Ich ist ein anderer. Aber die anderen sind auch Ich: Subjekte wie ich, die nur mein Blickwinkel, aus dem alle *dort* sind und ich allein *hier* bin, tatsächlich von mir trennt und unterscheidet" (Todorov 1985: 11).

3 Walter Benjamin hat in seinem Aufsatz "Zur Kritik der Gewalt" (1920/21) die innige Beziehung rechtssetzender Grenzen zur Gewalt analysiert. Der Aufsatz war für Agambens Analyse des Ausnahmezustandes in *Homo sacer* maßgeblich (Agamben 2002; vgl. hierzu Borsò 2005a).

sich nicht als metaphysisches Ding, sondern sie wird von jemandem ausgeübt. Wo setzt also die Analyse der Macht an? An der Sprache.⁴ Denn es handelt sich um Praktiken der Kommunikation und ihrer Medien: *capacité-communication-pouvoir* ist ein Konglomerat. Es ist ein Block von Techniken der Kommunikation, des Wissens und der Macht. Ein solches Konglomerat ist zum Beispiel eine wissenschaftliche Disziplin. Sie übt bestimmte Praktiken aus und diszipliniert Gesellschaften. Dies ist gewiss ein aktuelles Thema. Foucault warnt indes vor Diagnosen, die die Paradoxie der Macht nicht genug würdigen. Die mit einer Kritik an der Frankfurter Schule verbundene These, dass dem Wahnsinn die Vernunft innewohne, berechtigt nicht dazu, so Foucault, die Vernunft und die Aufklärung anzuklagen. Die Vernunft ist nicht das Gegenteil der Nicht-Vernunft (Foucault 1982b: 225). Deshalb ist sie an sich weder schuldig noch unschuldig. Es gibt nicht die heile antirationale Welt der Intellektuellen hier und die böse Welt der Rationalität dort draußen, z.B. in der Politik. Beide sind wie die zwei Seiten einer Medaille aufeinander angewiesen.

In einem weiteren Aufsatz von 1982 über das Subjekt und die Macht (Foucault 1982b) betont Foucault, dass seine eigenen Arbeiten der letzten zwanzig Jahre die Macht nur als Begleiterscheinung der unterschiedlichen Modi fokussieren, in denen sich in westlichen Kulturen Subjekte konstituieren. Neben allen möglichen Formen der Macht legt er deshalb den Akzent auf das Regime der Individualisierung und der Kategorisierung von Subjekten durch Setzung von Grenzen (etwa durch Geschlechterdifferenz, durch die Biopolitik und vielleicht heute durch die Biowissenschaften, wenn sie technokratisch ausgeübt werden). Individualisierung und Subjektkonstitution entspringen den *pratiques divisantes*, d.h. Praktiken, die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Anderen setzen und das Subjekt zwischen Selbst und den Anderen unterscheiden. Gemeint ist z.B. die Trennung zwischen Verrückten und Vernünftigen, Kranken und Gesunden, kriminellen und guten Menschen usw. Es sind Techniken, die den Menschen in abgegrenzten Räumen verorten und ihn identifizie-

4 Machtbeziehungen implizieren "des rapports de communication qui transmettent une information à travers une langue, un système de signes ou tout autre médium symbolique" (Foucault 1982b: 233).

ren, aber auch unterwerfen.⁵ Schon diese wenigen Beispiele zeigen, dass es sich bei der Individualisierung um ein Handeln mit Grenzen und mit dem eigenen Körper handelt. Gerade hier setzt unser methodisches Interesse an der Befragung Foucaults an, besonders im Zusammenhang mit den Lebenswissenschaften, denen heute die Deutung des Menschen anvertraut wird. Dabei ist mein Ziel zu zeigen, welchen Beitrag für die Wissenschaft des Lebens ein Wissen leisten kann, das die Paradoxe der Macht beleuchtet.

2.2 Zur Paradoxie der Macht: Der Chiasmus von Machtgrenzen und Körperschwellen und seine lebenswissenschaftliche Relevanz

Seit dem 18. Jahrhundert sind die Mechanismen der Verwaltung des Individuums eine *tactique individualisante*. Es sind säkularisierte –

5 Die Paradoxie der Subjektivität ist Thema des gesamten Spätwerks Foucaults. In der Einleitung zu „L’usage des plaisirs“ (Bd. III der *Histoire de la sexualité*) beschreibt er die Subjektconstitution als die „Sorge um sich“ („Souci de soi“). (Foucault 1990). Diese Sorge ist eine paradoxe Handlung, wodurch „sujet“ mit „sujeter“, d.h. unterwerfen, zu tun hat. Die Konstitution seiner selbst geschieht als Moralsubjekt (Foucault 1990: 268), das in der neuzeitlichen Geschichte, beginnend mit der Renaissance, zu einer immer vollständigeren Selbstbeherrschung tendiert (Foucault 1990: 252). Unter ‘Moral’ versteht Foucault das Regelwerk der Selbsttechniken, und zwar ein „Ensemble von Werten und Handlungsregeln, die den Individuen und Gruppen mittels diverser Vorschreibapparate – Familie, Erziehungsinstitutionen, Kirchen usw. – vorgesetzt werden“ (Foucault 1990: 265). Moralreflexion ist also die Erarbeitung und Stilisierung einer Aktivität, bei der die Männer „gerade von ihrem Recht, von ihrer Macht, von ihrer Autorität und von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen haben: in den Lustpraktiken“ (Foucault 1990: 263). Das Subjekt wird zwar nicht mehr allein von außen her bestimmt und von der Macht der Diskurse reguliert und konstituiert sich als Aushandlung zwischen dem Eigenen und dem Anderen, doch unterzieht es sich durch Domestizierung seines Körpers Existenzkünsten („Selbsttechniken“), die das Begehren domestizieren. Denn das Begehren bedroht die Souveränität der Vernunft und die Integrität des Ichs. Das Verhältnis des Subjektes zu seinem eigenen Körper wird reguliert, indem Grenzen zwischen der inneren und der äußeren Welt gesetzt werden. Als Einlassstelle zum Anderen ist der Körper eine Gefahr; er bedroht die Ermächtigung und die Erstarkung des Ichs. Im Diskurs der Subjektivität erhält der Körper die Position des Anderen, und die Figuration dieses Anderen ist die Frau (oder auch der transvertierte oder invertierte Mann). In dieser – wie Foucault sie nennt – „Männermoral“ sind die Frauen Objekte, „die es zu formen, zu erziehen und zu überwachen gilt, wenn man sie in seiner Macht hat, und derer man sich zu enthalten hat, wenn sie in der Macht eines anderen (Vater, Gatte, Vormund) sind“ (Foucault 1990: 263; vgl. Borsò 2002a).

pastorale⁶ bzw. patriarchalische – Individualisierungspraktiken, die den *bios*, nämlich den perfekten Zustand des Lebens, lokalisieren, und zwar durch medizinische Normen, aber auch Vereine, Familien oder wissenschaftliche Disziplinen.⁷ Gemeint sind die Alltagstechniken, die dem Menschen eine individuelle, perfekte Identität zuschreiben. Mit einer phänomenologischen Fundierung zeigt Foucault die generelle Geltung der Paradoxalität von Individualisierungspraktiken. Denn gerade weil die Macht paradoxal ist, gilt auch ihre Kehrseite. Wie sehr ein System auch immer in der Lage ist, Terror zu inspirieren, bestehen doch stets Möglichkeiten des Widerstands, des Ungehorsams und der Konstitution von oppositionellen Gruppen: “Il n’y a pas de relation de pouvoir sans résistance, sans retournement éventuel” (Foucault 1982b: 242). Widerstand ist also ein Teil der Macht. Weil Macht eine Bezüglichkeit und eine Handlung ist, die vom einen ausgeht und auf den anderen ausgeübt wird, können sich Konstellationen zwischen der Macht und den ‘Objekten der Macht’ umkehren:

Une relation de violence agit sur un corps, sur des choses: elle force, elle plie, elle brise, elle détruit: elle referme toutes les possibilités [...] – indispensable: que l’autre (celui sur lequel elle, la relation de pouvoir, s’exerce) soit bien reconnu et maintenu jusqu’au bout comme sujet d’action; et que s’ouvre devant la relation de pouvoir, tout un champ de réponses, réactions, effets, inventions possibles [...] aucun exercice de pouvoir ne peut, sans doute, se passer de l’un ou de l’autre, souvent des deux à la fois (Foucault 1982b: 236).

‘Macht’ wird also ‚gemacht‘. Sie ist die Handlung des Waltens, Verwaltens (*gouverner*), der Strukturierung des möglichen Aktionsfelds der Anderen (*gouvernement des autres*). So existiert in der Konstellation der Macht auch der andere Pol: die Freiheit der Anderen, die es zu verwalten gilt. Erst die Freiheit der Anderen (die es einzugrenzen gilt) ist die Ermöglichungsbedingung für die Existenz der Macht. Es ist nicht ein Antagonismus, sondern ein Agonismus, “un rapport d’incitation réciproque et de lutte” (Foucault 1982b: 238). Erst die phäno-

6 Das Gewicht der Selbsttechniken im Sinne einer Ästhetik von Existenzkünsten geht gewiss verloren, nachdem sie mit dem Christentum “in die Ausübung einer Pastoralmacht integriert wurden und später in erzieherische, medizinische oder psychologische Praktiken” (Foucault 1990: 252); die Entwicklung der Selbsttechniken kommt freilich damit nicht zum Ende.

7 Foucault schließt sich dabei der Frage Kants (“Was heißt Aufklärung?”), wie weit die Kritik der zeitgenössischen Vernunft geht, an (Foucault 1982b: 231).

menologische Fundierung schafft ein Denken vom Außen her, vom Ausgegrenzten, und gibt ihm eine Position und eine Handlungspotenz in der Konstellation der Macht. Das Vorangehende begründet vor allem die Paradoxie von Grenzen: Die Macht ist zum einen die Handlung, die Freiheit des Körpers und die Freiheit der Anderen einzuschränken sowie eine Grenze zwischen ihnen zu definieren: “pour une relation de pouvoir, la stratégie de lutte constitue elle aussi une frontière” (Foucault 1982b: 242). Es gilt aber zum anderen auch, dass jede Form der Ausübung der Macht diese an ihre Grenzen führt: “toute extension des rapports de pouvoir pour les soumettre ne peut que conduire aux limites de l’exercice du pouvoir” (Foucault 1982b: 242).

Macht ist also eine Handlung, die die Artikulation von Subjekt und Welt betrifft, und diese Artikulation verläuft über ein Medium: den Körper, der den Menschen an seine Lebenswelt bindet. Gerade am Körper zeigt sich, dass die Grenze auch eine Schwelle⁸ ist, eine Kontaktfläche zum Anderen. Als *pratique divisante* konstituiert sich die Macht, indem sie mit dem Körper und anhand der Körperlichkeit Grenzen setzt und damit trennt, was untrennbar ist, nämlich das Ich und die Lebenswelt, die uns umgibt, das, was Maurice Merleau-Ponty “la chaire du monde” nannte. Macht setzt Grenzen, trennt, klassifiziert, separiert zwischen dem Eigenen hier und dem Fremden dort, mit dem mich aber der anthropologische Raum der Körperlichkeit verbindet. Als Konstellation im Gewebe der Welt ist die Grenze zugleich auch eine Schwelle. Foucault spricht tatsächlich vom Gewebe, vom *tissu* (Foucault 1982b: 243). Und in der Dichte des Gewebes finden wir nicht nur die Makroerzählung der Macht, der Ausgrenzungen und der Asymmetrien historischer Fakten (Kriege, Zerstörungen), sondern auch das Feld der Beziehungen, jene dichte Textur des Raums, die die vielfältigen Dimensionen des Kulturellen und des Sozialen enthält.⁹ Erst hier sehen wir auch die Widerstände, die Grenzen der Macht.

Wir haben damit das Szenario eines anderen Wissens umfasst, das nicht das Projekt einer metaphysischen Kritik der Macht verfolgt, wie es der Marxismus tat und weshalb dieser scheitern musste. Vielmehr

8 Zu den weiterreichenden phänomenologischen Implikationen vgl. Waldenfels (1999).

9 Vgl. hierzu Bachmann-Medick (1996).

geht es darum, im *tissu historique*¹⁰ die dichte Textur von Schwellen und Widerständen zu erkennen. Ich will dieses Moment anhand eines der bekanntesten Mythen des Abendlandes exemplifizieren: Apollo und Daphne. Dabei beziehe ich mich auf die dramatische Konkretisierung dieses Mythos in der Skulptur von Bernini.¹¹ Der Zugriff Apollos auf Daphne, sein Wunsch, den Leib der begehrten Frau zu ergreifen, diesen Leib in die apollinische Ordnung des abstrakten Körpers klassischer Kunst zu überführen, gelingt nicht vollkommen. Die Materialität der Skulptur schafft den heterogenen Raum der Metamorphose zwischen den geschliffenen Formen einer ästhetisierten Anatomie und dem zur Materie gehörenden Baum. Petrarkistische Daphne-Gedichte betonen die Paradoxie, dass, je mehr Apollo über das Verschwinden des Körpers der Daphne weint, der Lorbeerbaum umso mehr wächst.¹² Apollo muss den Körper der Daphne vollends mortifizieren, die Leiblichkeit domestizieren, in Kunst transformieren, will er sich als *poeta laureatus* feiern lassen. Doch die Dramatik der Metamorphose und die Schwelle zwischen dem Zugriff auf den Körper und dem Rückzug des Leibes¹³ in die widerständige Natur zeigt, dass die Kolonialisierung des Anderen nicht restlos gelingen kann.¹⁴

Die Grenzen unterliegen also dem Regime der Macht, sie sind aber auch die Schwellen zum Widerstand, zu den Grenzen der Macht. Die Widerstände schreiben sich in die dichte Textur des Mediums, in die Buchstaben der Texte und in die Materialität der Bilder, in den

10 Foucault spricht von einem "tissu historique" als "histoire des luttes et celle des relations et des dispositifs de pouvoir" und von "domination" als "transcription d'un des mécanismes de pouvoir d'un rapport d'affrontement et de ses conséquences" (Foucault 1982b: 243). Als zentrales Phänomen in der Geschichte der Gesellschaften nennt er: "c'est qu'elles manifestent, sous une forme globale et massive, à l'échelle du corps social tout entier, l'enclenchement des relations de pouvoir sur les rapports stratégiques, et leurs effets d'entraînement réciproque" (Foucault 1982b: 243).

11 Museo di Villa Borghese, Rom.

12 Vgl. u.a. Vittoria Borsò (2002; 2004a).

13 Die Ambivalenz des 'Haushaltes' zur Konstitution des Ichs wird bei der Geburt des Individuums in der Renaissance besonders dramatisch. Darauf deutet die Häufung des Daphne-Motivs hin, aber auch die Heterogenität, die bei Schriftstellern wie Montaigne zu finden ist. Darauf gehen etwa Helmut Pfeiffer und Bernhard Teuber in ihrer Untersuchung der Macht in der Renaissance ein (Teuber 2000; Pfeiffer 1995).

14 Vgl. auch Christoph Wulf (1988).

Ton der Stimme, in das Haupt des Menschen ein.¹⁵ Eine solche Schwelle und Einlasssstelle zum Widerstand ist das Lachen. Es ist Ausdruck einer Spannung, aber auch der Zerstörung der Autorität der Macht durch ihre 'Familiarisierung', wie Michail Bachtin so treffend gezeigt hat (Bachtin 1990). Und es ist kein Zufall, dass Umberto Eco's Roman *Il nome della rosa* ins Zentrum des Geheimnisses und des Mordes die Ausgrenzung des 'anderen' Aristoteles platziert, jenes Aristoteles, der nicht nur die *Poetik*, sondern auch ein Buch über die Komödie geschrieben haben soll. In der Konstellation von Individuum, Wissen und Macht gibt Foucault zu Recht der Reversibilität des Verhältnisses einen zentralen Stellenwert:

Ce sont des luttes qui mettent en question le statut de l'individu: d'un côté, elles affirment le droit à la différence et soulignent tout ce qui peut rendre les individus véritablement individuels. De l'autre, elles s'attaquent à tout ce qui peut isoler l'individu, le couper des autres, scinder la vie communautaire, contraindre l'individu à se replier sur lui-même et l'attacher à son identité propre. Ces luttes ne sont pas exactement pour ou contre l'«Individu», mais elles s'opposent à ce qu'on pourrait appeler le gouvernement par l'individualisation. [...] Elles opposent une résistance aux effets de pouvoir qui sont liés au savoir, à la compétence et à la qualification. Elles luttent contre les privilèges du savoir, mais elles s'opposent aussi au mystère [...]. Pour résumer, le principal objectif de ces luttes n'est pas tant de s'attaquer à telle ou telle institution de pouvoir, ou groupe, ou classe, ou élite, qu'à une technique particulière, une forme de pouvoir (Foucault 1982b: 226-227).

Die Untersuchung dieser 'transversalen' Widerstände, die ebenso der Macht wie der Opposition gegen die Macht innewohnen, nennt Foucault eine "innovative Methode". Worin besteht diese andere Methode, das Wissen zu befragen? Sie besteht darin, dass die Konstellationen der Macht und der Kategorisierungen – z.B. durch eine Leitwissenschaft – nicht ausgehend von ihrer internen Logik, sondern von den Formen der Resistenz gegen sie untersucht werden (Foucault 1982b: 225-226).¹⁶ Denn die Widerstände operieren nicht in Frontstellung. Frontale Angriffe können die Macht nicht erfolgreich bekämp-

15 Ich verweise auf die luzide Diskussion des Verhältnisses von Schrift und Körper bei Roland Barthes durch Ottmar Ette (1998).

16 So sollen z.B. die Vernunft (oder die Psychiatrie) anhand der Resistenzen im Feld der Alienation, die Legalität anhand der Illegalität, die Männer anhand der Frauen, um nur einige polarisierende Oppositionen zu nennen, untersucht werden (Foucault 1982b: 226).

fen.¹⁷ Es bedarf vielmehr indirekter, transversaler Widerstände, die quer – gewissermaßen heterotopisch¹⁸ – durch die Ordnungen des Wissens verlaufen. ‘Transversal’ bedeutet auch, dass diese Widerstände nicht auf ein spezifisches Gebiet, auf eine Disziplin begrenzt sind, sondern dass sie gerade den Rändern der Disziplinen entspringen und ein anderes Licht auf das Zentrum werfen. Es sind Kämpfe gegen Techniken, die das Subjekt in abgegrenzten Räumen verorten und somit identifizieren, es dabei aber auch unterwerfen. So decken solche Widerstände mit dem paradoxalen Status der Macht auch die Ohnmacht der Macht auf.

Die historische und sozialpolitische Situation Lateinamerikas sowie die Praktiken lateinamerikanischer Kulturen sind ein ausgesprochenes Laboratorium solcher transversalen Widerstände.

3. Lateinamerika und das widerständige Wissen

An der Kultur Lateinamerikas ist seit der Kolonialzeit die Paradoxie der Machtgrenzen als zugleich *pratique divisante* und als Praktik transversaler Widerstände besonders gut zu beobachten. Die auf dem so genannten ‘Neuen Kontinent’ vorgefundenen Kulturen wurden klassifiziert, ihre Eigenheit wurde aus dem Bereich der Zivilisation ausgegrenzt. Sie waren das Andere der europäischen Kultur und wurden exotisch idealisiert oder durch Mangel beschrieben: ein Mangel an Zivilisation, an Vernunft, an Menschsein. Man übertrug auf die Einwohner Amerikas die Vorstellungen, die man zuvor den ‘Anderen’

17 “Tout rapport de pouvoir penche, aussi bien s’il suit sa propre ligne de développement que s’il se heurte à des résistances frontales, à devenir stratégie gagnante” (Foucault 1982b: 242).

18 Mit Bezug auf die Architektur hat Michel Foucault für die Materialität des kulturellen Gewebes den Begriff der Heterotopie angeboten, der in den letzten Jahren verschiedentlich aufgenommen wurde. Heterotopien sind eine widerstrebende Verbindung der Konfigurationen der Ordnung. Deshalb sind sie ein Nicht-Ort innerhalb der Ordnung der Diskurse; sie haben eine der Logik der Diskurse widersprechende Syntax. Heterotopien werden als *contre-emplacement* definiert. Sie haben die kuriose Fähigkeit, mit anderen *emplacements* in Verbindung zu treten, mit Positionierungen also, die der Ordnung der Platzierungen widersprechen, sie neutralisieren oder die Gesamtheit ihrer Strukturbeziehungen umkehren. Strukturbeziehungen werden durch die Heterotopien stilisiert, reflektiert oder widergespiegelt (Foucault [1967] 1994: 755; vgl. Borsò 1992; 2005; Görling 1997).

innerhalb Europas zugeschrieben hatte.¹⁹ Immer waren es die Anderen, die man nicht verstand, die den Vorstellungshorizont der Vernunft überstiegen. Figuren der Alterität waren die Hexen, die Monster und – in der neuen Welt – besonders die Kannibalen und Kannibalininnen. Darüber hinaus ist die Parallele zwischen der Ausgrenzung des Körpers der Anderen und der Ausgrenzung des lateinamerikanischen Kontinents durch Europa frappierend. Aufgrund der vermeintlichen intellektuellen Leere und der mangelnden Vernunft fungieren die Menschen des neuen Kontinents – besonders die Frau – als Bildschirm, auf den die Europäer – die Männer – ihre Wünsche und Ängste projizieren, jene Europäer, die als handelnde historische Subjekte ihre Macht jenseits der Säulen des Herkules ausweiten und neue Räume jenseits des Atlantiks auf die Bühne der Geschichte holen. Die Geschichte wurde seitdem vom europäischen Zentrum aus geschrieben, und von diesem Zentrum aus gesehen waren die ursprünglichen Völker Amerikas unterlegen, passiv, historisch unfähig, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Noch Hegel postulierte bekanntlich, dass die Lateinamerikaner aufgrund ihres geringen Zivilisationsgrades und trotz ihrer gewonnenen Unabhängigkeit noch lange keine gleichwertigen Akteure der Geschichte sein werden. Vom europäischen Zentrum aus gesehen, wie dies Hegel tat, ist die lateinamerikanische Kultur nichts anderes als eine defizitäre Kopie Europas. Die Frau ist dabei in doppelter Weise ohnmächtig. Wollen aber die historischen Wissenschaften nicht Gefahr laufen, in den Praktiken der Teilung und der Trennung gefangen zu bleiben, so sollten sie auch die Paradoxalität der Grenze zum Gegenstand machen. Die Macht muss als Beziehungsraum gesehen werden. In dem dichten Raum der Machtkonstellationen erkennt man, dass die Macht nicht nur von einer Seite her ausgeht. Im hybriden Raum des Kulturellen findet sich vielmehr die Macht der Kolonialkulturen vor den Widerstand des Kolonialiserten gestellt, das Kolonialsjekt wird zum Handelnden, wenn auch im

19 In seiner Dissertation an der Heinrich-Heine-Universität *Só a Antropofagia nós une: Assimilation und Differenz in der Figur des Anthropophagen* hat Thomas Sandführ u.a. einen Forschungsbericht über die historischen Diskurse der Aneignung des Körpers (seit Plinius dem Älteren) und der Rückeroberung freier Räume durch die Schrift vorgelegt (Sandführ 2001).

Modus der Mimikry.²⁰ Diese Sicht ermöglicht es, die Hierarchien der sozialpolitischen Geschichte nicht mehr als unveränderliche Fakten, sondern als ein kulturelles Feld zu sehen, in dem sich die Kräfte der Macht und einer kulturellen Gegendynamik gegenüberstehen. Die Geschichtsschreibung der letzten Jahre hat in der Freilegung dieser kulturellen Dynamik einen bedeutenden Gegenstand gesehen. Die Bedingtheit der Macht Europas wurde dabei offengelegt und die randständige Position wurde zum Ort eines anderen, eines dezentrierten Wissens. Von diesem Ort aus konnte die Macht demontiert und die Macht Europas an ihre Grenzen geführt werden. Die Macht ist unhintergebar, solange die Subjekte oder die Akteure der Geschichte in einer asymmetrischen Beziehung zum Opfer konzipiert werden. Es muss in der Konstellation der Macht eine Verschiebung anderer Art stattfinden. Man muss das Beziehungsfeld anders konzipieren. Wenn man dies tut, dann entdeckt man, dass sich unter den Zeichen der hegemonialen Politik ein dynamisches kulturelles Feld offenbart, das die Macht wirkungsvoll begrenzt.

3.1 Machtgrenzen und Körperschwellen: Die Relevanz für Lateinamerika

Bei der Begegnung der Kulturen auf dem amerikanischen Kontinent wurden die Körper der Einwohner Amerikas mit den für tropische Verhältnisse unangemessenen Samtkleidern der Spanier überzogen, sie wurden mit den symbolischen Zeichen der europäischen Macht überschrieben. Dabei benutzten die Spanier die Sprache als Eroberungswaffe. Mit der Gewalt der Sprache assimilierte man das Territorium des Anderen. So lautet die für lateinamerikanische Subjekte virulente Analogie von Körper und Territorium. Die Ambiguität der leiblichen Sprache (als abstraktes Zeichensystem bzw. Eroberungswaffe und als konkretes Indiz der eroberten Körperlichkeit) findet im Spani-

20 Der angloamerikanische, aus Bombay stammende Kulturtheoretiker Homi Bhabha hat z.B. mit dem Begriff der Hybridität (1994) die Interdependenz von Kolonisator und Kolonisiertem offengelegt. Sein psychoanalytisch und auf Benjamin (Übersetzung), Derrida (*différance*) und Foucault zurückgehender Ansatz zeigt mit der Ambivalenz der Stereotype über den Anderen auch ihre Fragilität und die Fragilität der Macht. Die Kehrseite der Stereotype, nämlich die Faszination, die durch die Stereotype immunisiert wird, ist wichtiger als die ideologische Kritik ihres Gebrauchs (vgl. Bhabha 1994).

schen eine Entsprechung in der Bedeutung von *lengua*, als Zunge, d.h. Organ des Körpers, als Quelle des Geschmacks und der Sinnlichkeit, und von *lenguaje* als abstraktes Sprachsystem.²¹ Für beide Bewegungen ist Malinche ein Emblem: Doña Marina, die Indianerin, die Cortés zum Geschenk gemacht und von ihm doppelt benutzt wurde, als Übersetzerin und als Liebhaberin, gilt als *chingada*, als Repräsentantin des gewaltsam unterworfenen und geschändeten Mexikaners. Octavio Paz begründete bekanntlich in *El laberinto de la soledad* (1950) den Mythos der Malinche als Mythos der schwachen, verräterischen und geschändeten Natur des 'Mexikaners'. Die Malinche ist aber auch das Emblem jener Schwelle, jenes Zwischenraums, in dem auch die indianischen Traditionen durch Übersetzungen Eingang in das Spanische fanden.²² So sind im Gewebe der kulturellen Texte Spuren der 'Zunge' erhalten geblieben, des partikulären Idioms, der Körperlichkeit, und diese haben sich auch einen gewichtigen Raum in der spanischen Sprache zurückerobert und in diesem Raum Widerstand geleistet.²³

Sobald man das Beziehungsfeld und die dichte Textur des Raums betrachtet, dann erfasst man auch die Gegenmacht. Die Grenzen werden fließend, sie werden zu Schwellen, in denen Kulturen miteinander in Kontakt kamen und eine Gegenmacht transversaler Widerstände entwickelten.²⁴ Die historischen Romane Lateinamerikas (die so genannten *nuevas novelas históricas*) haben z.B. seit Roa Bastos *Yo el Supremo* (1974) in der Freilegung dieser kulturellen Dynamik einen wichtigen Gegenstand gesehen. Durch die transversalen Diskurse

-
- 21 Zum Zusammenhang beider Dimensionen der Sprache und dem Mythos der Malinche vgl. Margo Glantz (1994a). Glantz hat bei Sor Juana Inés de la Cruz gezeigt, dass im 'Körper' der Schrift der Abstraktionsprozess, der die Leiblichkeit zerstört, rückgängig gemacht wurde, die Schrift den Weg zurück zum Buchstaben und das Sprachsystem zum leibhaften Sprechen findet (Glantz 1992; 1994, 1994a). Ich verweise auch auf verschiedene Arbeiten zum Kolonialbarock, die beeindruckende Beispiele der subversiven Kraft der Einschreibung von Leiblichkeit in die Schrift geben. Ein Forschungsbericht findet sich bei Borsò (2005).
- 22 Dies ist die Hauptthese der neuesten Arbeiten zum Mythos der Malinche (Glantz 1994; Dröschner/Rincón 1999).
- 23 Gemeint ist die Dimension der Sprache, die Maurice Merleau-Ponty "leibhaftes Sprechen" nannte und seit *La prose du monde* (1951, publiziert 1969) ins Zentrum seines Denkens gestellt hat. Es geht um die dichte Textur, bei der im Textkörper indirekte Spuren der Leiblichkeit eingeschrieben sind.
- 24 Dies gilt übrigens auch für Europa: mündliche Techniken überleben z.B. die Hegemonie des Schriftlichen nach der Gutenberg-Ära.

hindurch durchkreuzen sie die Machtdiskurse des Abendlandes und entlarven hinter den Zeichen der Macht deren Bedingtheit.

3.2 *Transversale Widerstände in Pedro Páramo von Juan Rulfo:
Die Ohnmacht der Grenzen und die Kraft der Schwellen
des Körperlichen*

Juan Rulfo hat in *Pedro Páramo* (1955) den Widerstand gegen die Gewalt der Ausgrenzungen zur Aufführung gebracht. Er inszeniert den Bruch mit der souveränen Macht, welche Grenzen setzt und zwischen Innen und Außen unterscheidet, zwischen der Totalität der Macht und den unterdrückten Anderen. Rulfo zerstört auf vielen Ebenen die Macht des Kaziken. Pedro, der Verwalter des Gebäudes der Macht, fällt am Ende wie “un montón de piedras”, so der letzte Satz des Romans. Dieser kurze, komplexe Roman operiert auf verschiedenen Ebenen: Auf der Ebene des narrativen Diskurses wird die Fokalisierung und die Ordnung des Sichtbaren angegriffen. Der narrative Diskurs zerstört die Souveränität des Panoptikums. Im Roman ist es unmöglich, eine bevorzugte Ebene zu bestimmen, die ein orientierendes ‘Hier und Jetzt’ definiert und eine Ordnung als Basis für die Darstellung der Welt ermöglicht. Einer der meisterhaften Züge des Romans ist deshalb die Brechung des orientierenden Sehens, das auf einer Distinktion zwischen dem Eigenen und dem Anderen, zwischen Innen und Außen gründet.²⁵ In Comala, jenem gespenstischen Ort, in dem nur die Toten sprechen, ist die Demarkationslinie der binären Grenzen zwischen den Toten und den Lebendigen zerstört. Die meta-diskursive Bedeutung dieser Strategie, die klassifizierenden Diskursen und abendländischen Erzähltraditionen widersteht und sie an ihre Grenzen kommen lässt, ist kaum bemerkt worden.²⁶ Dagegen bildet diese Feststellung die Hauptthese von Carlos Monsiváis in der Studie

25 Die Ununterscheidbarkeit zwischen Realität und Imagination wurde gattungsspezifisch als Eigenheit des *realismo mágico* bezeichnet. Die Annäherung an den Roman unter dieser Perspektive immunisiert jedoch die Sprengkraft des Textes. Dies ist eine der Hauptthesen meiner Studie zur Kritik des *realismo mágico* (Borsò 1994).

26 In meiner Analyse des Romans sehe ich in der metadiskursiven Kritik und Beunruhigung von Erzähldiskursen eine der zentralen Strategien von Rulfo (Borsò 1994: 266f.). So auch Monsiváis mit Bezug auf Jean Franco: “[...] el desajuste entre palabra y acción resulta, no de una decisión personal o una coyuntura existencial, sino de la ruptura de un orden” (Monsiváis 1980: 30).

zur Widerstandskraft von Pedro Páramo, die im Fotoband *Inframundo* publiziert wurde (Monsiváis 1980). In einer überraschenderweise Rulfo kongenialen Lektüre nennt Monsiváis es eine "solución magistral", dass Comala ein totes Dorf ist, wo die Figuren als Gespenster herumirren oder von den Gräbern aus ihre Erinnerungen äußern. Es ist eine Zeitkonstellation, die eine diskrete, trennende Zuordnung nicht mehr zulässt.²⁷ Comala ist ein *páramo*, ein verbrannter Ort, der sich nicht strukturieren lässt. Diskretes Sehen ist dort ebenso wenig möglich wie klare Benennungen. Der Raum entzieht sich einer exakten Kartographierung, die narrative Sprache einer exakten Lokalisierung. Der Raum der Schrift ist kein Strukturraum, der Differenzen setzt und Sinn lokalisiert. Dies wird gleich zu Beginn des Romans in Szene gesetzt, wie das Zitat zeigt, das Monsiváis anführt. Es ist die Passage, in der sich Juan Preciado bei Eduviges Dyada nach dem Weg erkundigt, der von Comala wegführt (Monsiváis 1980: 28):

...¿Cómo se va uno de aquí?

–¿Para dónde?

–Para donde sea.

–Hay multitud de caminos. Hay uno que va a Contla; otro que viene de alla. Otro mas que enfila derecho a la sierra. Ese que mira desde aquí, ...

–Figurese usted. Y nosotros aqui tan solos. Desviviendonos por conocer aunque sea tantito de la vida (Rulfo 1955: 65).

In Comala sind die Grenzen durchlässig, der Blick ist beweglich, aber diese Beweglichkeit ermächtigt kein Sehen, keinen privilegierten Ort der Sicht. Monsiváis hat das scharfsinnig beobachtet. Deshalb stößt eine symbolische Lektüre des Romans bald an ihre Grenzen.²⁸ Literarische Etiketten scheitern, es gibt nichts Wunderbares oder Magisches²⁹ in Comala. Diese Welt widersteht der Vereinnahmung durch Klassifikationen. Sie widersteht auch den Versuchen, den vermeintlich Anderen, den *campesino*, den *indio* zu enthüllen. So auch Monsiváis:

27 Ähnlich argumentiert auch García Márquez, der die Zerstörung der Demarkationslinie zwischen Leben und Tod als einen meisterhaften Zug bezeichnet (García Márquez 1980: 25).

28 Zu dieser These vgl. meine Analyse zu "Pedro Páramo als Provokation" (Borsò 1994: 266f.).

29 Ich beziehe mich auf die Lektüre des Romans im Sinne des *realismo mágico* oder des *real maravilloso* (zum Forschungsbericht vgl. Borsò 1994: 88ff.).

Es indispensable eliminar las mediaciones culturales en beneficio de una lectura cuyo punto de partida sea el cuestionamiento del propio lector. Por ejemplo, ¿que sabemos de la mentalidad campesina, de su lógica que advertimos reiterativa o huidiza?³⁰

Als zweite Strategie gilt es, auf den Raum der Träume und des Begehrens hinzuweisen, ein in den letzten Jahren von der Forschungsliteratur durchaus gesehenes Moment (Kuon 1993; Borsò 1994; Görling 1997). Der Widerstand wird von den Stimmen der Toten, ihren Leiden, Wünschen und Träumen getragen. Diese überfallen den Erzähler selbst, der mitten im Roman stirbt. Er befindet sich mitten in den *murmillos*. Ihr Widerstand enthüllt die Ohnmacht der Macht des Kaziken. Rulfo blickt transversal auf die Totalisierung der Macht und öffnet zugleich andere Räume.³¹ Es sind dies Räume des Begehrens. Deshalb ist Comala heterogen und paradoxal wie die Macht selbst. Es ist der Ort, in dem die Macht Grenzen setzt, aber auch der qualitative Ort der Träume, die die Macht an ihre Grenzen führen. Es ist der Ort des Ausschließens aber auch des Öffnens für die imaginäre Welt von Susana San Juan, ein vom Begehren beschriebener Raum, der Pedro Páramo verwehrt bleibt. Hier entdecken wir die Kraft des Kulturellen, repräsentiert durch Susana San Juan. Sie öffnet Räume der Freiheit, weil sie für das Leiden und das Begehren optiert. Diese Kraft ist stärker als die Macht des Kaziken. *Pedro Páramo* ist deshalb kein Roman über die Ohnmacht der *vencidos*, sondern ein Roman der Widerstandskraft des Kulturellen, ausgedrückt etwa durch die Glocken, die zur Unzeit läuten, durch Susanas Träume oder die Klagen der Toten. *Desesperanza*, die thematisch 'tragisch und monströs' erscheint, ist in diesem Roman weder metaphysisch überhöht, noch ästhetisiert – so auch Monsiváis. Comala ist also der Raum, in dem sich die Machtgrenzen etablieren und zugleich ihre Ohnmacht offenbaren. Es ist eine totalisierende Macht ohne Erlösung, eine Wildnis in der Zivilisation,

30 Dies ist eine meiner Hauptthesen in der Analyse des Romans, den ich auch mit Hinweis auf die Isolierung der *indigenas* in einem einzelnen, narratologisch unmotivierten Fragment nachgewiesen habe (Borsò 1994: 264f.).

31 Es sind die 'Räume des Anderen', für die der Sehende keine Autorität behaupten kann. Nach meiner Analyse ist in den Photographien von Rulfo dieser Zug ein Hauptmerkmal (vgl. Borsò 2005 und 2004a).

eine Macht, deren Ohnmacht sich angesichts anderer Räume des Begehrens stets wieder ereignet.³²

Eine dritte Dimension, in der Widerstand entsteht, ist die Religion. Auch in *Pedro Páramo* ist die Religiosität eine hybride Form von *cultura popular*, bei der 'andere' kulturelle Traditionen einen Stachel in die Reinheit des katholischen Glaubens pflanzen. Die christlichen Symbole werden übernommen, ohne dass sich die Figuren ihrem (metaphysischen) Gesetz unterordnen.³³ Es ist eine irdische, sinnliche Form der Religion, eine Religion ohne Metaphysik. Die 'wahnsinnige' Dorotea sagt zu Juan Preciado, als sie zusammen im selben Grab liegen und sich unterhalten: "El cielo para mí, Juan Preciado, está aquí donde estoy ahora" (Rulfo 1955: 83; vgl. auch Borsò 1994: 246). Der Himmel ist für Dorotea das irdische Grab. Hier erfüllt sie den Traum ihres Lebens, den Traum der Mutterschaft, denn im Grab hält sie endlich den im Leben so erwünschten Sohn in ihren Armen. In dieser subversiven Form der Religion haben wir den Anschluss an die *cultura popular* von Carlos Monsiváis, und tatsächlich liest Monsiváis den Roman aus dieser Perspektive. Eine solche Literatur enthält unorthodoxes Wissen. In den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts verweist Rulfo auf die Existenz anderer Räume, ohne sie gewiss frei entfalten zu können. Die Räume, auf deren Existenz Rulfo blickt, wird Carlos Monsiváis in der Populärkultur mit massenmedialen Strategien zu betreten versuchen. Rulfo hat nicht nur den Weg dazu vorbereitet, sondern noch mehr: Mit seinem Blick auf die Räume des Widerstandes biegt Juan Rulfo den harten Raum der Demarkationen, Eingrenzungen und Ausgrenzungen, wie dies die besondere Kadrierung des Raums in seinen Photographien eindrucksvoll demonstriert.³⁴

32 *Pedro Páramo* zeigt die Notwendigkeit, die Darstellung von Geschichte einem heterotopischen Spiegel anzuvertrauen, der in seiner Textur beides verbindet: das kulturelle Imaginäre und die transversalen Widerstände des Kulturellen auf der einen Seite sowie die Demarkationen und Grenzsetzungen der politischen Macht auf der anderen Seite. Einen solchen Raum entfalten tatsächlich historische Romane, die postkoloniale Kritik inszenieren.

33 Carlos Monsiváis (1980). Die Inszenierung einer hybriden Religion als transversaler Widerstand ist auch in *El luto humano* (1943), dem Roman von José Revueltas, ein bedeutendes Moment, das zur "Ambiguität der mestizierten Symbolik" führt (vgl. Borsò 1994: 193ff.).

34 Diese These habe ich anhand der Photographien Rulfos anderenorts illustriert (Borsò 2005).

4. ‘Massen-’ und ‘Populärkultur’ als offene Konstellation: Carlos Monsiváis und Elena Poniatowska

[Es] un mundo descentrado, performativo, ambivalente, y un imaginario corporal a la vez traza del destino y del goce; pasó también por la “cultura del motín”, las procesiones bufas, las canciones obscenas, y la “economía moral” de la plebe en que se basaron los primeros movimientos obreros (Martín-Barbero 2000: 19).

4.1 Aires de familia: Monsiváis’ anderes Wissen über die Literatur- und Kulturgeschichte

Im Vorwort zu *Aires de familia* definiert Monsiváis “el derecho de todos” als Charakteristik der Modernität (Monsiváis 2000: 11-12). Es geht ihm in diesem Buch um die Beschreibung der Transformationen, die durch die Massenmedien herbeigeführt werden, denn Kulturen sind durch die Massenmedien international vernetzt und somit – zumindest was das Imaginäre und die kulturelle Kreativität betrifft – gleichgestellt: “los latinoamericanos son parte ya del proceso internacional” (Monsiváis 2000: 12). Versteht man Kultur als eine Praxis, so muss man erstens von ‘Kulturen’ sprechen und zweitens die Idee der “marginalidad cultural de América Latina” aufgeben. Natürlich entspricht eine solche Entwicklung, so räumt Monsiváis ein, nicht der konkreten Politik, die mit der ökonomischen Macht der Globalisierung einhergeht: “no provee automáticamente de bibliotecas ni dota de infraestructura a la investigación científica” (Monsiváis 2000: 12). Richtet man jedoch den Blick auf die Medien, so hört es mit der Isolierung (und den Minderwertigkeitsgefühlen) der Kulturen Lateinamerikas auf. Diese Diagnose ist aus vielerlei Gründen, die nicht in geringem Maße die aktuelle deutsche Bildungspolitik betreffen, bedenkenswert.

Im ersten Kapitel seines Buches mit dem Titel *De las versiones de lo popular* (Monsiváis 2000: 13-50) skizziert Monsiváis eine andere Art der Literaturgeschichte. Er demonstriert dabei eine ‘neue’, ‘transversale’ Disziplin, die sich zwischen Literatur und Medien, zwischen Gelehrtenkanon und Massenkultur befindet. Die Kohärenz der Argumentation Monsiváis’ orientiert sich nicht an der historischen Progression eines etwaigen literarischen Kanons.³⁵ Seine Beurteilung erfolgt

35 Typische Argumentation der kanonorientierten Geschichtsschreibung ist die Feststellung von Einflüssen und Abhängigkeiten sowie ihrer Reihenfolge. Mit einer

vielmehr nach dem Kriterium der diskursiven Artikulationen, durch die sich die Konstellationen der Macht konstituieren oder de-konstituieren. Monsiváis achtet insbesondere auf die Artikulationen des Subjekts und auf die Richtung und Position seines Auges, inwieweit der Erzähler von der olympischen Höhe der Elite aus für eine gleichgestellte Elite spricht, oder ob die Texte auch anderen Stimmen, anderen *timbres* und Körperlichkeiten Einlass in die Buchstaben gewähren. Die Konstellation, die in der mexikanischen Literatur herrsche, sei die des olympischen Erzählers des Realismus, der sich im Zentrum der europäischen Zivilisation befindet und ein hegemoniales Verhältnis zur Barbarei des lateinamerikanischen Volkes unterhält, so die unmissverständlich harte Diagnose Monsiváis'. Dem Volk wird höchst bauchrednerisch eine Stimme verliehen. Die Menge ist stets die unemanzipierte, gefährliche 'Masse', wie sie von Gustave Le Bons *Psychologie des foules* (1934) oder Ortega y Gasset's *La rebelión de las masas* (1956) beschrieben wurde. *Lo popular* hat hier keine eigene Stimme, keine eigene Präsenz oder Körperlichkeit. Der Massenmensch erscheint vielmehr in zwei Masken: Er ist der gute Wilde, dem man in der indianistischen Version der Romantik als *pueblo* begegnet, oder er ist die *gleba*, ein Hindernis für den Fortschritt oder gar eine bedrohende *horda*, eine chaotische, monströse Masse, eine *masa irredenta*, die Masse, in der etwa die naturalistische Literatur die Verkörperung der animalischen Triebe sah und die in urbanen Zentren *canalla proletaria viciosa, cobarde, envidiosa, deshonesto y disoluta* heißt (Monsiváis 2000: 15). Das Binom 'Zivilisation' und 'barbarische Natur' hat nicht nur im 19., sondern auch im 20. Jahrhundert diese hegemonialen und asymmetrischen Konstellationen bestimmt.

Lo iniciado en el siglo XIX por unas cuantas novelas y numerosas crónicas se ramifica y amplía en la primera mitad del siglo XX, y los grandes novelistas son los taumaturgos de la materia prima de la sociedad (Monsiváis 2000: 24).

Diese in den Augen der traditionellen Literaturgeschichte frappierende These kann eigentlich nur aus dem transversalen Wissen des so genannten 'Randes', der *cultura popular*, stammen. Es lohnt sich, dabei zu verweilen. Zu diesem Paradigma gehören nach Meinung von Mon-

solchen Argumentation spricht aber die Disziplin der Literaturwissenschaft nur zu sich selbst.

siváis eine ganze Reihe von *autores consagrados* der lateinamerikanischen Literatur, von den indigenistischen und magischrealistischen Schriftstellern bis hin zu den Autoren des Revolutionsromans. Ich erwähne nur einige wenige: Für den Indigenismus geht es um Ciro Alegría (*El mundo es ancho y ajeno*) oder Jorge Icaza (*Huasi-pungo*); für den *realismo mágico* um Eustacio Rivera (*La Vorágine*), Rómulo Gallegos (*Doña Bárbara*), Miguel Angel Asturias (*Hombres de maíz*); bei der *novela de la revolución* werden dazu gezählt: Mariano Azuela (*Los de abajo*) oder Martín Luis Guzmán (*La sombra del caudillo*; *El águila y la serpiente*). Natürlich gibt es in dieser Skizze Verallgemeinerungen, die so nicht akzeptiert werden können, doch kann man sich Monsiváis' grundlegenden Argumenten nicht entziehen, wie einige frappierende Diagnosen zeigen, auf die ich im Folgenden eingehen möchte:

Zu *Los de abajo* von Mariano Azuela, dem ersten Revolutionsroman von 1915, schreibt Monsiváis:

Hay que esperar un poco. A que no haya combatientes, a que no se oigan más disparos que los de las turbas entregadas a las delicias del saqueo; a que resplandezca diáfana, como una gota de agua, la psicología de nuestra raza, condensada en dos palabras: ¡robar, matar!...; ¡Qué chasco, amigo mío, si los que venimos a ofrecer todo nuestro entusiasmo, resultásemos los obreros de un enorme pedestal donde pudieran levantarse cien o doscientos mil monstruos de la misma especie!...; ¡Pueblo sin ideales, pueblo de tiranos!...; ¡Lástima de sangre! (Monsiváis 2000: 18, Hervorhebung von V. B.)

Die Verzweiflung des Volkes wird zwar in diesem Roman beschrieben, doch letztlich wird das Volk durch die Stimme des idealistischen Alberto Solís, der autobiographisch bestimmten, fiktiven Figur des Romans, demontiert ("turba", "robar", "matar", "pueblo sin ideales", "pueblo de tirano"). Zum Volk wird eine deutliche Asymmetrie hergestellt ("... si los que venimos a ofrecer todo nuestro entusiasmo"). Auch Luis Martín Guzmán beschreibe zwar in *El águila y la serpiente* (1928) die blutige Etappe der Revolutionskämpfe (1910-1915), doch werde der niedere Stoff erst durch die zahlreichen mythologischen und gelehrten Intertexte "hoffähig". Durch eine klassizistische Rhetorik habe Guzmán den gemeinen populären Stoff, die *canalla*, auf die Höhe der Schriftkultur gehoben und sich selbst als Autor in das Pantheon der großen, universellen Kultur integriert (Monsiváis 2000: 20). Transversale Streifzüge durch die Literaturgeschichte offenbaren un-

gewöhnliche Sichtweisen. Im Rahmen der Avantgarden sei sehr oft das Volk *lo otro*. Für dieses Paradigma wird Octavio Paz angeführt, dessen *El laberinto de la soledad* Monsiváis in einer seiner frühen Chroniken "ese hermoso tratado de mitificación" (Monsiváis 1977: 338) genannt hatte. Juan Rulfo breche dagegen mit dem romantischen Mythos des *campo*. Statt bukolischer Landschaften finden wir in seinem Roman *rencores vivos*, mit denen sich der Leser direkt konfrontiert sieht. Erst die Montage-Ästhetik des Kinos, das Juan Rulfo bekanntlich aktiv betrieben hat,³⁶ jene Ästhetik, die auch in den fragmentierten Sequenzen von *Pedro Páramo* erkennbar wird, verändert die Wahrnehmung von dem, was bis dahin *pueblo* hieß und allmählich als *cultura popular* emergent ist. Die Idee der *cultura popular* beginne zwischen 1935 und 1955, als die ersten Filme populäre Figuren wie Cantinflás in Szene setzten. Die Komik von Cantinflás ist – analog der von Chaplin – eine Komik des Körpers. Der Raum des Körperlichen und die Sinnlichkeit sind deshalb auch der eigentliche Protagonist dieser Filme. Die Emergenz der *cultura popular* ist nicht teleologisch, sondern diskontinuierlich. In der Literatur des 20. Jahrhunderts finden sich immer noch totalisierende Blicke auf das Volk. Dies ist u.a. der Fall bei den großen Wandmalereien von Carlos Fuentes, etwa in *La región más transparente* (1957), dem ersten Stadtroman Mexikos, in dem die Stadt eine Art *todo metafórico* ist. Es ist eine *novela coral*, die die Totalität aller Perfektionen und Heilsversprechen aller sozialen Klassen enthält (Monsiváis 2000: 27).³⁷

Es gilt zu fragen, warum das Kino zu einer anderen Konstellation führt, in der man die *cultura popular* erkennt. Was heißt überhaupt *cultura popular*? *Cultura popular* meint nicht eine soziale Schicht oder einen soziologisch bzw. politisch zu lokalisierenden Raum, einen Raum, auf den die Politik oder die Wissenschaft quasi ethnographisch

36 Rulfos Kino-Aktivitäten gingen vom Schauspiel, z.T. zusammen mit Monsiváis, zum Drehbuchautor. Einige der Manuskripte zu den Drehbüchern sind in den "Cuadernos de Juan Rulfo" posthum publiziert worden (Rulfo 1994).

37 Auch diskontinuierliche Öffnungen zu einer neuen *cultura popular* sind seit dem 19. Jahrhundert zu finden, z.B. im sogenannten 'realistischen Roman' des Mexikaners Manuel Payno *Los bandidos de Río Frío*. Es handle sich zwar um eine *novela clasista* mit statischen sozialen Klassen, doch sind Öffnungen in der Körperlichkeit der Sprache zu finden: "[la novela] deja de ser clasista al describir con calidez atmósferas y modos de vida, y al trazar positivamente personajes 'de las clases bajas'" (Monsiváis 2000: 15).

und jedenfalls patriarchalisch schauen kann. Bei *cultura popular* handelt es sich vielmehr um ein *registro cultural* (Monsiváis 2000: 29). Es sind kulturelle Formen und Gattungen, die die Wahrnehmung verändern. Solche Formen sind z.B. *mitos individuales*, die das Kino vermittelt, auch sekundäre (oder kleine) Gattungen wie Western oder Typen wie Gangster, die z.B. Borges sehr früh wählt (Monsiváis 2000: 30), um eine bestimmte Syntax der Bilder, nämlich spezielle Bildmontagen zu konstruieren (Monsiváis 2000: 31). Solche Bildmontagen findet Monsiváis seit seinen *Crónicas* in der materiellen Konfiguration und Dichte der urbanen Kultur.³⁸ *Cultura popular* ist also mehr als eine Diskursformation. Sie ist eine 'andere' Wahrnehmung, die mit der Beweglichkeit der Bilder im urbanen Raum zusammenhängt. Die Materialisierung dieser Wahrnehmung nutzt die Besonderheit und Dichte von Materialien der so genannten populären Genres, wie das akustische Register des Blues, des Rocks, der populären Klänge. Mit dem Akustischen ist überdies nicht die Oralität als differenzierendes und das 'gemeine', ungebildete Volk identifizierende Medium gemeint. Es handelt sich vielmehr um eine stärkere sinnliche Aufmerksamkeit, die von einem anderen Kanal als der Sicht erzeugt wird. Es sind akustische Dissonanzen, die die habitualisierte visuelle Wahrnehmung deautomatisieren, die Sinne zur Aktivität herausfordern und von gewohnten Einstellungen emanzipieren.³⁹ Genau hier spürt Monsiváis einen der Wege zur Demokratisierung der Kunst durch die Kulturindustrie auf (Monsiváis 2000: 32f.). Das Akustische weist die Souveränität des Auges zugunsten anderer Sinne zurück, was auch ein wichtiges Prinzip der Avantgarden ist. Genau darin ist nach Monsiváis die durchschlagende Veränderung zu sehen, die der

38 In Bezug auf das Kino (im Zusammenhang mit Manuel Puig) sagt Monsiváis zum Erfahrungskontext des modernen Menschen "Y al cine, eje de la vida, lo rodean conversaciones desconectadas, fragmentos del ejercicio verbal que nunca se concluye" (Monsiváis 2000: 34).

39 Die medientheoretischen Implikationen solcher Thesen habe ich in den neueren Aufsätzen aufgearbeitet (vgl. z.B. Borsò 2004). Mit Bezug auf Benjamins Aufsatz zur Reproduzierbarkeit des Kunstwerkes gehe ich besonders auf den Begriff der "Zerstreuung" durch die Reproduktionstechnik ein, ein Begriff, der auch in Monsiváis' *Los rituales del caos* (1995) – ohne spezielle Nennung von Walter Benjamin – in der doppelten Funktion von (auch kritisch zu sehendem) Vergnügen und offener Sinnlichkeit anklingt. Zur Unterscheidung zwischen dem Oralen und dem Akustischen vgl. ebenfalls Borsò (2004).

Roman *Tres Tristes Tigres* (1967) des Exilkubaners Guillermo Cabrera Infante für die lateinamerikanischen Autoren herbeigeführt hat. In diesem Text identifizieren sich kollektive Träume erstmalig mit den Kinophantasien. Die Kooperation zwischen Literatur und Kulturindustrie ist hier deswegen kreativ (Monsiváis 2000: 33)⁴⁰, weil letztere etwaige elitäre Diskurse des Literarischen durchkreuzt, eine Sprache der Nähe in Bezug auf Wahrnehmung und Körperlichkeit findet und den Ausdruck existentiell wichtiger, wenn auch kontingenter Alltäglichkeiten ermöglicht. Dies bezeichnet Monsiváis als “el son de lo vivido” (Monsiváis 2000: 37).⁴¹ All dies verändert die Literatur und führt dazu, dass der literarische Text zum Raum der Passagen zwischen Gattungen, Sprachregistern und Medien wird.⁴² So kommt Monsiváis zur Beschreibung der *cultura popular* als *cultura híbrida*, nicht jedoch im Sinne von Synthesen, sondern von Schwellen, sinnlichen Passagen zwischen konträren Ordnungen. Diese Passagen sind Formen des Widerstandes, etwa gegen die im sinnlichen Regime des Abendlandes bestehenden Grenzen zwischen den Sinnen und der Vorherrschaft des Auges. So findet im “perpetuo fluir del habla, que todo lo desordena y a nada le concede importancia” eine Unruhe der Machtdiskurse statt, denn das Sprechen populärer Figuren, wie Cantinflás oder “El Púas” “se expresa para no jerarquizar, para que en la circularidad de su habla los contrarios se igualen” (Monsiváis 2000: 39). Einen solchen Klang hat schließlich, so findet Monsiváis, auch die Sprache von Jesusa Palancares, die reale Figur, die von Elena Po-

40 Monsiváis geht nach Cabrera Infante auf Manuel Puig ein (*La traición de Rita Hayworth; El beso de la mujer araña*). Bei Manuel Puig wird auf die Übernahme der Nahaufnahme als Mittel zur Veränderung der Einstellung hingewiesen, “[...] un detalle en principio técnico (la desmesura del close-up al exaltar el rostro femenino) adelanta la mentalidad distinta. Greta Garbo, Ginger Rogers, Bette Davis, [...] Dolores del Río, son facciones privilegiadas [...] que convierten la singularidad en utopía de masas; son las devastaciones oníricas que ayudan a millones de personas a transitar hacia su modernización inevitable. Lo popular: la compenetración devocional con la pantalla” (Monsiváis 2000: 35-36).

41 Das Kapitel “El son de lo vivido” beginnt mit der Frage: “¿A qué sueña una sociedad? ¿Cómo se oye?” (Monsiváis 2000: 37).

42 In narrativen Texten kann der Einschub oraler Stimmen z.B. als Indiz einer irreduziblen Eigenheit, eines partikulären Idioms des Sprechers fungieren, ohne eine Identität zu konstituieren. Diese Stimmen sind vielmehr Spuren einer Differenz. Sie markieren kontingente und zufällige Fremdheiten, die in symbolische Sinn-einheiten, in Identitätssysteme einbrechen und diese perturbieren. Dies ist z.B. in den *Crónicas* von Monsiváis der Fall.

niatowska interviewt wurde und deren Erfahrungen und Sichten von der mexikanischen Revolution sie in ihrem Roman *Hasta no verte Jesús mío* (1984) transkribierte. Auch die Sprache Jesusas führe, so Monsiváis, zu einem "intercambio de máscaras" (Monsiváis 2000: 48), einer Art 'karnevalesker' Strategie, durch die hierarchische Positionen abgebaut und Symmetrien austauschbar werden:

Y desde entonces todo fueron fábricas y fábricas y talleres y changarros y piqueras y pulquerías y cantinas y salones de baile y más fábricas y talleres y lavaderos y señoras fregonas y tortillas duras y dale que dale con la bebedera del pulque, tequila y hojas en la madrugada para las crudas [...] Y hombres peores que perros del mal y policías ladrones y pelados abusivos (Monsiváis: 2000: 41).

Durch diese Wege kommt die Macht der Hierarchien zwischen *alta cultura* und *cultura popular* sowie zwischen *gustos literarios* und *gustos populares* an ihre Grenzen. Die Massenmedien verantworten also – zumindest seit der Moderne – die Transformationen des Kulturellen. Diese medientheoretische These erzeugt und begründet einen ganz anderen Blick auf die Literaturgeschichte Mexikos. Medienhistorisch und aus dem Blickwinkel der *cultura popular* entwirft Monsiváis in *Aires de familia* tatsächlich eine andere Kultur- und Literaturgeschichte. Die Kohärenz dieser Geschichte ist jene der Transformationen, die nicht der 'göttlichen' Imagination des Schriftstellers entspringen, sondern vielmehr von den massenmedial entstehenden neuen Wahrnehmungen, von der Beweglichkeit massenmedialer Bilder und ihrer Migrationen erzeugt werden.⁴³ Die Medien des 20. Jahrhunderts, das Kino, das Fernsehen, die Rockmusik, die Videoclips haben nationale Mythen modernisiert, zugleich internationalisiert und damit verändert. Dies ist die Hauptthese der medienhistorischen Kulturgeschichte. Hollywood und Fernsehmythen bringen im Imaginären des Mexikaners die hegemoniale Gewalt der nationalen Mythen zu Fall, durch die sich die politische (und intellektuelle) Elite stets legitimiert hat. *Aires de familia* ist die Geschichte der internationalen, transkulturellen und transmedialen Bewegungen der Massen in Lateinamerika.

43 Es geht z.B. um die Migrationen des Kinos als Phänomen des *borderland* zwischen Kalifornien und Mexiko. Gegenüber Hollywood empfinde man in Lateinamerika zwar Respekt, aber die Anpassung an die technologischen und kulturellen Determinanten verschiedener lateinamerikanischer Länder und der äußerst lebendige Dialog mit dem nationalen Publikum ändern auch die Gesetze Hollywoods.

Die historische Kohärenz dieser Medien- und Literaturgeschichte ist nicht durch die Entwicklungen der Nation, des Geistes (wie im 19. Jahrhundert), der Zivilgesellschaft oder der Intellektuellen (wie im 20. Jahrhundert) gegeben, allesamt Konzepte, die Machtgrenzen, Verortungen und Ausgrenzungen verantwortet haben (als *gleba*, *vulgo*, *populacho* etc.). Die Kohärenz der Geschichte Monsiváis' liegt in der Suche nach medialen Transformationen, und so auch der Transformationen in der Wahrnehmung des Kulturellen, denn erst aus diesen entspringen auch soziale Kräfte. *Cultura popular* ist eine 'Einstellung' auf die Welt, anders gesagt: ein anderer epistemologischer Ort. Es ist jener durch die massenmediale Kommunikation zwischen kulturellen und sozialen Registern geöffnete, sinnliche Raum, der vorzugsweise in den dissonanten (und rhizomatischen) Bewegungen urbaner Kulturen zu finden ist. Die Kulturgeschichte dieser Räume ist auch in Mexiko weit weg von der offiziellen, sakralisierten Kultur der Dichterfürsten, weg von der Moralisierung der Armut und der Gewalt, weg vom Epos der *mexicanidad* und dessen tragischer Auslegung in der Figur der *soledad* und ihrer Mythen. Gattungen, Identitäten, Geschichte, Elite- und Massenkultur erscheinen dann als zufällige und variable Verortungen. In seinem Buch *Los rituales del caos* verwirklicht Monsiváis selbst eine solche Ästhetik urbaner Massen.⁴⁴ In seinen Skizzen von México D.F. befindet sich der Sprecher mitten in der Menge der Stimmen; seine Position im Raum ist nicht orientiert (genau dies hatte Monsiváis bei Pedro Páramo gesehen). Blick und Ohr befinden sich auf einer Höhe mit den vielen Menschen der Stadt; die Sinne sind offen, empfänglich für die Differenzen. So wird das Auge als das im Abendland kodifizierte Organ der Wahrnehmung, das Organ der Ferne, demonstriert. Es obliegt vielmehr dem Ohr, dem Organ der Nähe, die Konstellationen zu bestimmen. Und während das Auge die Masse verortet, sie eingrenzt, schafft die Nähe des Ohrs körperliche Zwischenräume – dies ist die Lehre, die Monsiváis von Cabrera Infante bezieht. Ein solcher Raum der Nähe verlangt eine "escolástica del cuerpo" wie Lezama Lima den Sensualismus von Sor Juana Inés de la Cruz nannte (Lezama Lima 1977: 314), ihren Wunsch "con ambos ojos en ambas

44 Die Masse ist ein bewegliches Medium, das die panoptische Einstellung unmöglich macht. Der Sprecher schaut nicht aus einer sicheren Höhe in einen globalen Raum hinein. Der Ort, von dem aus Monsiváis schreibt, situiert sich vielmehr inmitten des massenmedialen Raums.

manos” zu sehen, dem Vers am Schluss von “Verde embeleso...”, einem der berühmtesten Sonette von Sor Juana. Es ist eine Wahrnehmung, die den Raum des Körpers rekonfiguriert und ihm eine anthropologische Dichte verleiht.⁴⁵

4.2 Poniatowska: Lernen von der cultura popular

In ihrem Buch *Luz y luna, las lunitas* (1994) ist Elena Poniatowska auf der Suche nach einem ‘anderen’ anthropologischen oder auch lebenswissenschaftlichen Wissen. ‘Andere’ Räume des Wissens findet auch sie im populären Register des Kulturellen. Frauen und *indígenas* spielen hier – wie in anderen Werken Poniatowskas – eine herausragende Rolle, speziell als Trägerinnen eines anderen Wissens, über das die Schriftstellerin im Zusammenhang mit anthropologischen Praktiken reflektiert. Die Körperlichkeit ist bedeutend, weil in ihr eine Artikulation und eine bestimmte Praxis beobachtet werden können. Wie anhand der theoretischen Überlegungen Foucaults ausgeführt, ist der Körper keine ethnographisch zu beobachtende ‘Gegebenheit’, sondern ein Raum, an dem und mit dem bestimmte Handlungen ausgeführt werden. Auch Poniatowska interessiert der Körper als kulturelle Konstellation der Offenheit und der Übergänglichkeit. Die Strategien, mit denen dieser Raum geöffnet wird, sind in ihrem Text ein intermediales Zusammenspiel zwischen Photographie und Schrift. An der Photographie interessiert die Schriftstellerin das, was wir mit Roland Barthes das *punctum* nennen könnten, ein schwieriger Begriff, der im Zusammenhang mit dem expressiven Sinn des Körperlichen

45 “Verde embeleso de la vida humana,/ Loca esperanza, frenesí dorado,/ Sueño de los despiertos, intricado,/ Como de sueños, de tesoros vana./ Alma del mundo, senectud lozana,/ Decrépito verdor imaginado;/ El hoy de los dichosos esperando/ Y de los desdichados el mañana;/ Sigán tu sombra en busca de tu día/ Los que, con verdes vidrios por anteojos,/ Todo lo ven pintado a su deseo;/ Que yo, más cuerda en la fortuna mía,/ Tengo en entrambas manos ambos ojos/ Y solamente lo que toco veo” (Castro Leal 1981: 42). Sor Juana ersetzt das *Artificium* der Sensualität (“verde embeleso”) durch eine andere Phänomenologie: die Phänomenologie der Leiblichkeit, ihre Konkrektion, das Sehen durch die Hände statt durch das Dispositiv des rational gesteuerten Auges. Es ist jener in verschiedenen Texten betonte Sensualismus, der – Lezama Lima entsprechend – bei Sor Juana präfiguriert wird, eine Phänomenologie, die eine Vernunft des Körpers gegen das scholastische Dogma der Gegenreformation setzt (vgl. Lezama Lima 1977). Zu der für die Zeitgenossen profanierenden Verbindung von Intellekt und Erotik bei Sor Juana vgl. Margo Glantz (1994; “Prólogo” LXV).

steht. Ottmar Ette hat das *punctum*, das Roland Barthes in *La chambre claire* (1980), dem Buch über die Photographie, einführt, mit dem 'dritten Sinn' in Verbindung gebracht (Ette 1998), dem Sinn, den Barthes in früheren Studien anhand einiger Photogramme aus Eisensteins Film *Oktober* entdeckt und beschreibt. Der *sensus obtusus* ist also jener expressive Sinn, der sich den semantischen Konnotationen oder Klassifikationen des 'Studiums' verweigert und kognitive Projektionen unterläuft. Es ist der materielle Teil des Bildes, der beeindruckt und punktiert, der an der Oberfläche des Ornaments verweilt, Rätsel aufwirft und den Wahrnehmungshaushalt des Betrachters irritiert.⁴⁶ Was ist die Rolle der Photographie im Text von Poniatowska? Über die Wahrnehmung der Photographie von Tina Modotti und besonders von Graciela Iturbide lenkt Poniatowska die Wahrnehmung ihres Textes auf den buchstäblichen Sinn hin, dorthin nämlich, wo sich "le grain de la voix", die Partikularität und Einmaligkeit der Stimme einschreibt (Barthes 1980a). Letzteres hat Monsiváis in der Stimme der Jesusa finden können. Es ist eine Qualität der Stimme Jesusas, die, wie Poniatowska selbst in diesem Buch beurteilt, durch die Transkription der mitgeschnittenen Interviews in den Text von *Hasta no verte Jesús mío* zum Teil verloren ging, weil sie, die Schriftstellerin, als Erzählerin die Stimme Jesusas in die Schriftkultur integriert, zur *phoné*, d.h. zum Sinn reduziert und damit domestiziert hat. Poniatowska reflektiert sehr deutlich über ihre eigene ethnographische Akkulturation von Jesusa durch die Transkription und auch über die unhintergebar hegemoniale Beziehung zwischen der einfachen Person aus dem Volk, Jesusa Palancares, die sich selbst als "basura" bezeichnet, und der aristokratischen Poniatowska, Tochter einer nach Mexiko emigrierten Diplomatenfamilie aus der russischen Aristokratie. Und wenn sie, die Schriftstellerin, jeden Mittwoch Jesusa besucht, dann weiß sie, dass sie zwischen der Welt der Ärmsten in México D.F. und der glamourösen Welt der Elite hin und her pendelt. Es gibt zwischen beiden Stadträumen unüberwindbare Grenzen, Machtgrenzen. Auf die unüberwindbare soziale Barriere weist Poniatowska selbst in Bezug auf die Einkaufsmeile *Perisur* hin. Poniatowska gibt zu, dass sie hin

46 Ottmar Ette hat bereits die Korrelation zwischen den frühen Schriften Barthes' zum *sensus obtusus* und dem Begriff des *punctums* in *La chambre claire* überzeugend demonstriert (Ette 1998: 459).

und wieder gehofft habe, dass Jesusa niemals ihre wahre Identität ausfindig machen würde. Aber Jesusa ist auch dann souverän, wenn sie einmal die Grenzen ihres einfachen *barrio* hin zu Elenas Haus durchquert. Die Kraft Jesusas ist die Kraft des depotenzierten, existentialistischen Subjekts, des Sisyphos, der jeden Tag den Stein von neuem rollen muss. Es ist die Kraft desjenigen, der durch nichts mehr erschreckt werden kann. Aber es ist auch die Kraft eines Menschen, der es erreicht hat, durch ein 'populäres' Wissen (als Generala, als Adelita) die Wirren der Revolution zu überleben. Es ist ein Wissen mit eigener Spiritualität. Auch darauf weist Poniatowska hin: Jesusa glaube an die Reinkarnation, sie akzeptiere ihr Elend als Strafe für ein früheres Leben, in dem sie – wie sie sagt – "Mann gewesen" sein muss. Es ist die Kraft, die wir bei der wahnsinnigen Dorotea aus *Pedro Páramo* entdeckten. Mit einer Bildsequenz von Jesusa (Poniatowska 1994: 53, Abb. 1) macht Poniatowska auch darauf aufmerksam, dass die Kraft Jesusas aus der Intensität ihrer einfachen Existenz resultiert, aus der Verbundenheit zum 'Hier und Jetzt', aus ihrer expressiven Körperlichkeit und Sprache. Ähnlich der Bäuerin in Eisensteins *Oktober* in den von Roland Barthes gewählten Photogrammen (Barthes 1970: 14, V), sind es auch bei Jesusa die Räume des Gesichts, die Narben, Spuren und Falten des Lebens, die Ornamentik ihrer Expressivität, die den Betrachter punktieren, beeindrucken und sein gewohntes Wahrnehmungsregime beunruhigen. Jesusa gibt sich zwar dem Auge der Kamera hin. Sie blickt aber mit der Expressivität ihrer Gesichtsfalten widerständig zurück, was den Betrachter zur reflektiven Wahrnehmung führt, nämlich dazu, über sich selbst und das eigene Verhältnis zum Bild zu reflektieren.

In diesem Buch Poniatowskas gibt es eine Reihe von Beispielen für unorthodoxe Wissensformen über die Lebenswelt: Das 'andere' Wissen der *indígenas*. Poniatowska präsentiert zwei Konstellationen unterschiedlicher ethnographischer Praktiken der Annäherung an dieses Wissen. Eine Art von Anthropologen, die – selbst bei Feldforschungen – mental im antiseptischen Raum ihrer souveränen Wissensüberlegenheit verbleiben und die Anderen klassifizieren, kommt an dieses Wissen nicht heran. Nur diejenigen, die die Körperschwelle der Nähe nicht fürchten, die sich in Räume des Anderen begeben, sich von der 'anderen Ordnung' anstecken lassen, und die Konstellationen der Macht umkehren, nur diejenigen also, die zu Lernenden werden,

ohne belehren zu wollen, nur solche erreichen es, das Populärwissen dieser Kulturen kennen zu lernen und als hohes Gut zu schätzen. Etwa das Wissen über exzellente, körperkonforme Geburtstechniken oder über Körperpraktiken und Travestien, die der auch bei autochthonen Kulturen bestehenden Geschlechterdifferenz widerstehen. Das Wissen über diese Lebenswelten öffnet sich nur dann, wenn man die andere Welt weder idealisiert, noch herabsetzt. Nur derjenige, der diese andere Welt weder biologisch noch allgemeinzivilisatorisch, noch im Sinne der Souveränität einer stets fortschreitenden Beherrschung der Leiblichkeit nach den Gesetzen der Biopolitik verwalten will, hat Zugang zum 'anderen' Wissen.

Die *cultura popular* hat in Mexiko die Kraft des Widerstandes in Chiapas herbeigeführt – die Kraft des *subcomandante* Marcos war ein transversales kulturelles Wissen, z.B. über die Wirkung der Maske. Und diese Kraft brachte den *Partido Revolucionario Institucional* (PRI) nach fast 80 Jahren zu Fall. Doch: Die Freiheit ist nicht für immer gegeben. Sie muss eine Praxis bleiben. Denn schon ein Blick auf die Homepage des *gobierno mexicano* zeigt, dass sich der kulturpolitische Kannibalismus die *cultura popular* – als leere Formel – angeeignet hat, um mit der *simulatio* offener Kulturformen eine neo-liberalistische und technokratische Politik zu stärken. So beurteilt auch José Joaquín Brunner (1990) schon seit einigen Jahren die Probleme der *sociedad civil* in Lateinamerika. Dieses Lateinamerika ist nicht sehr weit entfernt von hier. Es ist in Düsseldorf, in München, in Stuttgart und in Berlin, heute.

Literaturverzeichnis

- Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bachmann-Medick, Doris (1996): *Kultur als Text – die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bachtin, Michail ([1965] 1990): *Literatur und Karneval: Zur Romantheorie und Lachkultur*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Barthes, Roland (1970): "Le troisième sens. Notes de recherche sur quelques photogrammes de S.M. Eisenstein". In: *Cahiers du Cinéma* 222 (Juli), S. 12-19.
- (1980): *La chambre claire*. Paris: Gallimard.
- (1980a): *Le grain de la voix. Entretiens 1962-1980*. Paris: Gallimard.

- Benjamin, Walter ([1921] 1966): "Zur Kritik der Gewalt". In: Walter Benjamin: *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften* 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 42-66.
- (1991): "Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit". In: Tiedemann, Rolf/Schweppenhäuser, Hermann (Hrsg.): *Gesammelte Schriften*, Bd. I/3. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 431-508.
- Bhabha, Homi (1994): *The location of culture*. London: Routledge.
- Borsò, Vittoria (1992): "Utopie des kulturellen Dialogs oder Heterotopie der Diskurse?" In: Kempfer, Klaus W. (Hrsg.): *Poststrukturalismus – Dekonstruktion – Postmoderne*. Stuttgart: Franz Steiner, S. 95-117.
- (1994): *Mexiko jenseits der Einsamkeit. Versuch einer interkulturellen Analyse*. Frankfurt/Main: Vervuert.
- (2002): "Der Körper der Schrift und die Schrift des Körpers. Transpositionen des Liebesdiskurses in europäischer und lateinamerikanischer Literatur". In: Borsò, Vittoria/Cepl-Kaufmann, Gertrude/Reinlein, Tanja/Schönborn, Sibylle/Viehöver, Vera (Hrsg.): *Schriftgedächtnis – Schriftkulturen*. Stuttgart: Metzler, S. 323-342.
- (2002a): "Botschaften aus dem Jenseits im italienischen Mittelalter und Renaissance: Körper und Macht". In: Körner, Hans (Hrsg.): *Botschaften aus dem Jenseits*. Düsseldorf: Droste, S. 135-155.
- (2004): "Medienkultur: Medientheoretische Anmerkungen zur Phänomenologie der Alterität". In: Michael, Joachim/Schäffauer, Markus Klaus (Hrsg.): *Massenmedien und Alterität*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 36-65.
- (2004a): "El petrarquismo – género literario, género sexual: una pareja perturbante". In: Berg, Walter Bruno (Hrsg.): *Fliegende Bilder, fliehende Texte*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 183-207.
- (2005): "Grenzen, Schwellen und andere Orte". In: Borsò, Vittoria/Görling, Reinhold (Hrsg.): *Kulturelle Topographien*. Stuttgart: Metzler (im Druck).
- (2005a): "Walter Benjamin – Theologe und Politiker. Ein gefährlicher Bindestrich". In: Ponzi, Mauro/Witte, Bernd (Hrsg.): *Walter Benjamin: Theologie und Politik* (im Druck).
- (2005b): "El barroco y el neobarroco hispanoamericano". In: Aullón de Haro, Pedro (Hrsg.): *El barroco* (im Druck).
- Brunner, José Joaquín (1990): "Seis preguntas a José Joaquín Brunner". In: *Revista de Crítica Cultural* 1 (1. Mai 1990), S. 20-25.
- Bühler, Karl (1965): *Sprachtheorie*. Stuttgart: Fischer.
- Castro Leal, Antonio (1981): *Sor Juana Inés de la Cruz. Poesía, Teatro y Prosa*. México D.F.: Porrúa.
- Dröschner, Barbara/Rincón, Carlos (Hrsg.) (1999): *Acercamiento a Carmen Boullosa – Actas del Simposio "Conjugarse al infinitivo – la Escritora Carmen Boullosa"*. Berlin: Ed. Tranvía.
- Ette, Ottmar (1998): *Roland Barthes – eine intellektuelle Biographie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1984): *Introduction à l'usage des plaisirs. L'Histoire de la Sexualité*, Bd. III. Paris: Gallimard.

- (1990): Einleitung zu *Der Gebrauch der Lüste*. In: Engelmann, Peter (Hrsg.): *Postmoderne und Dekonstruktion: Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam, S. 244-274.
- ([1982a] 1994a): "Espace, savoir et pouvoir". In: Foucault, Michel: *Dits et Écrits: 1954-1988*. Hrsg.: Defert, Daniel/Ewald, François. Paris: Gallimard. Bd. IV, S. 270-285.
- ([1982b] 1994b): "Le sujet et le pouvoir". In: Foucault, Michel: *Dits et Écrits: 1954-1988*. Hrsg.: Defert, Daniel/Ewald, François. Paris: Gallimard, Bd. IV, S. 222-243.
- ([1967] 1994c): "Des espaces autres". In: Foucault, Michel: *Dits et Écrits 1954-1988*. Hrsg. von Defert, Daniel/Ewald, François. Paris: Gallimard, Bd. IV, S. 752-762.
- García Márquez, Gabriel (1980): "Breves nostalgias sobre Juan Rulfo". In: Janney, Frank (Hrsg.): *Inframundo. El México de Juan Rulfo*. México: Ediciones del Norte, S. 23-25.
- Glantz, Margo (1992): *Borriones y borradores. Reflexiones sobre el ejercicio de la escritura*. México D.F.: Porrúa.
- (1994): "Prólogo". In: *Sor Juana Inés de la Cruz. Obra Selecta*. Selección Margo Glantz. Caracas: Ayacucho, S. XI-XC.
- (1994a): "La Malinche: la lengua en la mano". In: Glantz, Margo (Hrsg.): *La Malinche, sus padres y sus hijos*. México D.F.: UNAM, S. 75-98.
- Görling, Reinhold (1997): *Heterotopia*. München: Fink.
- Kuon, Peter (1993): "Vom Umgang mit Mythos und Geschichte – Juan Rulfos *Pedro Páramo* und die moderne 'regionalistische' Literatur". In: *Romanistisches Jahrbuch* 44, S. 323-342.
- Lezama Lima, José ([1975] 1977): "La curiosidad barroca: Ensayos – La expresión americana". In: *Obras completas*, Bd. II. México D.F.: Aguilar, S. 302-325.
- Merleau-Ponty, Maurice (1969): *La prose du monde*. Paris: Gallimard.
- Martín-Barbero, Jesús (2000): "Mis encuentros con Walter Benjamin". In: *Constelaciones de la Comunicación*. Fundación Walter Benjamin. Ciencias de la Comunicación 1, S. 16-23.
- Monsiváis, Carlos (1977): "Notas sobre la cultura mexicana en el siglo XX". In: Cosío Villegas, D. (Hrsg.): *Historia general de México* IV. México D.F.: El Colegio de México, S. 303-476.
- (1980): "Sí, tampoco los muertos retonan. Desgraciadamente". In: Janney, Frank (Hrsg.): *Inframundo. El México de Juan Rulfo*. México D.F.: Ediciones del Norte, S. 27-38.
- (1995): *Los rituales del caos*. México D.F.: Era.
- (2000): *Aires de familia. Cultura y sociedad en América Latina*. Barcelona: Anagrama.
- Pfeiffer, Helmuth (1995): "Das Ich als Haushalt. Montaignes ökonomische Politik". In: Behrens, Rudolf/Galle, Roland (Hrsg.): *Historische Anthropologie und Literatur. Romanistische Beiträge zu einem neuen Paradigma der Literaturwissenschaft*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 69-90.

- Poniatowska, Elena (1994): *Luz y luna, las lunitas. Con fotografías de Graciela Iturbide*. México D.F.: Era.
- Rulfo, Juan (1955): *Pedro Páramo*. México D.F.: FCE.
- (1994): *Los cuadernos de Juan Rulfo*. Presentación de Clara Aparicio de Rulfo. Transcripción y nota de Yvette Jiménez de Báez. México D.F.: Era.
- Sandführ, Thomas (2001): *Só a Antropofagia nós une: Assimilation und Differenz in der Figur des Anthropophagen*. Inauguraldissertation an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Im Internet unter <<http://diss.ub.uni-duesseldorf.de/ebib/diss/file?dissid=302>>.
- Teuber, Bernhard (2000): “Figuratio impotentiae. Drei Apologien der Entmächtigung bei Montaigne”. In: Galle, Roland/Behrens, Rudolf (Hrsg.): *Konfigurationen der Macht in der Frühen Neuzeit*. Heidelberg: Winter, S. 105-125.
- Todorov, Tzvetan (1985): *Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1999): *Sinnesschwellen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Wulf, Christoph (1988): “Der Andere in der Liebe. Der Mythos”. In: Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hrsg.): *Das Schicksal der Liebe*. Weinheim/Berlin: Quadriga, S. 21-36.

Ottmar Ette

Von Inseln, Grenzen und Vektoren. Versuch über die fraktale Inselwelt der Karibik

—¿A tí no te cansa eso de que en este jodido país cada vez que vas a un lugar, ¡pum!, te tropiezas con el mar? No hay salida, estamos rodeados de agua.

—Coño, claro, Ana, si has mirado bien un planisferio somos una isla (Valdés 2001: 164).

1. Insel-Welt und Inselwelt

An das Ende seiner im Insel Verlag erstmals 1993 erschienenen Taschenbuchausgabe von *Chaos und Ordnung*, einer spannenden, Wissenschaft und Literatur eng miteinander verknüpfenden Reflexion über *Die komplexe Struktur des Lebendigen*, stellte der Biowissenschaftler Friedrich Cramer ein kurzes Kapitel mit der Überschrift "Wir Inselbewohner – Über das schöne Leben auf den Archipelen" (Cramer 1993: 304). Dort versuchte der langjährige Direktor im Göttinger Max-Planck-Institut für Experimentelle Medizin, in einer sich schließenden Kreisstruktur sein gesamtes Buch wie auch das (moderne) Leben insgesamt mit der Existenz auf einer Insel, ja einer ganzen Welt von Inseln, zu vergleichen:

Wir leben auf einer Inselwelt, auf Inseln der Ordnung, auf Inseln der physikalischen Gesetze, auf Inseln der Ideen, auf Inseln des Vertrauens. Wir leben auf unserer Insel [...]. Es mag andere Inseln geben – einen ganzen Archipel. Dort mögen die Ordnungen anders geartet sein, wir müssen sie als gleichberechtigt gelten lassen, da wir nun die Pluralität dieser Welt kennen (Cramer 1993: 304).

Die Metaphorik der Insel soll eine Lebenssituation vor Augen führen, in der eine bis in ihre Details und Konsequenzen durchleuchtete Ordnung auf einer ganz bestimmten Insel gilt, zugleich aber ein (Welt-) Bewusstsein dafür existiert, dass es andere Inseln mit anderen Ordnungen geben kann und gibt, die grundsätzlich anderen, nicht untergeordneten, sondern gleichberechtigten Logiken folgen. Friedrich Cramer wusste sich hier im Einklang mit Immanuel Kant, der in einer

der vielleicht berühmtesten Grundlegungen der (philosophischen) Moderne, in seiner *Kritik der reinen Vernunft*, zu Beginn seiner Ausführungen über "Phaenomena und Noumena" betont hatte, man habe

jetzt das Land des reinen Verstandes nicht allein durchreiset, und jeden Teil davon sorgfältig in Augenschein genommen, sondern es auch durchmessen, und jedem Dinge auf demselben seine Stelle bestimmt (Kant 1974: 267).

Und er fügte hinzu:

Dieses Land aber ist eine Insel, und durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit (ein reizender Name), umgeben von einem weiten und stürmischen Ozeane, dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank, und manches bald weschmelzende Eis neue Länder lügt [...] (Kant 1974: 267).

Die Metaphorologie der Insel ist – bei Kant hier offenkundig in ihrer nordischen, von Nebel und Eis umgebenen Variante – tief eingesenkt ins abendländische Denken, in jene Denk- und Vorstellungstraditionen eines Europa, dessen Namensgeberin selbst von der Küste Kleinasiens – und damit eines Kontinents – entführt und von Zeus in Stiergestalt gewaltsam auf eine Insel (wenn auch nicht der Ostsee, sondern des Mittelmeers) verschleppt worden war. Beide Zitate schreiben sich folglich in eine jahrtausendealte – und hier nicht darzustellende – abendländische Vorstellungswelt ein, machen zugleich aber auf einen wesentlichen Unterschied aufmerksam. Denn während der Philosoph aus Königsberg seine Insel als in seinen Grenzen unveränderliches "Land der Wahrheit" buchstäblich isoliert inmitten eines Ozeans platziert, der nur Bilder des Scheins und der Lüge hervorbringt, entwirft Cramer das Bild einer Inselwelt, innerhalb derer die Insel des Eigenen, der eigenen Ordnung, in einer Beziehung der Pluralität mit anderen Inseln steht, die ihrem je eigenen Sinnsystem gehorchen.

Damit zeichnet sich eine zumindest zweifache Bedeutungsstruktur der Insel ab. Sie kann einerseits für eine vom Anderen isolierte Abgeschlossenheit, andererseits aber gerade auch für das Bewusstsein einer mit dem Anderen vielfach verbundenen Relationalität stehen. Sie ist einerseits in ihrer mit scheinbar festen Grenzen ausgestatteten Überschaubarkeit die Insel als eine vom Anderen abgetrennte Welt, in der sich wie in der karibisch verankerten Utopie des Thomas Morus *eine* Logik gedanklich materialisiert und territorialisiert. Und sie ist andererseits jener Ort, der sich als eines von vielen Fragmenten weiß, he-

rausgerissen, abgetrennt und doch vielfach verbunden mit einem Kontinent, dessen Etymologie stets auf "das Zusammenhängende" verweist: Sei es als das *continens* der miteinander verbundenen Erdteile der "Alten Welt" Europas, Asiens und Afrikas, sei es als in sich zusammenhängender, eine durchgängige Landmasse bildender Kontinent, wie ihn Amerika oder Australien bilden. Die semantisch wie eine Kippfigur funktionierende Geschichte der Insel umfasst in ihrer abendländischen Tradition folglich zum einen die Insel als *Insel-Welt*, in der sich eine Totalität in ihrer Abgeschlossenheit verräumlicht, um sich sogleich innerhalb ihres Binnenraumes in verschiedene landschaftliche, klimatische oder kulturelle Teilräume auszudifferenzieren. Zum anderen zeigt sich die Insel aber auch als Teil einer *Inselwelt*, die das Fragmentarische, Zersplitterte, Mosaikhafte repräsentiert, das durch vielfältige innere Verbindungen und Konstellationen gekennzeichnet ist. Dabei ist offensichtlich, dass sich eine derartige Inselwelt selbst wieder in eine in sich abgeschlossene Welt von Inseln und damit in eine Insel-Welt verwandeln oder sich als ein Archipel begreifen kann, das mit anderen Räumen kommuniziert. Beide Deutungsmuster können sich folglich auch wechselseitig überlagern und somit die Bedingungen für ein semantisches Oszillieren schaffen, dessen sich jegliche Beschäftigung mit Inseln bewusst sein sollte.

2. Insel-Grenzen

In seiner Vorlesung vom 2. März 1977 am *Collège de France* hat Roland Barthes mit Blick auf die Figur der *Clôture*, der Abgeschlossenheit, die räumlich fixierte Vorstellungswelt definitorischer Prozesse hervorgehoben:

C'est le sens de "définir": tracer des limites, des frontières. Clôture = définition du territoire, et donc de l'identité de son/ ses occupants (Barthes 2002: 94).

Auch wenn es dem französischen Semiologen in dieser Passage nicht vorrangig um Inseln, sondern um andere in sich geschlossene Räume ging, wie sie das Kloster oder ein mehrstöckiges Bürgerwohnhaus darstellen, ist doch der Hinweis auf die auf Grenzziehungen – *finis* – beruhende Territorialität jeder rationalen Definition, auf die Schaffung eines klar umgrenzten und vom Anderen abgegrenzten Raumes, für unsere Überlegungen wertvoll. Wie in Immanuel Kants *Land der*

Wahrheit wird definitorisch die Abgeschlossenheit einer insulären Struktur geschaffen, die nicht zuletzt auch die Bewohner dieses Territoriums betrifft: Denn ihnen wird entweder eine durch Raumgrenzen markierte Identität zugeschrieben, oder sie selbst fühlen sich durch das Territorium einer gemeinsamen Identität zugehörig. Sie sind in diesen definitorischen Prozess von Eingrenzung, Abgrenzung, Ausgrenzung und Entgrenzung mit einbezogen, unterliegen ihm im selben Maße wie das definitiv isolierte Land, die Insel mit ihren Bewohnern. Die Abgeschlossenheit des Insulären verbindet sich hier mit der Frage der definitorischen Macht und mehr noch nach jener Macht, die über die Insulaner oder von den Insulanern selbst ausgeübt wird. Denn Inseln sind seit jeher wichtige Ansatzpunkte für geostrategische Überlegungen ebenso wie für interne Machtkonstellationen.

Widmen wir uns zunächst aber jenen Problemen, die sich mit Blick auf Inseln beim Definieren und Fixieren von Grenzen ergeben. Denn der Blick auf eine Landkarte suggeriert gerade bei Inseln eine klare Umgrenztheit, die nur auf den ersten Blick – wie Kant sagen würde – “durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen” ist (Kant 1974: 267). Wie aber lassen sich diese natürlichen Grenzen in der Natur messen?

In seinem groß angelegten, erstmals 1977 erschienenen einflussreichen Versuch, die Geometrie Euklids durch eine neue, fraktale Geometrie der Natur wo nicht zu ersetzen, so doch zu ergänzen, hat der Mathematiker Benoît B. Mandelbrot zur Erläuterung dessen, was er unter dem Begriff “Fraktale” zu fassen sucht, auf das Beispiel der Insel zurückgegriffen. Mit seiner berühmt gewordenen Frage “Wie lang ist die Küste Britanniens?” gelang es Mandelbrot, am Beispiel einer nur auf den ersten Blick einfach erscheinenden Messung von Küstenlinien die Konsequenzen der von ihm gestellten Problematik in aller Deutlichkeit vor Augen zu führen:

Die Länge einer Küstenlinie erweist sich als ein undefinierbarer Begriff, der einem durch die Finger gleitet, wenn man ihn fassen will. Alle Meßmethoden führen letztlich zu dem Schluß, daß die Länge einer typischen Küstenlinie sehr groß und so schlecht bestimmt ist, daß sie am besten als unendlich angesehen wird (Mandelbrot 1991: 37).

Was für eine Grenze aber bildet eine insuläre Küstenlinie, die unendlich lang ist? Es leuchtet unmittelbar ein, dass die Länge einer Küste – auch bei der Anwendung unterschiedlichster Messverfahren, die von

Mandelbrot diskutiert werden – vereinfacht gesprochen von der maßstäblichen Genauigkeit abhängig ist, mit der wir eine bestimmte Küste unter Weglassung oder Berücksichtigung von Buchten, Unterbuchten und Unterunterbuchten untersuchen. Klassische, ganzzahlige Dimensionen reichen zur Beschreibung dieser Realität nicht mehr aus, so dass Mandelbrot in logischer Konsequenz fraktale, das heißt gebrochene, nicht ganzzahlige Dimensionen einführt. Die euklidische Geometrie reicht zur Erklärung der von Mandelbrot untersuchten Phänomene nicht mehr aus.

Eine zentrale und für unsere Fragestellung besonders relevante Kategorie bei der Beschreibung der Eigenschaften von Fraktalen ist die der Selbstähnlichkeit¹. Mandelbrot, der seinem Buch seinerseits eine fraktale Struktur gab und seine “lebenslange Verbundenheit mit diesem Land [der Fraktale]” (Mandelbrot 1991: 429) hervorhob, wies in seinem Epilog “Der Weg zu den Fraktalen” darauf hin, dass die Konsequenzen aus der Selbstähnlichkeit für ihn selbst “voller außerordentlicher Überraschungen” steckten, die ihm “beim Verständnis der Fabrik der Natur” (Mandelbrot 1991: 430) wesentlich geholfen hätten. Die Selbstähnlichkeit der Fraktale, die bei einem mit unterschiedlicher “Vergrößerung” betrachteten Verlauf von Küstenlinien geradezu plastisch vor Augen tritt, stellt freilich ein Charakteristikum dar, das – wie die Anlage von Mandelbrots Buch selbst schon nahelegen könnte – keineswegs auf die “Fabrik der Natur” begrenzt bleibt. Denn es handelt sich um ein Phänomen, das wir auch in den unterschiedlichsten Kulturen nachweisen können, und das wir im Bereich etwa der Anthropologie mit dem *modèle réduit* im Sinne von Claude Lévi-Strauss oder im Bereich der Literaturwissenschaft mit der begrifflich auf André Gide zurückgehenden *mise en abyme* in Verbindung bringen dürfen. Unter diesen Begriffen sind – vereinfacht gesprochen – Teile einer Struktur zu verstehen, die die gesamte Struktur – und damit auch sich selbst – in verkleinerter Form enthalten. Auch hier haben wir es mit einer fraktalen, von einer fundamentalen Selbst-

1 Vgl. hierzu auch Cramer (1993: 172f.): “Der Begriff der fraktalen Dimension und der Selbstähnlichkeit ist zunächst ein mathematischer. Bei realen physikalischen und chemischen Objekten, Diffusionskurven, Oberflächen von Kristallen oder von Proteinen wird die Selbstähnlichkeit über alle Längenskalen niemals ideal erfüllt sein. [...] Eine Oberfläche kann man immer weiter in selbstähnliche Fragmente zerlegen. Sie wird dabei immer zerklüfteter und höherdimensional.”

ähnlichkeit geprägten Relation zu tun, der im übrigen sehr unterschiedliche Funktionen zugeschrieben werden können.

Vor diesem Hintergrund gewinnt Mandelbrots Aussage zusätzlich an Bedeutung, dass es angesichts der "Unregelmäßigkeit und Zersplitterung" vieler Naturphänomene nicht darum gehen könne, "einfach einen höheren Grad an Komplexität gegenüber *Euklid*" (Mandelbrot 1991: 13) anzunehmen. Es gehe vielmehr um etwas Anderes:

Die Existenz solcher Formen fordert uns zum Studium dessen heraus, was Euklid als "formlos" beiseite läßt, führt uns zur Morphologie des "Amorphen". [...] Als Antwort darauf werden wir eine neue Geometrie der Natur entwickeln und ihren Nutzen auf verschiedenen Gebieten nachweisen. Diese neue Geometrie beschreibt viele der unregelmäßigen und zersplitterten Formen um uns herum – und zwar mit einer Familie von Figuren, die wir *Fraktale* nennen werden. Die nützlichsten Fraktale enthalten den *Zufall* sowohl in ihren Regularitäten als auch in ihren Irregularitäten (Mandelbrot 1991: 13).

Mandelbrots Überlegungen zum unregelmäßigen, "amorphen" Charakter von Küstenlinien machen uns auf die gleichsam doppelte Natur von Inseln – die als nicht-zusammenhängende Fragmente sich schließender Küstenlinien verstanden werden – aufmerksam. Inseln zeichnen sich durch die vielfache, unregelmäßige Gebrochenheit ihrer fraktalen Dimension aus und lassen sich zugleich durch die auf ihrer Selbstähnlichkeit beruhende Unendlichkeit begreifen. Die Betrachtung der Insel-Grenzen weist uns erneut auf den doppelten Charakter der Insel im Sinne von Fragmentarität und Totalität, von fragmentarischer, "zersplitterter" Strukturierung und einer ins Unendliche führenden *mise en abyme* hin, die auf die Erzielung immer neuer Totalitäten zielt. Die Insel, so ließe sich sagen, oszilliert folglich zwischen ihrer Herausgebrochenheit aus einer zusammenhängenden Welt und ihrer immer weiter sich ausdifferenzierenden Ganzheit als eigener Welt. Dass diese naturräumlich gegebene Grundlage spezifische kulturräumliche Folgen nach sich zieht, bildet eine der zentralen Ausgangsthesen dieser Arbeit.

Nun ließe sich einwenden, dass man auch die terrestrischen Grenzziehungen von Ländern, die keine Inseln darstellen, mit insulären Küstenlinien vergleichen, ja sogar mit diesen gleichsetzen könnte. In der Tat sind auch diese Landesgrenzen, die nicht selten den Biegungen und Formen von Flüssen oder Gebirgsketten folgen, fraktaler Natur, so dass es nicht überrascht, wenn Länder wie Spanien und Por-

tugal oder Belgien und die Niederlande die Länge ihrer jeweils gemeinsamen Grenzen unterschiedlich angeben. Schon Mandelbrot hat auf dieses interessante Phänomen hingewiesen und dabei seine Vermutung geäußert, dass die jeweils kleineren Länder ihre Grenzangaben deshalb um bis zu 20% größer angeben, weil der von ihnen gewählte Maßstab sich sozusagen an kleinräumigeren Größenverhältnissen ausrichtet. So zeigen die stark differierenden Längenangaben in den Lexika der jeweiligen Staaten nicht nur, dass "ein kleines Land (Portugal) seine Grenze sorgfältiger misst als sein großer Nachbar" (Mandelbrot 1991: 39), sondern dass der Begriff der Länge keineswegs so "objektiv" ist, wie er zu sein scheint: "Unvermeidlich mischt sich der Betrachter in die Definition ein" (Mandelbrot 1991: 39). Selbst mathematisch begründbare und nachvollziehbare Definitionen territorialisieren folglich in Abhängigkeit vom jeweiligen Beobachter.

Es soll uns hier nicht um die mathematische Berechenbarkeit derartiger Grenzziehungen, sondern um die für die nachfolgenden Überlegungen wichtige Unterscheidung zwischen Insel-Grenzen und Festlands-Grenzen gehen. Anders als bei terrestrischen (National-)Grenzen handelt es sich bei den Außengrenzen von Inseln um Grenzen zwischen Land und Wasser und damit um eine fundamentale Diskontinuität, die bei grenzquerenden Bewegungen unter anderem zum Wechsel des Verkehrsmittels zwingt: Die Straßen einer Insel verlassen diese nicht, führen nicht (kontinuierlich) über die jeweilige Insel hinaus. Tun sie dies, dann kontinentalisieren sie die Inselwelt, so wie die *Cayos* oder *Keys* an der Südspitze Floridas mit weitreichenden Folgen straßentechnisch im wahrsten Sinne des Wortes "angeschlossen" wurden. Diese zugleich elementare und mediale Diskontinuität bildet eine wesentliche Voraussetzung für die verdoppelte Semantik der Insel und für jene oszillierende Bewegung zwischen Fragmenthaftigkeit und Totalität, zwischen Inselwelt und Insel-Welt. Sie verwandelt jene fraktale Dimension, die Gespaltensein und Selbstähnlichkeit in grundlegender Weise im Bild der Insel zusammendenkt, in eine lebensweltliche und alltagskulturelle Erfahrung.

3. Insel-Archipel

In einem erstmals 1976 erschienenen Essay ging der brasilianische Kulturtheoretiker Darcy Ribeiro der Frage nach, ob es Lateinamerika

denn überhaupt gebe. Er ging dabei zunächst von der geographischen Situation aus und stellte eine für unsere Fragestellung aufschlussreiche Spannung zwischen dem Kontinentalen und dem Insulären fest:

In geographischer Hinsicht ist Lateinamerika eine kontinentale Einheit; ihr entspricht jedoch keine einheitliche soziopolitische Struktur noch ein aktives und interagierendes Beziehungssystem. Dieser große Kontinent ist in einzelne Nationen aufgespalten, von denen einige sehr geringe Entwicklungschancen haben. Die geographische Einheit hat in Lateinamerika nie zu einer politischen Einheit geführt, weil die verschiedenen Kolonien, aus denen die lateinamerikanischen Gesellschaften hervorgegangen sind, jahrhundertlang ohne Kontakt nebeneinander bestanden haben. Jede einzelne war direkt an die Metropole gebunden. Noch heute leben wir Lateinamerikaner wie auf einem Archipel, dessen Inseln miteinander durch Schiffe und Flugzeuge verbunden sind und die mehr nach außen auf die weltwirtschaftlichen Zentren hin ausgerichtet sind als nach innen. Sogar die Grenzen der lateinamerikanischen Länder verlaufen längs der unbewohnten Kordillere oder dem undurchdringlichen Urwald, und sie isolieren mehr, als daß sie verbinden, und sie erlauben selten einen intensiven Kontakt (Ribeiro 1980: 315).

Sehen wir einmal davon ab, dass der kulturell definierte Begriff Lateinamerika nicht für eine geographische Terminologie taugt, dass Südamerika selbst gewiss nicht als kontinentale, wohl aber als subkontinentale Einheit bezeichnet werden kann und dass schließlich unklar bleibt, welchen Platz der brasilianische Anthropologe der karibischen Inselwelt mit Blick auf Lateinamerika einzuräumen bereit ist, ist die hier geschilderte Archipel-Situation der kontinentalen Nationen Lateinamerikas in mehrfacher Hinsicht signifikant. Zum einen macht sie mit Recht auf die jahrhundertlange Kontinuität einer an den Bedürfnissen der jeweiligen Kolonialmächte ausgerichteten externen Relationalität aufmerksam; zum anderen wird diese Archipel-Situation als massive Behinderung einer zielgerichteten internen Relationalität gedeutet; und schließlich werden durch die Anökumene, also "unbewohnte" Kordilleren oder Urwälder verlaufende Grenzen als hochgradig kommunikationsfeindlich eingestuft, so dass das Lateinamerika des 20. Jahrhunderts, nach dessen tatsächlicher Existenz Ribeiro in diesem vielbeachteten Essay fragt, als ein vielfach zersplitterter Raum aufgefasst wird, der einer als negativ stigmatisierten Insel-Logik gehorche.

Wenige Jahre zuvor hatte der uruguayische Essayist Eduardo Galeano in seinem 1971 erschienenen und im Verlauf der siebziger und

teilweise noch achtziger Jahre vieldiskutierten Essay *Las venas abiertas de América Latina* eine vergleichbare, wenn auch wesentlich umfassendere Analyse vorgelegt, die in der gegensätzlichen Entwicklung von interner und externer Relationalität den Hauptgrund für die so unterschiedliche wirtschaftliche Entwicklung der ehemals angelsächsischen und der ehemals iberischen Kolonien erblickte:

Esta es también la clave que explica la expansión de los Estados Unidos como unidad nacional y la fracturación de América Latina: nuestros centros de producción no estaban conectados entre sí, sino que formaban un abanico con el vértice muy lejos (Galeano ³⁴1982: 215).

Während die Landwirtschaft in den angelsächsischen Kolonien Amerikas eine mit den agrarischen Erzeugnissen des Mutterlandes vergleichbare und in keiner Weise komplementäre Produktpalette anzubieten hatte, sei die Situation der Antillen wie auch der iberischen Kolonien auf dem Festland auf Grund der Produktion von Zucker, Tabak, Baumwolle und anderer Kolonialprodukte eine ganz andere gewesen: “una pequeña isla del Caribe resultaba más importante para Inglaterra, desde el punto de vista económico, que las trece colonias matrices de los Estados Unidos” (Galeano ³⁴1982: 216).

Auch für Galeano war die Archipel-Situation folglich gleichbedeutend mit extremer Außenabhängigkeit und einer fehlenden Entfaltung interner, auf die Errichtung autonomer Strukturen gerichteter Kräfte innerhalb der von ihm beobachteten *fracturación*. In der Tat ließe sich die These vertreten, dass es die herausragende Rolle verschiedener karibischer Inseln insbesondere während der ersten und der zweiten Phase beschleunigter Globalisierung (also nach der so genannten “Entdeckung” durch Cristóbal Colón alias Kolumbus sowie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) war, welche die hochentwickelte externe Relationalität der großen wie der kleinen Antillen bedingte. Demgegenüber wurde die interne Relationalität dieser Inselwelt – nicht zuletzt durch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Mutterländern und die daraus resultierenden kolonialen Grenzziehungen zwischen den jeweiligen Besitzungen – massiv vernachlässigt, behindert oder unterbunden.

Im Kontext dieser Überlegungen ist es sicherlich überflüssig, detailliert auf die gemeinsamen Grundlagen jener teilweise kontinuierlichen, teilweise stürmisch verlaufenden Entwicklungen einzugehen, welche die Karibik jenseits aller politischen Grenzziehungen und

höchst unterschiedlicher kultureller Hybridisierungsprozesse seit ihrem Eintritt in einen globalisierten und globalisierenden Wirtschaftszusammenhang geprägt haben. Als wesentliche Etappen und Strukturmerkmale eines Archipels von Inseln, die gemeinsamen und voneinander abweichenden Spielregeln *zugleich* gehorchen, dürfen gelten: die je nach Insel recht unterschiedlich verlaufene Eroberungsgeschichte mit Verdrängung oder Genozid an der indigenen Bevölkerung; der Übergang von einer prekären Extraktionswirtschaft einschließlich gewaltsamer Deportation indianischer Zwangsarbeiter von benachbarten Inseln zu einer auf der rücksichtslosen Ausbeutung nach Amerika verschleppter afrikanischer Sklaven beruhenden und zunehmend zuckerorientierten Plantagenwirtschaft mit der notwendigen Integration in die rasch aufgebauten und ständig optimierten Strukturen des *Black Atlantic*; die zunehmende Mechanisierung, Intensivierung und Industrialisierung komplementärer kolonialer Wirtschaftsstrukturen mit ihrer fortschreitenden Ersetzung von Sklaven durch vorwiegend indische, chinesische oder malayische Kontraktarbeiter, Tagelöhner und Kulis; sowie ein seit der Durchsetzung der Unabhängigkeit Haitis im Jahre 1804 höchst unterschiedlicher Verlauf von Unabhängigkeitsbewegungen, der die gesamte Karibik bis zum heutigen Tag in die politisch sicherlich heterogenste Weltregion verwandelte. Die Pluralität teilweise gegensätzlicher Ordnungen und Logiken, die in sich selbst bereits hochgradig hybrid sind, darf dabei als das grundlegende Strukturmerkmal einer geographisch, kulturell wie politisch in mehrere sich überlappende Teilregionen zerfallenden und zugleich vielfältig rückgekoppelten Inselgruppe angesehen werden, die von Beginn an weit mehr war als ein Transitraum zwischen Europa und Amerika, zwischen dem Norden und dem Süden der Hemisphäre. Denn sie hat diese Hemisphäre im Grunde erst geschaffen.

4. Vor-Inseln und Machtsphären

Das Gegensatzpaar zwischen "Alter" und "Neuer Welt" prägt die europäische Wahrnehmung Amerikas zwar noch nicht bei Columbus – der bis zu seinem Tode bekanntlich davon überzeugt war, auf dem Westwege Indien, China und das Cipango Marco Polos erreicht zu haben –, wohl aber seit jenem Zeitpunkt, als der Florentiner Amerigo Vespucci von einem *Mundus Novus* zu sprechen begann. So schrieb er

in seinem berühmten, bald schon in vielen Abschriften und Übersetzungen in Europa zirkulierenden Brief an Lorenzo di Pier Francesco de Medici:

In den letzten Tagen habe ich Euch ausführlich von meiner Rückreise aus jenen neuen Regionen [*ab novis illis regionibus*] berichtet, die wir mit der Flotte, auf Kosten und im Auftrag des durchlauchtigsten Königs von Portugal (woher ich Euch nun schreibe) erkundeten und entdeckten, und die man als eine neue Welt bezeichnen könnte [*novum mundum appellare licet*], wo doch die Alten von diesen Gebieten keine Kenntnis besaßen und deren Existenz allen, die davon hören, völlig neu [*novissima res*] ist. Denn in der Tat übersteigt dies die Vorstellungen der Menschen unserer Antike [*opinionem nostrorum antiquorum excedit*] bei weitem, insofern der Großteil von ihnen meinte, es gäbe überhaupt kein Festland südlich des Äquators sondern nur noch das Meer, welches sie Atlantik nannten; und selbst wenn einige wenige behaupteten, daß dort Festland läge, so erklärten sie doch mit vielen Argumenten, daß dieses Land nicht bewohnbar wäre. Daß aber diese ihre Vorstellung falsch ist und der Wahrheit in keiner Weise entspricht, hat diese meine letzte Seefahrt bewiesen, da ich in jenen südlichen Breiten einen Kontinent fand, der mit Völkern und Tieren dichter besiedelt ist als unser Europa oder Asien und Afrika, und darüberhinaus ein Klima, das gemäßigter und angenehmer ist als in irgendeiner anderen uns bekannten Weltgegend, wie Ihr weiter unten noch hören werdet. Dort werde ich in aller Kürze die Hauptpunkte der Ereignisse und alle berichtenswerten Dinge, die ich in dieser neuen Welt [*in hoc novo mundo*] gesehen oder gehört habe, zu Papier bringen (Vespucci 2002: 13, dort auch die lateinischen Zitate).

Ich beabsichtige keineswegs, an dieser Stelle in die immer wieder aufflackernde und bis heute die Gemüter erhitzen Diskussion einzugreifen, bis zu welchem Grade der florentinische Reisende tatsächlich ein Bewusstsein dafür entwickeln konnte, einen von Asien definitisch und definitiv (und dies heißt territorial) getrennten Weltteil gefunden zu haben. Es handelt sich dabei um eine Frage, die kein Geringerer als Alexander von Humboldt in der zu Unrecht bestenfalls den Spezialisten bekannten Untersuchung seines *Examen critique* entschieden verneinte, seien Columbus wie Vespucci doch "gleichmäßig bis zu ihrem Tode der festen Ueberzeugung [gewesen], verschiedene Punkte des Festlandes von Asien berührt" zu haben (Humboldt 1852: 130f.).² Sehr wohl bekannt ist, aufgrund welcher Irrtümer und Missverständnisse der junge Geograph Martin Waldseemüller 1507 in seiner *Cosmographiae universalis introductio* den Vornamen des ita-

2 Es wäre an der Zeit, diese wichtige und noch für die aktuelle Leserschaft einsichtreiche Schrift wieder einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

lienischen Reisenden als Benennung für den von diesem gleichsam erfundenen "neuen" Kontinent vorschlug und in seine Weltkarte eintrug. 1940 hat Stefan Zweig, dem diese "Neue Welt" in Abgrenzung von (s)einer "Welt von gestern" zum Schicksal werden sollte, feinsinnig darauf hingewiesen, in welchem Maße die Einheit Amerikas, dieses *Mundus Novus*, erst durch die Namensgebung allmählich ins europäische Bewusstsein gedrungen ist. Zweig hob die sprachlich-diskursiv verfasste und schließlich kartographisch-territorial verankerte Vereinigung der "Inseln" beider Amerikas hervor, indem er nicht ohne einen ironischen Zungenschlag betonte, wie "Mercator, der König der Kartographen", im Jahre 1538 "den ganzen Kontinent als eine Einheit in seine Weltkarte" einzeichnete und "den Namen Amerika über beide Teile, A M E über den Norden und R I C A über den Süden" (Zweig 1990: 423), schrieb.

Die kartographische Verschmelzung der zunächst durch keinen zusammenhängenden Isthmus miteinander verbundenen Teile (oder Inseln) Amerikas durch die Wirkkraft *eines* Namens, der auf höchst bedeutsame Weise den Kontinent zusammenfügte, eröffnete die Möglichkeit eines hemisphärischen Denkens, das vom 16. Jahrhundert bis heute die so genannte "Neue Welt" auf sehr unterschiedliche Weise perspektivierte. Entscheidend aber scheint mir hierfür zu sein, dass diese Perspektivierungen der "Neuen Welt" von den Europäern jeweils *von Inseln aus* vorgenommen wurden. Kolumbus' erste Expedition stand wie seine nachfolgenden Fahrten im Zeichen der Inseln: Er nutzte die Kanaren, wo die Niederwerfung der Guanchen zum damaligen Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen war, als strategisch gelegene Vorposten und Ausgangspunkte, und er stieß – aufgrund einer berühmten, durch den von ihm am 7. Oktober 1492 notierten Flug der Vögel ausgelösten Kursänderung nach Südwesten – nicht auf die Küste eines Kontinents, sondern auf die von ihm vor der Landmasse Asiens erwarteten Vor-Inseln, von denen er umgehend Besitz ergriff. Ausgehend von diesen Vor-Inseln der *Antillen* – die alsbald innerhalb der spanischen Expansion zu Gegen-Inseln der Kanaren wurden – begann eine transatlantische Machtpolitik, die von Anfang an inselgestützt war, bis zu ihrem endgültigen Zusammenbruch im 19. Jahrhundert auf die alten Inselverbindungen vertraute und in grundlegender Weise inselgeprägt blieb.

Diese insuläre Perspektivik zeigt die erste, von Juan de la Cosa im Jahre 1500 gezeichnete Karte mit aller wünschenswerten Deutlichkeit. Die in ihren Umrissen teilweise beeindruckend präzisen, teilweise aber auch eher erfundenen als gefundenen Inseln lassen das Bild eines circumkaribischen Raumes entstehen, dessen unregelmäßige Küstenlinien genügend Raum für einen zusammenhängenden Kontinent lassen. Die ebenfalls eingezeichneten Azoren und Kapverdischen Inseln, vor allem aber die Inseln über und unter dem Winde selbst verweisen auf eine insuläre Logik räumlicher Erkundung, Eroberung und Aneignung, die verdeutlicht, dass auch ohne ein zum damaligen Zeitpunkt noch nicht gesichertes Wissen um die Existenz einer "Neuen Welt" ein hemisphärisches Denken entstehen konnte, innerhalb dessen der karibischen Inselwelt eine entscheidende definitorische und damit territoriale Grenzen absteckende Rolle zukam. Schon im 1494 zwischen den iberischen Mächten geschlossenen Vertrag von Tordesillas waren die Grundlagen einer zum damaligen Zeitpunkt in ihren Ausmaßen noch nicht erkennbaren Aufteilung der Welt in Macht- und Einflussphären gelegt, ein nicht nur mentales, sondern militärisches und politisches *mapping*, das bereits im gewagten und zugleich auf eigener Erfahrung beruhenden Entwurf von Juan de la Cosa kartographisch sichtbar wird. Wie bei Kolumbus oder Vespucci, nun jedoch in kartographischen Umrissen, die geopolitischen Entwürfen gleichen, zeichnet sich hier spatial jene Wechselbeziehung zwischen (vorgegebenem) Toposwissen, Erfahrungswissen und Erwartungshorizont ab, die – wie auch das nächste Beispiel zeigen wird – alle (europäischen) Vorstellungen von der "Neuen Welt" durchziehen sollte.

Dabei beeindruckt auf Juan de la Cosas Karte nicht nur die sich bereits abzeichnende enorme Länge eingezeichneter insulärer Küstenlinien, sondern das gesamte Wechselspiel zwischen Inselwelt und Kontinent. Diese zentrale Relation zeigt sich nicht weniger auf zwei in den Codex des Venezianers Alessandro Zorzi aufgenommenen und auf einen von Bartolomé Colón verfassten Reisebericht des Jahres 1506 zurückgreifenden Kartenskizzen, in deren Mittelpunkt sich unschwer einige der namentlich bezeichneten Antilleninseln – neben "spagnola" und "guadalupa" auch eine Insel der "canibali" – ausma-

chen lassen.³ Während am östlichen Bildrand die Iberische Halbinsel und Afrika mit seinen vorgelagerten Inseln erkennbar sind, ist die am westlichen Bildrand gelegene Landmasse mit dem Namen "Asia" belegt und reicht bis in den nordchinesischen Raum. Am unteren Ende des südlichen Bildrands, an dem sich die Küstenlinie Parias abzeichnet, lässt sich darüber hinaus unschwer die Bezeichnung "Mondo Novo" erkennen.

Hier soll es uns weniger darum gehen, dass eine "Neue Welt" aus europäischer Sicht gedacht werden kann, ohne diese notwendigerweise von Asien abzutrennen, als vielmehr um die Einsicht, dass es die Inseln sind, von denen die den Europäern weithin unbekannten Kontinente her gedacht werden. Denn es sind die Inseln, die im eigentlichen Zentrum stehen und eine "Neue Welt" konfigurieren, die für Europa gefunden und erfunden wird. Auf diese "Neue Welt" aber wird eine insuläre Logik projiziert, die letztlich noch in jenen Analysen von Eduardo Galeano und Darcy Ribeiro aufscheint, in denen die Archipel-Situation des iberisch geprägten Amerika und die dort so folgenreich "vernachlässigte" interne Relationalität betont wurde. Die "Erfindung" und Konstruktion der "Neuen Welt" erfolgte über die karibische Inselwelt und ist ohne diese in ihrer Entwicklung nicht denkbar.

5. Insel-Scherben und Insel-Relationen

Halten wir also fest: Am Anfang war die Insel – zumindest aus Sicht der Europäer. Die erwähnten, aber auch andere Karten zeigen dies mit aller Deutlichkeit. Doch der erste Augenschein beim Blick auf die Kartenwerke trügt: Eine Insel ist kein festes statisches Gebilde, sondern vektoriell aufzufassen als ein Ort, an dem sich die unterschiedlichsten historisch akkumulierten Bewegungen queren und überlappen, ein Kräftefeld, in dem diese Bewegungen gespeichert werden. Eine Insel ließe sich damit definieren (und territorialisieren) als ein Bewegungs-Ort, dessen historisch gespeicherte mobile Muster und Vektoren stets abrufbar bleiben.

3 Vgl. hierzu u.a.: Sauer, Carl Ortwin (1984): *Descubrimiento y dominación española del Caribe*. Traducción de Stella Mastrangelo. México, D.F.: Fondo de Cultura Económica, S. 220-222 (insbes. Karte 18), sowie Jahn, Bernhard (1993): *Raumkonzepte in der Frühen Neuzeit. Zur Konstruktion von Wirklichkeit in Pilgerberichten, Amerikareisebeschreibungen und Prosaerzählungen*. Frankfurt a.M./Berlin/Bern: Peter Lang, S. 145 u. 185.

Bei ihrem ersten Auftauchen in Amerika verfügten die Spanier über weitreichende Erfahrungen mit Inseln. Ihre Vertrautheit mit Inseln als Transit- und Bewegungsräumen ermöglichte die Entfaltung einer Insel-Logik, die eine Grundvoraussetzung für die so rasche Eroberung des Festlandes nicht im Sinne der Inbesitznahme weiter Landflächen, sondern der Besetzung und nachfolgenden Absicherung beziehungsweise Versorgung singulärer Zentren darstellte. Unabhängig von dem sich rasch anschließenden Aufbau einer um die Zuckerrohrplantage zentrierten kolonialen Wirtschaftsstruktur ließe sich deshalb mit guten Gründen von einer "insulingestützten" Expansionspolitik sprechen, welche auf die Errichtung jeweils an die Metropole zurückgebundener Macht-Inseln abzielte.

Das "Insulin", das dem zu errichtenden Kolonialkörper "gespritzt" wurde, führte in logischer Konsequenz zur Stärkung einer externen Relationalität, während die interne Verknüpfung der Häfen und Machtzentren mit der "Fläche" rudimentär blieb. Auch dies verstärkte die Tatsache, dass sich diese Macht-Inseln und Insel-Welten auf dem Kontinent gerade nicht durch eine zusammenhängende – also kontinentale – Territorialität, sondern durch vektorielle Verfasstheit auszeichneten. Dabei scheint es mir notwendig zu betonen, dass sich die gleichsam insulär gespeicherten Vektoren nicht innerhalb einer kontinuierlichen, sozusagen euklidischen Geometrie, sondern innerhalb eines mehrfach gebrochenen Raumes ansiedeln, der von einer Vielzahl von Sprüngen und Diskontinuitäten gekennzeichnet ist. Nicht nur Küstenlinien, sondern auch Bewegungen lassen sich im Sinne fraktaler Muster⁴ begreifen. Die gespeicherten Bewegungsmuster siedeln sich folglich innerhalb einer fraktalen Geometrie nicht nur der Natur, sondern mehr noch der Kultur und damit innerhalb eines Raumes an, der aus einer euklidischen Perspektive amorph bliebe, aus der Sicht einer fraktalen Geometrie – oder einer Quantengeometrie – aber spezifische Bedeutungsmuster aufweist. So wird das Unzusammenhängend-Inselhafte zum Charakteristikum eines geographisch zusammenhängenden Kontinents. Welche Bewegungsmuster zeichnen sich hier ab?

4 Zum Begriff "fraktale Muster" vgl. Mandelbrot (1991: 42).

“Übergänge von Periodizität in Chaos” (Cramer 1993: 191), wie sie in der Natur zur Beschreibung der fundamental-komplexen⁵ Struktur des Lebendigen herangezogen werden, erlauben eine neuartige Sicht der raum-zeitlichen Beziehungsgeflechte innerhalb einer Inselwelt, in der die einzelnen Positionen der Inseln sich als vielfache Überlagerungen⁶ und Rückkoppelungen voneinander unterschiedener Bewegungsmuster begreifen lassen. Sie ermöglichen nicht nur ein nachträgliches Verstehen geschichtlicher, sondern auch künftiger Bewegungen – womit nicht deren Voraussagbarkeit gemeint ist. Das scheinbar Statische und Territorialisierte aber wird als fundamental-komplexes Bewegungsmuster deutbar, wobei jeder einzelnen Position, jeder einzelnen Insel eine eigene vektorielle Geschichte und Relevanz für künftige Bewegungen und Entwicklungen zukommt. Jede Insel verfügt über ihren Eigen-Sinn, der sich ohne eine relationale Betrachtung der Inselwelt freilich nicht erschließen lässt.

Anlässlich der Entgegennahme des Literatur-Nobelpreises ärgerte sich Derek Walcott am 7. Dezember 1992 daher zu Recht über die touristische Selbstdarstellung der karibischen Inseln, die sich in der “high-pitched repetition of the same images of service that cannot distinguish one island from the other”⁷ verlören (Walcott 1998: 81). Demgegenüber gelte es, ein für jede Insel spezifisches Gedächtnis zu entwickeln:

All of the Antilles, every island, is an effort of memory; every mind, every racial biography culminating in amnesia and fog. Pieces of sunlight through the fog and sudden rainbows, *arcs-en-ciel*. That is the effort, the labour of the Antillian imagination, rebuilding its gods from bamboo frames, phrase by phrase (Walcott 1998: 82).

5 Zum Cramerschen Begriff des fundamental-komplexen Systems vgl. Cramer (1993: 223f.): “Solche Systeme [i.e. hochrückgekoppelte Multiparameter-Systeme] sind nicht reduzierbar, ich nenne sie, die die Eigenschaft haben, daß das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist, fundamental-komplexe Systeme. In solchen Systemen gibt es keine Reversibilität. Es läßt sich nicht die klassische, reversible, sondern die irreversible Thermodynamik anwenden. Und deshalb wäre es einfach eine intellektuelle Nachlässigkeit, anzunehmen, daß in Wissenschaften wie der Biochemie oder der Neurophysiologie sich ein Gesamtbild eines Lebewesens aus Mosaiksteinchen zusammensetzen läßt.”

6 Überlagerungszustände oder Superpositionen werden in der Quantentheorie als Dekohärenz bezeichnet.

7 Siehe auch Walcott (1993: 261-267).

Die sich hieraus ergebende Aufgabe für Literatur und Kunst ist die Rekonstruktion einer jeweils einzigartigen Geschichte. Doch mag auch für Walcott selbst gelten, was er mit Blick auf manche Deutungen des von ihm verehrten Lyrikers Saint-John Perse schrieb: "Caribbean genius is condemned to contradict itself" (Walcott 1998: 78). Denn er wählte für die Dichtkunst auf eine nicht nur für ihn selbst charakteristische Weise eine Inselmetaphorik, die auf eine Bewegung zwischen Insel und Kontinent, genauer: auf ein Wegbrechen der Insel als Fragment abzielt: "Poetry is an island that breaks away from the main" (Walcott 1998: 70). Ist der Dichter folglich ein einsamer Insulaner? Wenige Zeilen zuvor hatte Walcott dieser Bewegungsmetaphorik des Fragments das eher statische Bild einer Ganzheit gegenübergestellt, die es zu rekonstruieren und wiederherzustellen gelte:

Break a vase, and the love that reassembles the fragments is stronger than that love which took its symmetry for granted when it was whole. The glue that fits the pieces is the sealing of its original shape. It is such a love that reassembles our African and Asiatic fragments, the cracked heirlooms whose restoration shows its white scars. This gathering of broken pieces is the care and pain of the Antilles, and if the pieces are disparate, ill-fitting, they contain more pain than their original sculpture, those icons and sacred vessels taken for granted in their ancestral places. Antillean art is this restoration of our shattered histories, our shards of vocabulary, our archipelago becoming a synonym for pieces broken off from the original continent (Walcott 1998: 69).

Der Archipel der Antillen erscheint als Sammlung von Fragmenten, die ihren "ursprünglichen" Kontinenten entstammen, wobei Afrika und Asien – und daneben auch die Kulturen des Mittelmeers und Europas (Walcott 1998: 74) – miteingeschlossen sind. So steht das Fragment in engster Verbindung mit einer globalen Totalität, ja wird im besten Falle zu deren verdichteter Präsenz. Zugleich aber verweist das Bild vom zerbrochenen Gefäß auf eine ursprüngliche, aber später verloren gegangene Einheit und Ganzheit, die in einem Akt der Restauration wiederhergestellt werden könnte. Dieses Bild ließe sich leicht – bis hin zur zusammenfügenden Kraft der Liebe – mit Walter Benjamins Rede vom zerbrochenen Gefäß einer ursprünglich allen Menschen gemeinsamen Sprache vergleichen, deren translatorische Wiederherstellung die Aufgabe eines um die Erhaltung der Differenz

bemühten Übersetzers sei.⁸ Walcotts Begrifflichkeit der Restauration, der Wieder-Herstellung, haftet unverkennbar die Vorstellung von einem originären, ursprünglichen Zustand an, zu dem noch einmal zurückgekehrt werden könne.

Derek Walcott ließe sich aus dieser Perspektive eher als ein Vertreter der Insel-Welt, in der die Insel zum Fragment der ganzen Welt wird, verstehen. Auch wenn in seiner Vorstellung vom Archipel stets eine Vielheit angelegt ist, die niemals im Homogenen aufgehen kann, zeigt sich doch, dass jeder Insel als Fragment, als "Scherbe" eines zerbrochenen Gefäßes stets ein fester, statischer Platz zukommt, von dem aus ein Gesamtbild zusammengefügt werden kann. Wäre dies aber nicht der Weg "zurück" zum Zusammenhängenden, zum Kontinent?

Anders als eine so skizzierte Insel-Welt, innerhalb derer sich eine privilegierte Beziehung zwischen der "Scherbe" und dem "Gefäß", zwischen Insel und Kontinent abzeichnet, ist die Inselwelt Edouard Glissants nicht auf die historisch-genealogische Beziehung zu einem "Original" gerichtet, sondern entfaltet eine "Poetik der Relation", welche die veränderbaren und mobilen wechselseitigen Beziehungen jenseits des "Essentiellen" ins Zentrum der Überlegungen rückt. Dabei stellt er einer territorial verwurzelten Identitätskonzeption nicht nur den Entwurf einer mobilen *identité-relation* entgegen,⁹ sondern entfaltet spätestens seit seinem 1981 erschienenen einflussreichen Band *Le discours antillais* bewusst ein relationales Verständnis der karibischen Inselwelt:

Qu'est-ce que les Antilles en effet? Une multi-relation. Nous le ressentons tous, nous l'exprimons sous toutes sortes de formes occultées ou caricaturales, ou nous le nions farouchement. Mais nous éprouvons bien que cette mer est là en nous avec sa charge d'îles enfin découvertes. La mer des Antilles n'est pas le lac des Etats-Unis. C'est l'estuaire des Amériques (Glissant 1981: 249).

8 "Wie nämlich Scherben eines Gefäßes, um sich zusammenfügen zu lassen, in den kleinsten Einzelheiten einander zu folgen, doch nicht so zu gleichen haben, so muß, anstatt dem Sinn des Originals sich ähnlich zu machen, die Übersetzung liebend vielmehr und bis ins Einzelne hinein dessen Art des Meinens in der eigenen Sprache sich anbilden, um so beide wie Scherben als Bruchstück eines Gefäßes, als Bruchstück einer größeren Sprache erkennbar zu machen" (Benjamin 1980: 18).

9 Vgl. hierzu Ette (2001: 472).

Diese (multi-)relationale Komplexität ist jenseits einer imperialen Hegemonialmacht, die längst den Namen Amerikas semantisch auf die USA reduziert hat, in logischer Folgerichtigkeit auf die Pluralität der Amerikas bezogen. In der – geomorphologisch selbstverständlich nicht haltbaren – Metapher des Ästuars wird überdies eine geographische Vorstellung eingeblendet, die sich überdeutlich bereits in Juan de la Cosas Karte aus dem Jahre 1500 zeigt: ein Meer der Antillen, das von den Flüssen der umgebenden circumkaribischen Landmassen “gespeist” wird und sich auf den Atlantischen Ozean hin öffnet. Fixierte Identitäten aber, so macht Glissant in seiner *Poétique de la Relation* deutlich, müssten durch Konzeptionen in Bewegung gesetzt werden, welche die von Gilles Deleuze und Félix Guattari philosophisch entfaltete Rhizomatik radikalisieren. Denn laut Glissant müsste jede Identität relational in ihrer Beziehung zum Anderen “ausgedacht” werden.¹⁰

Für unsere Fragestellung freilich ist entscheidend, dass sich die Inselwelt der Antillen in ihrer Multirelationalität im Sinne Glissants auf die gesamte Hemisphäre – und zwar gerade nicht im Sinne der *American Hemisphere* – hin öffnet. Auch wenn sich der aus Guadeloupe stammende Lyriker und Kulturtheoretiker in seinen Schriften stets wesentlich mehr mit dem romanisch geprägten Teil der “Neuen Welt” auseinander setzte, wird damit doch die Notwendigkeit einer hemisphärischen Perspektivierung der Karibik – unter Einbeziehung einer karibischen Perspektivierung der Hemisphäre – unterstrichen. Denn die Karibik, zu der nicht nur die Welt der Inseln, sondern auch jene der circumkaribischen Kontinentalküsten gehört, ist im naturräumlichen wie im kulturellräumlichen Sinne stets eine Brücke zwischen Südamerika und Nordamerika gewesen. Wie aber lässt sich über das hier bereits Entwickelte hinaus die Beziehung zwischen jener Welt von Inseln, deren mit Abstand größte – die Insel Kuba – nicht zu den zehn größten Eilanden dieser Erde gehört, und der gesamten Hemisphäre neu denken? Oder anders: Welche Möglichkeiten gibt es, die Karibik nicht weiter im Sinne eines regionalwissenschaftlichen Ansatzes zu isolieren oder gar in einzelne disziplinäre Fragmente aufzusplittern, sondern im Sinne einer Verbundforschung neu zu denken?

10 Vgl. hierzu Glissant (1990: 23).

6. "Alte Welt" und "Neue Welt": hemisphärische Konstruktionen

Auf epistemologischer und diskursiver Ebene regelte die Unterscheidung zwischen "Alter Welt" und "Neuer Welt" den asymmetrischen Austausch von Wissen und materiellen Gütern wie die Implementierung von Biopolitiken, die – wie die Verdrängung der indigenen Bevölkerung in Rückzugsgebiete, die Einführung schwarzer Sklaven oder eine kolonialistisch gesteuerte Einwanderungspolitik – ganz selbstverständlich an den Interessen der "Alten Welt" und insbesondere der iberischen Mächte ausgerichtet waren. Die kategoriale Unterscheidung zwischen "Alter" und "Neuer" Welt erfasste dabei alle Aspekte und Felder des Wissens, von der Konzeption eines von Europa aus zu missionierenden Kontinents und dessen Integration in einen einzigen heilsgeschichtlichen Zusammenhang über die Entwicklung eigener Rechtsvorstellungen für die außereuropäischen Gebiete und Völker bis hin zu Geognosie und Geologie, wo die Vorstellung, es handle sich bei Amerika um eine "neuere", in ihrer Entwicklung noch nicht weit fortgeschrittene und – wie Orinoco und Amazonas zeigten – dem Wasser später entstiegene Welt, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein fortbestand. Der sich über Jahrhunderte erstreckende "Disput um die Neue Welt"¹¹ belegt die Wirkmächtigkeit, aber auch die Brisanz dieser diskursiven Scheidung, deren strukturierende Kraft nicht nur im "alten Europa" heute noch keineswegs vollständig gebrochen ist.

Mit der im Kontext der Unabhängigkeitsbewegung entstandenen, zum Teil auf entsakralisierte heilsgeschichtliche Erwartungen sowie bestimmte Denkvorstellungen der kolonialspanischen und insbesondere neuspanischen Aufklärung zurückgreifenden Konzeption des Pan-amerikanismus Bolívarscher Prägung entwickelte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine hemisphärische Konstruktion, die nunmehr vorrangig an den Interessen der "Neuen Welt" ausgerichtet sein und die europäischen Kolonialmächte als Machtfaktoren in Amerika ausschalten sollte. Seiner auf Kingston, den 6. September 1815 datierten *Contestación de un Americano Meridional a un caballero de esta isla*, die unter der Bezeichnung *Carta de Jamaica* als eines der berühmtesten Dokumente der *Independencia* in die Geschichte des Kontinents ein-

11 Vgl. hierzu Gerbi (1983).

ging, schickte Simón Bolívar zunächst den Hinweis voraus auf seine “limitados conocimientos que poseo de un país tan inmenso, variado y desconocido, como el Nuevo Mundo” (Bolívar 1984: 159).

Diese “Neue Welt”, die Bolívar auch wiederholt als “hemisferio” (Bolívar 1984: 160) oder “nuevo hemisferio” (Bolívar 1984: 162) bezeichnete, müsse in ihrer Gesamtheit frei sein, denn so verlange es “el equilibrio del mundo” (Bolívar 1984: 162) und selbst die Interessenlage eines am Handel interessierten Europa. Aufschlussreich freilich ist, dass Bolívar aus der jamaikanischen Inselperspektive auch die “Neue Welt” selbst als eine Insel in Szene setzte, sei man doch “un pequeño género humano” (Bolívar 1984: 164), das “un mundo aparte” (Bolívar 1984: 164) bewohne, “cercado por dilatados mares” (Bolívar 1984: 164). Diese Insularisierung, ja “Karibisierung” zumindest des iberisch geprägten Teils der Hemisphäre ist freilich begrenzt, erblickt Bolívar doch im Isthmus Zentralamerikas, der zwischen den beiden großen Meeren eine großartige Position einnehme, das künftige “emporio del universo” (Bolívar 1984: 171), das mit Hilfe der zu schaffenden Kanalverbindungen eine zentrale Rolle zwischen Europa, Amerika und Asien einnehmen werde: Folglich könne nur dort eine künftige Welthauptstadt, “la capital de la tierra” (Bolívar 1984: 171), liegen. Von diesem Punkt aus öffnet sich die von Jamaica aus entworfene Vision einer kontinental zentrierten Hemisphäre auf die “cuatro partes del globo” (Bolívar 1984: 171) und damit auf eine globale Perspektive, wie sie für Bolívars panamerikanisches Denken charakteristisch ist.

Nicht weniger global – und zugleich hegemonial – gedacht aber sind die Entwürfe der Hemisphäre, die wenige Jahre später aus dem Norden des Kontinents stammen. Der Entwurf der Monroe-Doktrin, die Heilserwartung des *Manifest Destiny* sowie das insgesamt wachsende territoriale, politische und wirtschaftliche Gewicht der USA auf dem amerikanischen Kontinent markieren die Herausbildung eines sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts entwickelnden anderen Panamerikanismus, eines *Panamericanism*, der die Machtposition Europas zwar ebenfalls begrenzen, zugleich aber ganz bewusst im Dienste der Interessen der (künftigen) Hegemonialmacht USA stehen wollte. Diese Konstruktion und das ihr zugrunde liegende Verständnis von Hemisphären im Sinne von Einfluss- und Herrschaftssphären ließe sich zweifellos an die Aufteilung der Welt zwischen den iberischen Mäch-

ten im Vertrag von Tordesillas zurückbinden. Entscheidend aber war die Tatsache, dass das über den Kontinent gebietende Machtzentrum in die "westliche Hemisphäre" selbst verlegt wurde, ein Anspruch, der im erfolgreichen Eingreifen der USA 1898 in den kubanisch-spanischen Krieg und mit der endgültigen militärischen Beseitigung der Kolonialmacht Spanien in der Karibik und auf den Philippinen in die Tat umgesetzt wurde. Schon früh hatte der US-amerikanische Senator und Außenminister William H. Seward als "Prophet eines weltumspannenden amerikanischen Handelsimperialismus" (Wehler 1974: 14) diese Entwicklung skizziert und die Karibik ebenso wie Mexico – dessen Hauptstadt laut Seward dereinst zum "Sitz eines künftigen amerikanischen Empire" (Wehler 1974: 14) werden könnte – zum direkten Einflussbereich der USA erklärt.

Zugleich verfestigte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Zweiteilung der amerikanischen Hemisphäre und die zunehmende semantische Vereinnahmung des Amerikabegriffs durch die Vereinigten Staaten. Während der iberisch geprägte Süden aus europäischer Perspektive mehr und mehr als rückständig erschien, verkörperten die USA – wie das Beispiel von Alexis de Tocqueville zeigen mag – immer stärker ein Modell für künftige (positive wie negative) Entwicklungen in der mehr denn je "Alten Welt". Auch in den lateinamerikanischen Ländern etablierten sich Vorstellungen von einer zweigeteilten, immer augenfälliger unter der Vorherrschaft der USA stehenden Hemisphäre. Die aufgrund der divergierenden Entwicklung offenkundige Zweiteilung des Kontinents unterband hemisphärische Denkansätze egalitären Zuschnitts nachhaltig. So blieb die Rede von der *American Hemisphere* durch das gesamte 20. Jahrhundert hindurch imperial bestimmt. Daran änderte auch José Martí deutlich karibisch geprägter Entwurf von *Nuestra América* nichts, der in Fortführung Bolívars auf die Errichtung eines globalen Gleichgewichts abzielte und sich im Schlussbild des gleichnamigen Essays von 1891 gleichsam den Segen der indianischen Kulturen für "la América nueva", "por las naciones románticas del continente y por las islas dolorosas del mar" (Martí 1975: 23), erbat. Die das gesamte 20. Jahrhundert beherrschende hemisphärische Doktrin sollte fortan nicht insulär, sondern kontinental, folglich aus der zusammenhängenden Landmasse einer großen Nation und ihrer ubiquitären wirtschaftlichen Macht heraus bestimmt sein. Das inselhafte Element tauchte buchstäblich nur in der militärischen Strategie der USA insoweit auf, als es – seit

den zukunftssträchtigen Entwürfen eines „Imperiums der Meere“, der *American Seapower* – zur Umsetzung eines zunächst kontinentalen, bald aber schon globalen Machtanspruchs darum ging, künstliche und damit bewegliche „Inseln“ in Form von Schlachtschiffen und später Flugzeugträgern als militärische Ausgangsbasen vor den Küsten jedweden Landes möglichst rasch platzieren zu können. Die Insel-Technik der spanischen Expansionspolitik wurde damit zugleich fortgeführt und technologisch übertroffen: Seit der dritten Phase beschleunigter Globalisierung am Ausgang des 19. Jahrhunderts stützten sich die Hegemonialansprüche der USA auf die Schaffung „eigener“ Inseln inmitten eines „Mare Americanum“ von bald schon weltumspannender Größe.

7. Transregionale Karibikforschung

Vor diesem Hintergrund gilt es im Kontext der aktuellen vierten Phase beschleunigter Globalisierung Konzepte zu entwickeln, die sich zwischen einer lokalen beziehungsweise nationalen Ebene einerseits und einer planetarischen, universalen Ebene andererseits ansiedeln und es zugleich vermeiden, die simplistischen und statisch territorialisierten Gegensätze zwischen den USA beziehungsweise Canada und den Staaten Lateinamerikas sowie der Karibik wissenschaftlich wie intellektuell zu zementieren. Dabei ist gewiss dem von Erich Auerbach 1952 vorgestellten Konzept einer Philologie der Weltliteratur zuzustimmen, demzufolge „unsere philologische Heimat die Erde [ist]; die Nation kann es nicht mehr sein“ (Auerbach 1967: 310). Doch scheint es mir notwendig, Vermittlungsebenen zwischen dem seit geraumer Zeit hinterfragten, aber *de facto* weiterhin dominanten Konzept der Nationalliteratur und einer global ausgeweiteten Weltliteratur zu entwickeln, so wie auch zwischen einer national ausgerichteten Geschichtsschreibung oder Gesellschaftsanalyse und einer gewiss viel versprechenden Untersuchung der „Verweltgesellschaftung“ (Albert 2002: 330-340) Verstreungen einzufügen sind, die einer transregionalen Ausrichtung entsprechen. Für die transdisziplinäre Entwicklung eines derartigen Ansatzes aber scheint mir die Karibik in besonderer Weise geeignet.

Für eine neue, gerade auch von lateinamerikanistischer Seite voranzutreibende Konstruktion des Forschungsgegenstandes Amerika würde all dies zunächst bedeuten, dass sich eine hemisphärische Neu-

perspektivierung der "Neuen Welt" des ökonomischen und politischen Übergewichts der USA zwar bewusst sein muss, dieses aber nicht auf der Ebene der Forschung reproduzieren darf. Vor allem käme es darauf an, eine interne Relationalität zwischen unterschiedlichen Regionen des amerikanischen Kontinents – folglich interamerikanisch zwischen den verschiedenen Amerikas – mit einer externen Relationalität zu verbinden, die nicht in historisch aufgehäufte Abhängigkeiten und Hierarchien zurückfielen oder gar aus unreflektiert europäischer (Außen-)Sicht Amerika immer nur von Europa her denken müsste. Dabei wären Vernetzungen zwischen Amerika und Afrika sowie zwischen Amerika und Asien stärker als bisher eigenständig zu berücksichtigen.

Im Sinne der Forschungsperspektivik transregionaler Studien ginge es bei dieser weltweiten Vernetzung weit weniger um eine neue Territorialisierung als um eine Dynamisierung von Raumkonzepten, um Bewegungen zwischen den unterschiedlichen Regionen schärfer in den Blick zu bekommen. Dies gilt nicht weniger für die Bewegungen und divergierenden Prozesse zwischen den Amerikas selbst, Beziehungen, die sich gerade im Raum der Karibik in besonderer Weise gebündelt haben. Denn will man – wie dies Günther Maihold mit guten Gründen in seinem Beitrag im Rahmen der Ringvorlesung tat¹² – von "Zonen verdichteter Globalisierung" sprechen, so gehört die Karibik seit der ersten Phase beschleunigter Globalisierung als Zone vielfach verdichteter Bewegungsmuster ohne jeden Zweifel dazu. Nirgendwo sonst hat sich über einen derart langen Zeitraum die globalisierende Macht unterschiedlicher europäischer "Mutterländer" so wirkungsvoll manifestiert.

Dabei gilt es vorrangig, antagonistische Raumkonzepte ihrer Statik zu berauben und zu dynamisieren, wobei eine transregional ausgerichtete Abtrennung von den spezifischen Interessen und Perspektivierungen Europas (die aus historischen Gründen die bisherigen Forschungen prägten) keine Leugnung der historisch entstandenen Asymmetrien und Abhängigkeiten nach sich ziehen darf. Doch würde etwa eine transregional ausgerichtete Literaturwissenschaft ihren Fokus weder vorwiegend auf von Europa ausgehende Prozesse der Weltliteratur noch auf Entwicklungen der lateinamerikanischen oder einer bestimmten nationalen Literatur, sondern auf Bewegungen richten, die

12 Vgl. Beitrag Maihold in diesem Band!

quer zu diesen Bezugsebenen verlaufen. Es geht weniger um Räume als um Wege, weniger um Grenzziehungen als um Grenzverschiebungen oder Grenzüberschreitungen. Dabei sollten disziplinäre Objektkonstruktionen nicht aufgelöst, sondern so miteinander neu vernetzt werden, dass der hieraus entstehende Gegenstand mehr ist als nur die Summe von Einzelergebnissen.

Die Aufgabe einer so konzipierten transregionalen Amerikaforschung bestünde darin, regionalisierte Denkmuster aus komparatistischer Perspektive zu hinterfragen und in Einzelregionen übergreifende Verknüpfungen zu überführen, wobei spezifische Lateinamerika-Kompetenzen transdisziplinär weiterentwickelt werden müssen. Nicht die Gegenüberstellung etwa von Latein- und Angloamerika, sondern das fundamental-komplexe (und daher nicht auf Kausalsequenzen reduzierbare) System von Wechselwirkungen und Rückkoppelungen innerhalb eines von kultureller Hybridität charakterisierten Kontinents sollte im Vordergrund stehen. Die Entwicklung eines adäquaten Verständnisses der Karibik ohne die transregionale und transdisziplinäre Einbeziehung Indiens und Chinas, Westafrikas und Westeuropas erscheint als ebenso illusionär wie der oft unternommene Versuch, den karibischen Raum aus einer einzigen (national-)kulturellen Perspektive zu erfassen. Deshalb müssen neue Konzepte von Relationalität beziehungsweise kultureller Mobilität entwickelt werden, um die Karibik als einen Bewegungsraum darzustellen, der nicht länger mit Hilfe eines kontinuierlichen (euklidischen) Raummodells, sondern einer fraktalen Geometrie und Vorstellungswelt zu erfassen ist, welche die diskontinuierlichen, von vielfachen Brüchen und Verwerfungen gekennzeichneten Raum-, Zeit- und Bewegungsverhältnisse mit einbezieht. Es geht nicht um die Konstruktion eines (neuen) Territoriums, sondern um die Konzeption eines gleichsam quantengeometrisch gedachten vektoriellen Raumes. Er erscheint als ein Speicher von Bewegungen, die nicht mehr *allein* durch traditionelle Raum-Zeit-Vorstellungen erklärt werden können, sondern zugleich im Sinne fraktaler Muster und quantengeometrisch gebrochener Netzwerke funktionieren. Die Naturwissenschaften können uns zeigen, wie dieselben Gegenstände mit Hilfe unterschiedlicher Logiken und Theoriebildungen – diesseits oder jenseits von Euklid und Newton – verschiedenartig gedacht und perspektiviert werden können.

In der Karibik ist nicht alles mit allem gleichzeitig verbunden, wohl aber alles mit allem irgendwann – sei es sporadisch oder längerfristig – in Kontakt. Diese Sprünge in Raum und Zeit, diese spatialen Unregelmäßigkeiten und entwicklungsspezifischen Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen machen die fundamental-komplexe Strukturierung des karibischen Raumes aus: Es geht nicht so sehr – wie Antonio Benítez Rojo suggerierte¹³ – um die chaotische, sondern um eine zwischen Chaos und Kosmos oszillierende *lebendige*¹⁴ und dynamische Strukturiertheit der Karibik.

Der karibische Raum bietet eine Vielzahl von Beispielen, wie eine disziplinär orientierte Wissenschaft durch ihre Grenzziehungen und Isolierungen verheerende Fehleinschätzungen generieren kann. Das komplexe Zusammenspiel geopolitischer, geokultureller und biopolitischer Faktoren, wie es der karibische Raum in hoher Verdichtung vorführt, ist aus dem begrenzten Blickfeld einzelner Disziplinen nur ungenügend zu beleuchten. Es geht folglich um eine transregionale Konstruktion der amerikanischen Hemisphäre, in welcher der "Norden" nicht vom "Süden" und indoamerikanische, afroamerikanische, ibero- oder angloamerikanische Aspekte in ihrer Erforschung nicht voneinander abgetrennt werden. Transregionale Studien haben die Logik anhaltender einzeldisziplinärer Spezialisierung mit der Methodologie eines interdisziplinären Dialogs, vor allem aber mit transdisziplinären Entwürfen und Verfahren zu verknüpfen, um jenseits national, transnational oder regional bestimmter Denk- und Erklärungsmuster hemisphärische Zusammenhänge herausarbeiten zu können. In diesem Sinne beruhen transregionale Studien stets auf der Ausbildung

13 Vgl. hierzu die sicherlich anregende, aber leicht zu Binarismen neigende Studie von Benítez Rojo (1998: 16ff. u. 413), wo sich freilich zeigt, dass die im Übrigen kaum deutlich werdenden Anleihen aus der Chaostheorie lediglich dazu dienen, die laut Benítez Rojo allem Karibischen zu Grunde liegende Struktur der Plantage zu dynamisieren: "Si he utilizado ciertos modelos que pertenecen a la teoría de caos, no ha sido por entender que éstos alcanzan a significar plenamente el meta-archipiélago, sino más bien porque hablan de formas dinámicas que flotan, a veces de un modo imperceptible, dentro del descomunal archivo de la plantación."

14 Ich verwende den Begriff des Lebendigen im Sinne der bereits mehrfach zitierten biowissenschaftlich fundierten Analyse von Friedrich Cramer, dessen Buch das Spannungsfeld zwischen Chaos und Kosmos erhellt.

mobiler relationaler Logiken, die ihrerseits singulär oder partikulär geltende Logiken mit ihrem jeweiligen Eigen-Sinn beherbergen.

Im Blickpunkt stünden folglich weniger stabile Prozesse konsekutiver Deterritorialisierung und Reterritorialisierung als oszillierende Bewegungen zwischen verschiedenen Regionen. Migrationsprozesse dramatischen Ausmaßes, wie sie die Karibik seit Jahrhunderten von den "Wanderungen" der Kariben bis zum massenhaften Auftreten von *boat-people* prägen, sollen nicht allein als lineare Prozesse, sondern in ihren komplexen Wechselwirkungen sowie als Wissenstransfers zwischen unterschiedlichen Regionen und Kontinenten verstanden werden. Jenseits bilateraler und binomischer Strukturen stünde nicht die Annahme stabiler Identitäten, sondern die Ausbildung mobiler Identitätskonfigurationen im Vordergrund: Ein Denken jenseits der Identität und jenseits rezentrierender Raummodelle – wie sie noch der 1989 von Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau und Raphaël Confiant einflussreich publizierte *Eloge de la créolité* mit seinem "Blick in das Chaos dieser neuen Menschheit, die wir darstellen" (Bernabé/Chamoiseau/Confiant 1989: 22), entwickelte – ist gefordert.

Dabei käme der Literatur als interaktivem Speicher von Lebenswissen eine große Bedeutung zu, insoweit innerhalb dieses fundamental-komplexen Systems – anders als in den Wissenschaften – Widersprüche nicht eskamotiert oder ausgeblendet werden müssen. Daher soll literarischen Entwürfen in der Folge das Hauptaugenmerk gelten. Zuvor sei jedoch angemerkt, dass Studien, die sich mit der US-amerikanischen Lateinamerika-Sicht beziehungsweise der lateinamerikanischen USA-Sicht beschäftigen, in dem hier aufgezeigten Sinne weder als transregional noch als hemisphärisch ausgerichtet zu verstehen sind, da sie vielmehr entlang binärer Strukturen vorgehen, die zur weiteren Zementierung unfruchtbarer (und sattsam bekannter) Antagonismen beitragen. Demgegenüber liegt in der Entwicklung neuer transregionaler Konzepte ein erhebliches Zukunftspotential für eine innovative Verbundforschung jenseits traditioneller Formen der Regionalforschung.

8. Fraktale Muster I: Insel-Haus

In einer 1998 erschienenen umfangreichen Studie hat Chris Bongie unter dem Titel *Islands and Exiles* im Anschluss an George Lammings

Bemerkung, es gebe keine für das Studium des Exils geeignetere Geographie als die der Insel (Lamming 1992: 96), jene Ambivalenz des Inselhaften, auf die wir im Verlauf unserer Überlegungen mit anderer Blickrichtung bereits mehrfach gestoßen sind, wie folgt umschrieben:

The island is a figure that can and must be read in more than one way: on the one hand, as the absolutely particular, a space complete unto itself and thus an ideal metaphor for a traditionally conceived, unified and unitary, identity; on the other, as a fragment, a part of some greater whole from which it is in exile and to which it must be related – in an act of (never completed) completion that is always also, as it were, an ex-isle, a loss of the particular. The island is thus the site of a double identity – closed and open – and this doubleness perfectly conveys the ambivalences of creole identity that I outlined above (Bongie 1998: 18).

Die Insel als Materialisierung geschlossener oder offener Identität oder – wie Edouard Glissant formulierte – von *identité-racine* und *identité-relation* macht auf die ambivalente Semantik der Insel als Isolation und Exil einerseits und als Offenheit und Relationalität andererseits aufmerksam. In der Tat sind Isolierung und Exil Grunderfahrungen der karibischen Literaturen, in deren Geschichte das freiwillige oder erzwungene Exil, aber auch das Spannungsverhältnis von *a-islamiento*, und Deterritorialisierung eine entscheidende Rolle spielt. Selbst die an Institutionen sicherlich traditionsreichste karibische Nationalliteratur ist von ihrem Aufschwung im 19. Jahrhundert an durch eine ständige Bewegung ihrer Protagonisten gekennzeichnet: zwischen Kuba und Mexiko bei José María Heredia, zwischen Kuba und Spanien bei Gertrudis Gómez de Avellaneda, zwischen Kuba und den USA bei Cirilo Villaverde. Der inselhaften Marginalisierung eines Julián del Casal oder einer Juana Borrero stehen die vielen Exile des José Martí in Spanien, Mexiko, Guatemala, Venezuela und den USA gegenüber, ein „Parcours“, der wie die zuvor genannten Beispiele einmal mehr auf die hemisphärische Dimension gewiss nicht nur der kubanischen Literatur aufmerksam macht. Ähnliches ließe sich schon früh auch für die dominikanische, puertoricanische oder haitianische Literatur sagen. Es handelt sich um Literaturen ohne festen Wohnsitz,¹⁵ in denen die Isolierung in einem paradoxen Verhältnis zur *errance* steht. Auch hier würde ein Blick auf die jeweilige Inselkarte nur

15 Vgl. hierzu Kapitel 5 in Ette, Ottmar (2005): *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.

eine Territorialität suggerieren, die sich in Wirklichkeit gerade nicht auf den nur scheinbar stabilen Raum innerhalb der Inselgrenzen reduziert.

Die fraktale, vielfach gebrochene Dimension dieser Inselgrenzen steht dank ihrer Selbstähnlichkeit – wie wir sahen – in einem direkten Bezug zu Techniken und Verfahren der *mise en abyme* in zumeist längeren, zum Teil aber auch in kürzeren Erzähltexten der Karibik. Wie aber wird dieses Verfahren, das man einerseits mit “russischen Puppen” und andererseits mit subtilen Verschachtelungstechniken vergleichen könnte, in den Literaturen der Karibik implementiert? Gibt es thematische, ästhetische oder literartheoretische Spezifika für den karibischen Raum?

Betrachtet man die karibischen Literaturen als Literaturen ohne festen Wohnsitz, die sich – folgt man Chris Bongie – aus einem Spannungsfeld von Isolierung und Exilierung generiert haben, dann mag es nicht überraschen, dass der Thematik des Hauses eine überragende Bedeutung zukommt. Seine Umgrenztheit und relative Abgeschlossenheit, aber auch die Möglichkeit einer vielfachen internen Unterkammerung, die den häuslichen Raum zu einer eigenen Welt werden lässt, bilden Merkmale, die das Haus zum prädestinierten Modell einer insulären Situation und eines in ihm selbst angesiedelten Schreibens machen.

Ein sicherlich gutes Beispiel für einen vielfach in sich verschachtelten Raum, innerhalb dessen dem Haus die Funktion einer *mise en abyme* der gesamten spatialen Struktur des Romans zukommt, bietet Maryse Condés *Traversée de la Mangrove*, dessen Raumstruktur in engstem Bezug zur gesamten Romanstruktur steht. Im “deplatzierten” Zentrum dieses Romans der guadeloupanischen Autorin steht das mehrfach unterkammerte Haus des (am Ende im Innenraum seines Sarges liegenden) Protagonisten, ein Haus, das sich in ein Innen und ein Außen gliedert und gegenüber dem Mikrokosmos des Weilers Rivière au Sel eine exzentrische Position einnimmt. Doch damit nicht genug: Dieser Weiler ist angebunden an Petit Bourg, einen kleinen Ort höherer Zentralität, der seinerseits an Pointe-à-Pitre ausgerichtet ist, das wiederum in die zweigekammerte Struktur der Insel Guadeloupe integriert ist, welche sich auf die Französischen Antillen und Guyana, sodann auf die karibische Inselwelt mit Kuba und Haiti, die circumkaribischen Küstensäume des südamerikanischen wie des nordamerika-

nischen Festlands (Tierra firme und Louisiana), auf den amerikanischen Kontinent in seiner hemisphärischen Dimension, auf Europa und insbesondere das "Mutterland" Frankreich, schließlich aber auch auf Afrika und Indien hin öffnet.¹⁶

An aussagekräftigen und ästhetisch gelungenen Beispielen für eine ähnliche Gestaltung von Raumstrukturen mangelt es in den karibischen Literaturen, die reich sind an sich überlappenden, vielfach ineinander verschachtelten Räumen (und Zeiten), nicht. Eine zentrale, das Leben eines Menschen wie auch einer ganzen gesellschaftlichen Gruppe prägende Rolle spielt das Haus auch in dem erstmals 1961 veröffentlichten Roman *A House for Mr. Biswas* des in Trinidad geborenen Schriftstellers V. S. Naipaul. Gesellschaftlich gesehen handelt es sich dabei um die um sozialen Aufstieg ringende Proto-Mittelklasse indischer Herkunft auf Trinidad, der auch der Autor selbst entstammt. Bereits im ersten Abschnitt des Prologs zeichnet sich nicht nur die Protagonistenrolle dieses Hauses in der Sikkim Street in St. James, Port-of-Spain, sondern auch die Raumstruktur dieses Romans ab. *A House for Mr. Biswas* präsentiert von Anfang an häusliche Innenräume, die sich in der Erinnerung der Romanfiguren überlappen, skizziert aber auch die vergangene Migration der aus Indien eingewanderten Familie sowie die zukunftsbezogene Migration nach England. Dort wird Anand, der Sohn von Mr. Biswas, dank der Entbehrungen seines Vaters ein Studium aufnehmen, eine Konstellation, die im Übrigen ebenfalls autobiographische Parallelen zu Naipauls eigenem Werdegang aufweist. Die innerhalb der amerikanisch-indisch-europäischen Verweisstruktur auf Trinidad selbst angesiedelte raum-zeitliche Überlagerungsstruktur wird gleich zu Beginn des Romans liebevoll entfaltet, bevor sie im abschließenden Kapitel "Das Haus" sowie im Epilog ironisch und wohldurchdacht ein letztes Mal wiederaufgenommen wird. Die insuläre Situation einer für Mr. Biswas in sich geschlossenen und zugleich ausdifferenzierten Welt wird eindrucksvoll im Haus des todkranken, aber noch immer nicht hoffnungslosen Journalisten verkörpert:

He thought of the house as his own, though for years it had been irretrievably mortgaged. And during these months of illness and despair he

16 Eine detaillierte Analyse findet sich im Abschnitt "Romanstruktur und Raumstruktur" des elften Kapitels von Ette (2001: 479-485).

was struck again and again by the wonder of being in his own house, the audacity of it: to walk in through his own front gate, to bar entry to whoever he wished, to close his doors and windows every night, to hear no noises except those of his family, to wander freely from room to room and about his yard, instead of being condemned, as before, to retire the moment he got home to the crowded room in one or the other of Mrs. Tulsi's houses, crowded with Shama's sisters, their husbands, their children. As a boy he had moved from one house of strangers to another; and since his marriage he felt he had lived nowhere but in the houses of the Tulsis, at Hanuman House in Arwacas, in the decaying wooden house at Shorthills, in the clumsy concrete house in Port of Spain. And now at the end he found himself in his own house, on his own half-lot of land, his own portion of the earth. That he should have been responsible for this seemed to him, in these last months, stupendous (Naipaul 1961: 8).

Diese Passage zeigt bereits in hoher Verdichtung die sich im *modèle réduit* insulär überlagernden Raum-Zeit-Verschachtelungen an, die Naipauls Roman unverwechselbar prägen. Die *mise en abyme*-Struktur des Hauses freilich zählt gleichsam zu den unveräußerlichen Immobilien karibischer Literatur: Auch in Gisèle Pineaus Erzählung *Tourment d'amour* sind die sich überlappenden Strukturierungen an ein Insel-Haus gebunden, genauer: an das von der jungen Ich-Erzählerin eingangs beschriebene eigene "projet d'album inédit sur les cases créoles de mon île" (Pineau 1994: 80). Hinter der "klassischen" Aufteilung in Rahmenerzählung und Binnenerzählung, die beide durch eine Zufallsbegegnung miteinander verbunden werden, verbirgt sich eine komplexe Verschachtelung von Raum und Zeit, in der die Geschichte Guadeloupes von der Mitte des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts anhand einer Abfolge von Hütten und Häusern erzählt wird, die mit dem erwähnten Projekt eines Albums mit Photographien aller möglichen "cases créoles" einsetzt. Ohne an dieser Stelle auf erzähltechnische Details eingehen zu können, sei doch hervorgehoben, dass die Brüche und Überschneidungen, die sich zwischen Bild- und Schriftmedium, zwischen Schriftlichkeit, *oraliture* und Mündlichkeit sowie innerhalb einer von Frauen geprägten Genealogie ergeben, von einer mehr als hundert Jahre alten Hütte ausgehen, die – "agrippée comme une chauve-souris fiévreuse au flanc d'un morne verdoyant" – Leben und Tod in einer "vision exaltante et morbide" in sich vereinigt (Pineau 1994: 80). Bewegungsfreiheit, Bewegungslosigkeit und Deportation der unterschiedlichen Figuren überlagern sich auf den wenigen Seiten der Erzählung auf komplexe Weise, werden

am Ende aber von der in ihrer eigenen Lebensgeschichte zwischen Paris und Guadeloupe aufgewachsenen Autorin so in Deckung gebracht, dass an diesem "jour de grande révélation" (Pineau 1994: 87) die (literarische) Aufnahme einer vielfach gebrochenen Geschichte entsteht, in der das isolierte Insel-Haus zum Fragment einer von der Zuhörerschaft und dem Lesepublikum zu vervollständigenden Welt wird.

Als letztes Beispiel eines fraktalen Musters, das sich in einem Haus in der Karibik verkörpert, präsentiert der im Jahr 2000 erschienene Roman *Dans la maison du père* der haitianischen Schriftstellerin Yanick Lahens gleich zu Beginn jenes Haus des Vaters, in dem die Gegensätze zwischen Außensicht und Hinterhof, zwischen europäischer Massenkultur und haitianischer Volkskultur, zwischen importierter Körperbeherrschung und tradiertem Körperwissen schroff, ja brutal aufeinanderprallen. In der sich beschleunigenden und schließlich in einem Gewaltakt gipfelnden Eingangsszenerie des Romans entsteht das bewegte und bewegende Bild eines ganzen Lebens, in dem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser präzise auf den 22. Januar 1942 datierten Szene überlagern, von der es heißt:

En avant de cette image il n'y a pas de commencement. L'image est centrale. Elle est le mitan de ma vie. Elle résume l'avant et éclaire déjà l'après. [...] Je suis née de cette image. Elle m'a mise au monde une seconde fois et je l'ai enfantée à mon tour (Lahens 2000: 14).

In der doppelten Geburtsmetaphorik der Gebärenden und der Geborenen verschwindet eine ursprüngliche Herkunft in einem Wechselspiel einander durchdringender und spiegelnder Zeitebenen, ohne dass doch die individuelle und kollektive Geschichte verschwände. Wie bei V. S. Naipaul quert das Bild des Hauses mit seiner Kraft, das Ungleichzeitige zu vergleichzeitigen, den gesamten Roman; wie bei Gisèle Pineau erstet und entsteht die vielfach fragmentierte Geschichte eines Lebens und einer Insel aus einem einzigen Bild, das viele andere Bilder in sich aufgenommen hat; und wie bei Maryse Condé öffnet sich das vielfach untergliederte Haus auf einen Inselraum, der seinerseits durch die Migration(en) der zentralen Romanfigur und deren stets fragile Verbindung von Körperbeherrschung und Körperwissen auf die Welt – und nicht zuletzt das Bild jener anderen, so oft erträumten Insel Manhattan – hin geöffnet ist:

Durant ces années j'ai dansé sous tous les cieux du monde et j'ai planté mes pieux un soir de décembre à Manhattan, au plus près des rêves fous d'un pianiste de jazz, pour ne jamais les enlever. Loin de mon île, j'eus souvent envie de sa lumière, de l'indescence vaporeuse de ses aubes, des palmiers dansant sous son ciel essoré, de ces jours ensoleillés où la terre a des yeux de goyave, de ses hommes et de ses femmes de foudre, de l'aridité des Gonaïves, de sa force, de son ciel et de ses paysages déchirés. Un besoin aussi fort que celui du corps quand il réclame de la nourriture, de l'air ou de l'eau. Dans ces moments-là, j'enfonçais souvent ma solitude tout au fond de ma gorge et plus loin encore, là où avaient déjà pris place les matinées soyeuses de l'enfance (Lahens 2000: 152f.).

In diesem Romanschluss wird nicht das – auch in den karibischen Literaturen so häufig strapazierte – Bild einer Insel-Nostalgie aufgewärmt, sondern das Lebenswissen einer Tänzerin auf einen letzten, isolierten und einsamen Raum hin geöffnet, der ebenfalls bereits in der Eingangsszene präsent war. Es handelt sich um den Körper des Ich, jenen Insel-Körper, der nach seinen Lebens-Mitteln verlangt, der vor allem überleben will. Diese *Verkörperung* der Insel, die sich bereits im Bild der gebärend Geborenen andeutete, lässt sich existenziell wie literaturtheoretisch auf jene bereits mehrfach erwähnte Relation zwischen Insel und Exil beziehen, die für Yanick Lahens die Position des haitianischen Schriftstellers markiert: Denn dieser befindet sich *Entre l'Ancre et la Fuite*¹⁷ im unendlichen Binnenraum einer Literatur, die über keinen festen Wohnsitz mehr verfügt.

9. Fraktale Muster II: Insel-Lager und Gefängnis-Insel

In seiner Deutung der Karibik hat Antonio Benítez Rojo die Plantage zum Dreh- und Angelpunkt seiner Deutung der nicht nur wirtschaftlichen und politischen, sondern auch kulturellen und identitätspolitischen Entwicklung der Karibik gemacht. Ohne eine zentrale Berücksichtigung der Grundstruktur der *Plantación*, so seine in *La isla que se repite* durchgängig verteidigte These, sei ein Verständnis "des Karibischen" ("lo Caribeño"¹⁸) (Benítez Rojo 1998: 414) schlechterdings nicht möglich.

Die strukturelle Matrix der Plantage steht auch im Mittelpunkt des auf Mai 1970 in der Zuckerplantage "Manuel Sanguily" datierten und erstmals 1981 im Exil erschienenen Gedichtzyklus *El Central* des

17 Vgl. Lahens (1990) und Ette (2002: 221-235).

18 Hierzu auch Benítez Rojo (1998: 243).

Kubanners Reinaldo Arenas. Die raum-zeitliche Verschachtelung kristallisiert in der Transtemporalität des Lagers, wo sich die Zwangsarbeit der unterworfenen und zu Tode geschundenen Indianer, die Sklavenarbeit der aus Afrika deportierten und ausgepeitschten, als kolonialer "Brennstoff"¹⁹ missbrauchten Schwarzen und die Sträflingsarbeit der politisch wie sexuell unterdrückten und auf den Zuckerplantagen ausgebeuteten jungen Männer ständig wechselseitig überlagern. Auswege scheint es nicht zu geben. Stets sind es Sklavenhände – "Manos esclavas" (Arenas 1981: 11) –, die Kubas Geschichte von der Eroberung und christlichen Missionierung bis zur Errichtung des "Primer territorio libre de América" und der Verbreitung des fidelistischen Sozialismus vorantreiben. Doch auch der vermeintliche ideologische Vordenker der gegenwärtigen Phase weiß sich – auch angesichts aller von den jeweiligen Machthabern veranstalteten Feste und Paraden – einen Reim darauf zu machen:

Querido,

detrás de todas estas fiestas públicas. Detrás de todo desfile, himnos, despliegue de banderas y elogios. Detrás de toda ceremonia oficial, se esconde la intención de estimular tu coeficiente de productividad y de explotación.

Esto me lo dijo Carlos Marx, haciendo un gracioso giro, soltando una carcajada y marchándose apresurado tras los fondillos de los niños-militares que integraban la retaguardia (Arenas 1981: 15).

In der Zuckerplantage sind alle anderen Formen des Lagers, in der Menschen zusammengepfercht, gequält und ausgebeutet werden, in ihrer transtemporalen Ungleichzeitigkeit ko-präsent, bis hin zu jenen Umerziehungslagern der Revolution, für die *Arturo, la estrella más brillante* das ästhetisch in seiner Friktionalität wahrhaft überzeugendste Zeugnis ist:

[...] y Arturo pensaba que si en algún momento los jefes, los otros, hubiesen determinado que todos ellos debían ser fusilados, se hubiesen dejado amarrar las manos tranquilamente, hubiesen caminado tranquilamente por el campo, se detendrían a la orden dada y todos, sin protestar, con la ingenuidad típica de los animales, hubiesen reventado en silencio, todos, todos, todos menos él, porque él se iba a rebelar, dando testimonios de todo el horror, comunicándole a alguien, a muchos, al mundo, o aunque fuese a una sola persona que aún conservara incorruptible su capacidad de pensar, la realidad [...] (Arenas 1984: 43).

19 Vgl. Galeano (³⁴1982: 92): "combustible humano para quemar".

Das Lager ist zum *modèle réduit*, zur *mise en abyme* einer Insel geworden, deren historisch akkumulierte Lagerstrukturen sich wechselseitig *überlagern*. Kaum eine andere Insel, kaum ein anderer Ort scheint geeigneter, die transnationalen und transhistorischen Verflechtungen des Lagers besser vorzuführen, als jenes Kuba, wo nicht nur zu Beginn der spanischen Kolonialherrschaft die indianische Bevölkerung durch Zwangsarbeit und faktische Versklavung ausgelöscht, sondern auch am Ende der Kolonialzeit – noch vor der Errichtung der berühmten *concentration camps* der Engländer in Südafrika – die ersten Konzentrationslager (*campos de concentraciones*) eingerichtet wurden.²⁰ So ist das Lager als “biopolitisches Paradigma der Moderne” (Agamben 2002: 125) mit dem Kolonialkrieg und folglich mit dem Kolonialismus verknüpft, eine Problematik, der bislang noch zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Denn wie auch die lange, bis heute technologisch immer wieder modernisierte Geschichte der Fingerabdrücke²¹ zur Identifikation potentieller Straftäter zeigt, halten viele der erstmals in den Kolonien oder anderen abhängigen Territorien “erprobten” Praktiken früher oder später in modifizierter Form und Funktion Einzug in die “Mutterländer” und ökonomischen Zentren selbst.

Wird das Lager zur strukturellen Matrix der Insel, dann kann die Insel auch in ihrer Gesamtheit als Lager oder Gefängnis gedacht werden. Eine derartige Semantisierung der Insel findet sich in der gesamten inselkaribischen Literatur, ist aber besonders häufig in Kuba ver-

20 Vgl. hierzu Agamben (2002: 175).

21 Zu der sich um 1900 in Großbritannien vollziehenden Durchsetzung des Fingerabdrucks als kriminalistisches Identifizierungssystem gegenüber anthropometrischen Methoden vgl. Joseph, Anne M. (2001): “Anthropometry, the Police Expert, and the Deptford Murders: The Contested Introduction of Fingerprinting for the Identification of Criminals in Late Victorian and Edwardian Britain”. In: Caplan, Jane/Torpey, John (Hrsg.): *Documenting Individual Identity. The Development of State Practices in the Modern World*. Princeton/Oxford: Princeton University Press, S. 164-183. Dabei ist der von Joseph beobachtete Übergang von der anthropometrischen Totalität eines menschlichen Körpers zum Bild eines isolierten oder – wie wir sagen könnten – “insulären” Körperteils aufschlussreich: “Its adoption in late Victorian Britain signaled a changing conception of identity – from a frozen image in a photograph and a string of measurements of body parts to an image of patterned lines and ridges; from a construction that construed identity as emanating from the whole to a formulation of permanent identification from a part” (Joseph 2001: 183).

treten, wo von der Küste aus sichtbare Scheinwerfer die Präsenz einer Küstenwacht signalisieren, welche die Land-Wasser-Grenze mehr vor den Inselbewohnern als vor äußeren Feinden schützt. Gerade am Ende des 20. Jahrhunderts werden nicht selten – wie in Jesús Díaz' *Dime algo sobre Cuba* (1998) – bewaffnete Auseinandersetzungen an dieser Grenze dargestellt; aber auch die alltägliche Präsenz der "Gefangenessituation" erscheint kontinuierlich – wie etwa in Reinaldo Arenas' *Otra vez el mar* (1982) oder in Zoé Valdés' *Café Nostalgia* (1997) – ebenso in ihrer brutalen Bewachung wie in ihrer subtilen Überwachung. Gerade im letztgenannten Roman wechseln sich dabei Binnensicht und Außensicht, "Vergangenheit" und "Gegenwart" so geschickt ab, dass nicht nur eine Raum-, sondern auch Zeitgrenzen überschreitende Allgegenwart eines als Gefängnis-Insel porträtierten Kuba deutlich wird.

Wie auch immer man die politischen Entwicklungen im wahrhaft *postrevolutionären* Kuba bewerten mag: Längst ist angesichts einer Küstenlinie, die nicht nur aus Sicht der fraktalen Mathematik bei herkömmlichen Methoden gegen unendlich geht, sondern die auch praktisch nicht absolut "gesichert" werden kann, das Floß zur Theorie-Metapher für die gesamte Insel geworden: Kuba als *La balsa perpetua* (Nuez 1998). Noch vor dem massiven Auftreten kubanischer *boat people* hatte Reinaldo Arenas davon geträumt, dass sich die Insel von ihrem territorialen Sockel wegbewegen und an andere Kontinente, andere Länder andocken könnte – ohne dass sich freilich das auf Grund seiner historischen Situation ausweglos tragische Schicksal der Insel letztlich vermeiden ließe.²²

Angesichts dieser langen und komplexen Beziehung zwischen Insel und Lager kann es nicht überraschen, dass in jüngster Zeit ein neues Kapitel in der Geschichte dieser unheilvollen Verbindung aufgeschlagen wurde, als sich die USA im Kontext ihres *War on Terror* dazu entschlossen, in Guantánamo ein Gefangenenlager für all jene Kriegsgefangenen anzulegen, die man der Zugehörigkeit zu den Taliban oder aktiven Terrornetzwerken verdächtige. In seiner 2003 erschienenen Studie, die den Ausnahmezustand als Paradigma des Regierens in der Moderne untersucht, hat der italienische Philosoph

22 Vgl. hierzu die aufschlussreichen Formulierungen von Reinaldo Arenas in Ette (1992: 88f.).

Giorgio Agamben die rechtliche, philosophische und biopolitische Dimension dieser Entwicklung herausgearbeitet:

Il significato immediatamente biopolitico dello stato di eccezione come struttura originale in cui il diritto include in sé il vivente attraverso la propria sospensione emerge con chiarezza nel “military order” emanato dal presidente degli Stati Uniti il 13 novembre 2001, che autorizza la “indefinite detention” e il processo da parte di “military commissions” (da non confondere con i tribunali militari previsti dal diritto di guerra) dei non-cittadini sospetti di implicazione in attività terroristiche (Agamben 2003: 12).

Es lohnt freilich, nicht nur über die Allgegenwart des Lagers in der Moderne und das damit verbundene erschreckend periodische Auftauchen des Ausnahmezustands nachzudenken, sondern auch die raumzeitliche Spezifik dieses konkreten Lagers zu reflektieren. Denn die zum gegenwärtigen Zeitpunkt aus mehr als 40 Ländern stammenden knapp 700 Gefangenen, die nicht nur ihrer staatsbürgerlichen Rechte, sondern auch ihres Kriegsgefangenenstatus und des Schutzes der Genfer Konvention verlustig gegangen sind, werden individuell in 5 qm großen Drahtkäfigen isoliert auf unbegrenzte Zeit in einem Lager festgehalten, das sich innerhalb der ursprünglich zur Versorgung der Seestreitkräfte eingerichteten Militärbasis von Guantánamo Bay auf Kuba befindet. Camp Delta bildet folglich eine Insel innerhalb einer Insel auf einer Insel, die Teil der karibischen Inselwelt, aber auch des Netzwerks der US-amerikanischen Streitkräfte ist. Guantánamo Bay war zuvor schon als Auffanglager und Verschiebebahnhof nicht zuletzt auch für haitianische *boat people* zu trauriger Berühmtheit gelangt, doch bildet Camp Delta insoweit eine neue Qualität, als es sich als rechtsfreie Insel verstehen lässt, auf der weder US-amerikanisches noch internationales – und seit der Übernahme durch die USA auch kein kubanisches – Recht gelten.

Bei diesem rechtlichen Niemandsland haben wir es folglich mit einer *mise en abyme* der Beziehung zwischen Insel und Lager zu tun, mit einer Sukzession selbstähnlicher Relationen, die paradoxerweise als Ausnahmezustand – glauben wir Giorgio Agamben – keinen Betriebsunfall der Geschichte darstellen, sondern paradigmatischer Natur sind. Der juristischen Isolierung dieser Isolationshaft entspricht eine räumlich gegenüber den kontinentalen USA exterritoriale Inselsituation, wobei für das (gemäß der Kooperationsbereitschaft der Gefangenen) in vier Lagerteile untergliederte Camp “Delta” das ansonsten in

Guantánamo Bay geltende Militärrecht außer Kraft gesetzt wurde. Dass es notwendig wurde, für diesen juristischen Ausnahmezustand ein eigenes Gerichtsgebäude zu konstruieren, mag als Beleg für einen geradezu inhärenten Zwang sprechen, selbst das juristische Niemandsland, in dem nach den aktuellen Plänen auch die Pflichtverteidiger noch vom Pentagon benannt werden, mit Hilfe eines "normalen" Rechtsgebäudes zu territorialisieren. Das hohe Medieninteresse an diesem Gefängnis im Osten Kubas dürfte zur scheinbaren architektonischen Normalisierung wesentlich beigetragen haben, sorgte bislang aber nicht für die Verlagerung der Prozesse auf den Kontinent: Inseln eignen sich besser zur Schaffung rechtsfreier Räume.

Nicht weniger erschreckend ist, wie sehr sich dieser vom Kontinent letztlich nur scheinbar abgetrennte Ausnahmezustand in jenes Paradigma des Lagers einschreibt, das die Geschichte (sicherlich nicht nur) Kubas transtemporal in jeweils unterschiedlichen historischen Konstellationen als ein fraktales Muster quert. Auch die Insel als Lager, als Mikrokosmos einer Insel-Welt, ist ein Teil jener Inselwelt, deren externe Relationalität uns abschließend beschäftigen soll.

10. Jenseits von Utopia: die fraktale Dynamik der Karibik

Vieles wäre zur Multi-Relationalität der karibischen Inselwelt und zu deren Beziehung zur Macht – gerade mit Blick auf die internen Machtverhältnisse – noch zu sagen. Doch eine eigene Arbeit wären zweifellos auch die Piraten, Korsaren und Freibeuter wert, die über einen erstaunlich langen Zeitraum in ihren inselgestützten Herrschaftsräumen jenseits des im engeren Sinne Territorialen auf beeindruckende Weise die oszillierenden Übergänge zwischen akratischen und enkratischen Strukturen²³, zwischen einem Außerhalb-der-Macht-Sein und einem Innerhalb-der-Macht-sein verkörpern. Sie haben die naturräumlichen Voraussetzungen für die Entwicklung ihrer eigenen, durch die "mobile Territorialität" ihrer Schiffe mitbedingten Insel-Logik vielleicht am konsequentesten genutzt. Die von ihnen geschaffene Inselwelt bewegte sich eindrucksvoll zwischen Chaos und Periodizität.

23 Vgl. zu diesen Begriffen innerhalb der (fragmentarischen) Machttheorie Roland Barthes' Ette (1998: 346-349).

Gegenüber diesem flexiblen System nimmt sich der von den Spaniern bewerkstelligte Anschluss der Karibik an die europäische Infrastruktur und die Herausbildung dessen, was als *Black Atlantic* bezeichnet worden ist (Gilroy 1993), wie eine gewaltige schwerfällige Maschinerie aus, die auf ungezählten Batterien, Büros, Festungen, Häfen, Kanälen, Kasernen, Kirchen, Lagerhallen, Magazinen, Matrosen, Molen, Soldaten, Wachtürmen, Waffen, Wegen, Werften und Zolleinrichtungen beruhte.²⁴ Dieses System bewirkte nicht nur, dass die Karibik wie keine andere Region der Erde von der ersten Phase beschleunigter Globalisierung mit aller Wucht und Brutalität erfasst, sondern auch immer nachhaltiger mit den unterschiedlichsten Regionen des Globus in Verbindung gebracht wurde. Für wohl keine andere Region der Erde wurden über einen so langen Zeitraum von externen Mächten Biopolitiken erdacht, die ebenso an die naturräumlichen wie an die kulturräumlichen Bedingungen einer Insel-Welt angepasst waren.

Dies festzustellen bedeutet nicht, die Karibik als ein Meta-Archipel zu begreifen, das als solches die Tugend besitze, weder über Grenzen noch über ein Zentrum zu verfügen (Benítez Rojo 1998: 18). Denn die frühe, lang anhaltende und in verschiedenen Phasen ablaufende Globalisierung brachte nicht nur eine Vielverbundenheit, sondern auch eine Vervielfachung an Grenzen mit sich, die sich ebenso im politischen wie im wirtschaftlichen Bereich niederschlug und zu jener Sprachenvielfalt führte, wie sie der karibische Raum heute aufweist. Man könnte vielleicht am treffendsten von einer gleichzeitigen Entgrenzung und Grenzvervielfachung sprechen, eine Entwicklung, die sich etwa im kulturellen wie im literarischen Bereich auch heute noch mit unverminderter Geschwindigkeit fortsetzt. Denn längst wird die kubanische Literatur nicht mehr "nur" auf Spanisch, die haitianische Literatur nicht mehr "nur" auf Französisch oder *français créole* geschrieben. Die in den USA, aber auch andernorts geschriebene kubanische Literatur bedient sich ebenso mehrerer Sprachen wie die haitianische Literatur, die mit Kanada eine überaus produktive kontinentalamerikanische Gegenküste gefunden hat.

Vieles spricht für die These von Antonio Benítez Rojo "que la literatura caribeña es la más universal de todas" (Benítez Rojo 1998:

24 Vgl. hierzu die Aufzählung in Benítez Rojo (1998: 22).

401). Dies bedeutet aber nicht, dass "die" karibische Literatur, wenn es sie denn im Singular geben sollte, gleichsam universal entgrenzt wäre, sondern dass sich ihre Grenzen verändert haben: Diese sind – und die obigen Beispiele zeigen, dass dies keineswegs überall der Fall ist – insgesamt gewiss durchlässiger geworden, haben sich zugleich aber vervielfacht. Die herkömmliche (und abgedroschene) Rede von der Einheit und Vielfalt der Karibik wie "der" karibischen Literatur ist gewiss nicht falsch, greift aber zu kurz, bilden die Karibik und die karibischen Literaturen doch ein fundamental-komplexes System, das auf Rückkoppelungen, Überlagerungen und Selbstähnlichkeiten beruht, welche die naturräumliche wie die kulturelle Geometrie der Karibik als fraktal ausweisen. Neben den "euklidischen" Diskurs von Einheit und Vielfalt sollte daher die Entfaltung eines fraktalen Diskurses und einer kulturwissenschaftlich fundierten Theoriebildung treten, die den Sprüngen und Diskontinuitäten, den Überlagerungen und Dekohärenzen der Karibik und ihrer kulturellen wie spezifisch literarischen Erscheinungen gerecht wird.

Die Isolierung ist nur ein Teil der Insularisierung, die alle karibischen Entwicklungen in Kultur, Kunst und Literatur in immer stärkerem Maße erfasst: Denn Insularisierung bedeutet auch eine vielfach gebrochene Relationalität innerhalb eines in keinerlei Hinsicht homogenen Raumes. Ein derartiges System als fundamental-komplex zu bezeichnen, bedeutet letztlich, dass eine *isolierte* Betrachtung einzelner (nationaler) Inselliteraturen die sich überlappenden transnationalen und transkulturellen Vernetzungen jeweils zu berücksichtigen hat. Dafür aber sind transdisziplinäre Ansätze notwendig.

Hier scheint mir die bereits eingeführte Unterscheidung zwischen einer internen und einer externen Relationalität – die sich selbstverständlich vielfach überlappen – eine wichtige Vorgehensweise zu sein. Die Bezüge zu verschiedenen Regionen Afrikas, zu Indien oder China stünden für eine externe Relationalität, während von einem hemisphärischen Forschungsstandpunkt aus die sich bildenden Netzwerke etwa zwischen den jeweiligen ethnischen Gruppen ebenso auf karibischer wie auf kontinentalamerikanischer Ebene ein Phänomen darstellen, das sich als interne Relationalität beschreiben ließe. Innerhalb des *Black Atlantic* bildet die karibische Inselwelt etwa mit Blick auf die Verteilung der aus Afrika deportierten Sklaven seit dem Jahr 1518 den entscheidenden Umschlagplatz zwischen einer externen und einer

internen Relationalität. Bis heute scheint mir die hemisphärische Relevanz – wenn auch sicherlich nicht Dominanz – dieser Inselwelt für den gesamten amerikanischen Kontinent ebenso im Bereich der Musik wie der Literatur, aber auch weit darüber hinaus ungebrochen.

Die karibische Inselwelt ist, wie Ana Pizarro in ihrer Einleitung zu einem gelungenen Sammelband betonte, in ständiger Bewegung und von ständigen Umbesetzungen geprägt:

Si las culturas no constituyen formaciones fijas sino procesos, cuando nos aproximamos al Caribe esto queda mayormente en evidencia. Allí, los elementos en movimiento, las emergencias, hibridaciones, solapamientos, configuraciones en permanente estructuración, desestructuración y reestructuración, esbozan la dinámica de su esplendor y han perfilado también su desgarramiento (Pizarro 2002: 27).

Diese ständigen und zugleich diskontinuierlichen Bewegungen gehen in hochgradig vektorielle Literaturen ein, die als Speicher akkumulierten Lebenswissens eine Bewegungsvielfalt enthalten, die – zusammen mit Rhythmus und Rhythmik – wohl das Hauptmerkmal der karibischen Literaturen darstellt. Dies auf die Spezifika einer „abweichenden“ peripheren Literatur zu reduzieren hieße, in den alten und bis heute beobachtbaren Fehler eines disqualifizierenden Purismus zu verfallen, wie ihn Derek Walcott in seiner Nobelpreisrede von 1992 geißelte:

These purists look on such ceremonies as grammarians look at a dialect, as cities look on provinces and empires on their colonies. Memory that yearns to join the centre, a limb remembering the body from which it has been severed, like those bamboo thighs of the god. In other words, the way that the Caribbean is still looked at, illegitimate, rootless, mongrelized. [...] Fragments and echoes of real people, unoriginal and broken (Walcott 1993: 67).

Es wäre ein Leichtes, an einer Vielzahl von Beispielen die vektorielle Verfasstheit der karibischen Literaturen und ihre immer wieder aufs Neue beeindruckende Fähigkeit zu belegen, unterschiedlichen kulturellen Logiken und Bewegungsrichtungen *zugleich* Raum zu geben. Doch die Inselwelt der Karibik ist nicht nur eine Landschaft der Theorie für die literarische Praxis, sondern auch für die mit dieser nicht selten sehr eng verbundene theoretische Praxis selbst. Will man die Karibik – wie oft geschehen – als ein Laboratorium begreifen, dann sollte man hinzufügen, dass es sich dabei längst nicht mehr um ein Labor handelt, in dem ein extern akkumuliertes Wissen in bestimmten

experimentellen Anordnungen und nachfolgenden Explikationen umgesetzt wird, sondern in hohem Maße ein in der Karibik selbst erzeugtes und äußerst vielgestaltiges Wissen zur Anwendung kommt.

Denn längst ist die Karibik zu einem Raum von hoher Dichte an kultur- und literaturtheoretischer Produktion geworden. Seit geraumer Zeit haben theoretische Entwürfe von Antonio Benítez Rojo, Aimé Césaire, Patrick Chamoiseau, Raphaël Confiant, René Depestre, Frantz Fanon, Roberto Fernández Retamar, Edouard Glissant, Stuart Hall, George Lamming, Iván de la Nuez, Gustavo Pérez-Firmat oder Derek Walcott den Einflussbereich der Karibik weit überschritten und die Inselwelt der Karibik im doppelten Sinne zu einer Landschaft der Theorie²⁵ gemacht. Der karibische Raum gehört heute zu den wichtigsten Exporteuren von Kultur- und Literaturtheorie – neben vielen anderen Ausführprodukten, welche im Gegensatz hierzu extern diktierten Marktbedingungen entsprechen. Dazu dürfte ganz wesentlich die Fähigkeit und Notwendigkeit beigetragen haben, in verschiedenen Logiken mehr oder minder gleichzeitig zu leben. Symptomatisch für die Theoriebildungen im karibischen Raum ist die Tatsache, dass sich auch auf diesem Gebiet des öfteren eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen beobachten lässt, insofern die Inseln der Theorie je nach dem Eigen-Sinn der jeweiligen literarhistorischen oder methodologischen Bezugspunkte mit einer gewissen Eigenständigkeit ihr Reflexionsfeld generieren. So entwickelte sich etwa der *créolité*-Gedanke im frankophonen Bereich ein halbes Jahrhundert nach den Debatten um den *criollismo* in der hispanophonen Karibik, entfaltete sich dabei aber in einem Theorie-Umfeld, das unverkennbar vom Poststrukturalismus und den einsetzenden postkolonialen Studien geprägt war, so dass gerade die englischsprachigen *Postcolonial Studies* die Kreolitätsproblematik dankbar aufgriffen und in ihre eigenen Theoriebildungen übersetzten. Auch in diesem Sinne übersteigt die Karibik die Grenzen ihres eigenen Meeres und siedelt sich in einer fraktalen Geometrie an, die auf keine simplen Kausalbeziehungen zu reduzieren ist. Ihre gemeinsame Grundlage ist vielmehr ein komplexes transkulturelles Lebenswissen und Überlebenswissen, das auf die Erfahrung heterotoper Pluralität gründet.

25 Vgl. zu diesem Begriff Ette (2001: 531-538).

Nicht allein wegen ihrer Multi-Relationalität mag es für transregionale Studien kaum einen vielversprechenderen Ausgangspunkt als die Karibik geben, hat diese sich doch längst nicht mehr nur als Objekt, sondern als Subjekt der Untersuchung etabliert. Im Dialog zwischen karibischen und außerkaribischen Theoriebildungen entstehen Entwürfe, die ein neues Licht auf kulturelle Entwicklungen weltweit werfen. Gerade die Europäer hatten seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Karibik gerne zur Projektionsfläche ihrer Utopien gemacht. Nicht wenige dieser Träume sind zu Alpträumen geworden. Im lateinamerikanischen Raum jedoch waren der utopieerzeugenden Macht der karibischen Inseln stets Grenzen gesetzt. Daher war es gewiss kein Zufall, dass Fernández de Lizardi in seinem Roman *El Periquillo Sarniento*, der an der Schwelle zwischen einem kolonialen Neu-Spanien und einem postkolonialen Mexiko entstand, die wohl erste von einem hispanoamerikanischen Autor entworfene Utopie nicht in die Karibik, sondern nach Westen, in den zwischen Amerika und Asien liegenden Raum auf eine Insel projizierte, von der aus eine fundamentale Gesellschaftskritik am damaligen vizeköniglichen Neu-Spanien erfolgen konnte. Für Utopien im Sinne eines vollkommenen Gegenentwurfes taugte, wie es scheint, die Karibik schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr. Denn sie ist heute, so darf man hoffen, zu einer Inselwelt jenseits von Utopia geworden, zu einem Archipel, das für die Pluralität der Inseln und mehr noch der Welten entsteht.

Literaturverzeichnis

- Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Aus dem Italienischen von Hubert Thüring. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- (2003): *Stato di eccezione. Homo sacer, II, 1*. Torino: Bollati Boringhieri.
- Albert, Matthias (2002): *Zur Politik der Weltgesellschaft. Identität und Recht im Kontext internationaler Vergesellschaftung*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Arenas, Reinaldo (1981): *El Central (Poema)*. Barcelona/Caracas/México: Editorial Seix Barral.
- (1984): *Arturo, la estrella más brillante*. Barcelona: Montesinos.
- Auerbach, Erich ([1952] 1967): "Philologie der Weltliteratur". In: *Weltliteratur*. Festgabe für Fritz Strich. Bern, S. 39-50; wieder aufgenommen in Auerbach, Erich (1967): *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*. Hrsg. von Fritz Schalk und Gustav Konrad. Bern/München: Francke Verlag, S. 301-310.

- Barthes, Roland (2002): *Comment vivre ensemble. Simulations romanesques de quelques espaces quotidiens. Notes de cours et de séminaires au Collège de France, 1976-1977*. Texte établi, annoté et présenté par Claude Coste. Paris: Seuil – IMEC.
- Benítez Rojo, Antonio (1998): *La isla que se repite*. Edición definitiva. Barcelona: Editorial Casiopea.
- Benjamin, Walter (1980): “Die Aufgabe des Übersetzers”. In Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, 1. Hrsg. von Tillman Rexroth. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 9-21.
- Bernabé, Jean/Chamoiseau, Patrick/Confiant, Raphaël (1989): *Eloge de la Créolité*. Paris: Gallimard – Presses Universitaires Créoles.
- Bolívar, Simón (1984): “Contestación de un Americano Meridional a un caballero de esta isla”. In: Bolívar, Simón: *Obras completas*. Bd. I: *Cartas del Libertador comprendidas en el período de 20 de marzo de 1799 a 3 de noviembre de 1820*. Madrid: Maveco de Ediciones.
- Bongie, Chris (1998): *Islands and Exiles. The Creole Identities of Post/Colonial Literature*. Stanford: Stanford University Press.
- Cramer, Friedrich (1993): *Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des Lebendigen*. Mit zahlreichen Abbildungen. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel Verlag.
- Ette, Ottmar (1992): “Los colores de la libertad. Nueva York, 14 de enero de 1990”. In: Ottmar Ette (Hrsg.): *La escritura de la memoria. Reinaldo Arenas: Textos, estudios y documentación*. Frankfurt/Main: Vervuert Verlag, S. 75-91.
- (1998): *Roland Barthes. Eine intellektuelle Biographie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- (2001): *Literatur in Bewegung. Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- (2002): “‘Faire éclater la problématique d’une littérature nationale’. Entretien avec la romancière haïtienne Yanick Lahens à Berlin, le 24 mars 2002”. In: *Len-demains* (Tübingen) XXVII.105-106, S. 221-235.
- (2005): *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Galeano, Eduardo (³⁴1982): *Las venas abiertas de América Latina*. México: Siglo XXI Editores.
- Gerbi, Antonello (1983): *La disputa del nuovo mondo. Storia di una polemica: 1750 - 1900*. Nuova edizione a cura di Sandro Gerbi. Con un profilo dell’autore di Piero Treves. Milano/Napoli: Riccardo Ricciardi editore.
- Gilroy, Paul (1993): *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness*. London: Verso.
- Glissant, Edouard (1981): *Le discours antillais*. Paris: Seuil.
- (1990): *Poétique de la Relation*. Paris: Gallimard.
- Humboldt, Alexander von (1852): *Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15ten und 16ten Jahrhundert*. Aus

- dem Französischen übersetzt von Jul. Ludw. Ideler. Berlin: Verlag der Nicolai'schen Buchhandlung, Bd. 3.
- Jahn, Bernhard (1993): *Raumkonzepte in der Frühen Neuzeit. Zur Konstruktion von Wirklichkeit in Pilgerberichten, Amerikareisebeschreibungen und Prosaerzählungen*. Frankfurt a.M./Berlin/Bern: Peter Lang.
- Joseph, Anne M. (2001): "Anthropometry, the Police Expert, and the Deptford Murders: The Contested Introduction of Fingerprinting for the Identification of Criminals in Late Victorian and Edwardian Britain". In: Caplan, Jane/Torpey, John (Hrsg.): *Documenting Individual Identity. The Development of State Practices in the Modern World*. Princeton/Oxford: Princeton University Press, S. 164-183.
- Kant, Immanuel (1974): *Kritik der reinen Vernunft*, Bd. 1. Hrsg. von Wilhelm Weischedel (Werkausgabe Bd. III). Frankfurt/Main: Suhrkamp (B 294, 295/A 236).
- Lahens, Yanick (1990): *L'Exil. Entre l'Ancrage et la Fuite: l'Ecrivain Haïtien*. Port-au-Prince: Editions Henri Deschamps.
- (2000): *Dans la maison du père*. Roman. Paris: Le Serpent à Plumes.
- Lamming, George (1992): *The Pleasures of Exile*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Mandelbrot, Benoît (1991): *Die fraktale Geometrie der Natur*. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Reinhilt Zähle und Dr. Ulrich Zähle. Basel/Boston/Berlin: Birkhäuser Verlag.
- Martí, José (1975): "Nuestra América". In: Martí, José: *Obras Completas*, Bd. 6. La Habana: Editorial de Ciencias Sociales, S. 15-22.
- Naipaul, Vidiadhar S. (1961): *A House for Mr Biswas*. London: André Deutsch Limited.
- Nuez, Iván de la (1998): *La balsa perpetua. Soledad y conexiones de la cultura cubana*. Barcelona: Editorial Casiopea.
- Pineau, Gisèle (1994): "Tourment d'amour". In: *Ecrire la "parole de nuit". La nouvelle littérature antillaise*. Nouvelles, poèmes et réflexions poétiques de Patrick Chamoiseau, Raphaël Confiant, René Depestre, Edouard Glissant, Bertène Juminer, Ernest Pépin, Gisèle Pineau, Hector Pouillet et Sylviane Telchid rassemblés et introduits par Ralph Ludwig. Paris: Gallimard.
- Pizarro, Ana (2002): "El archipiélago de fronteras externas". In: Pizarro, Ana (Hrsg.): *El archipiélago de fronteras externas. Culturas del Caribe hoy*. Santiago de Chile: Editorial de la Universidad de Santiago de Chile.
- Ribeiro, Darcy (1980): "Gibt es Lateinamerika?" In: Ribeiro, Darcy: *Unterentwicklung, Kultur und Zivilisation. Ungewöhnliche Versuche*. Aus dem Portugiesischen von Manfred Wöhlcke. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 315-328.
- Sauer, Carl Ortwin (1984): *Descubrimiento y dominación española del Caribe*. Traducción de Stella Mastrangelo. México D.F.: Fondo de Cultura Económica.
- Valdés, Zoé (2001): *Café Nostalgia*. Barcelona: Editorial Planeta.
- Vespucci, Amerigo (2002): "Eine Neue Welt. Brief des Amerigo Vespucci an Lorenzo di Pier Francesco de Medici". In: Wallisch, Robert: *Der Mundus Novus des*

Amerigo Vespucci (Text, Übersetzung und Kommentar). Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Walcott, Derek (1993): "The Antilles, Fragments of Epic Memory. The 1992 Nobel Lecture". In: *World Literature Today* (Oklahoma) LXVII.2.

— (1998): *What the Twilight Says. Essays*. New York: Farrar, Straus and Giroux.

Wehler, Hans-Ulrich (1974): *Imperialismus. Studien zur Entwicklung des Imperium Americanum 1865-1900*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Zweig, Stefan (1990): "Amerigo. Die Geschichte eines historischen Irrtums". In: Zweig, Stefan: *Zeiten und Schicksale. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1902-1942*. Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag, S. 387-467.

Marianne Braig/Christian U. Baur

Mexikos Süden: Grenzüberschreitungen und die Schleusen hemisphärischer Sicherheit

Die junge Frau aus Honduras, die illegal, ohne Papiere an der mexikanischen Südgrenze von der mexikanischen Einwanderungsbehörde festgehalten und verhört wird, antwortet auf die Frage, ob sie etwas mit der Mara Salvatrucha zu schaffen hätte: "No señor, nosotros somos cristianos, servimos a Dios". Niemand so heißt es, könne lebend die Maras verlassen. Die einzige Tür, die sich öffne, sei die zu den Evangelikalen. Sie böten nicht nur die Vergebung Gottes, sondern auch den Schutz ihrer wachsenden wirtschaftlichen und politischen Bedeutung in Mittelamerika und im Süden Mexikos (Ronquillo 2004a: 9).

1. Einleitung: Mexiko ist nicht Chiapas

"Der Zorn der Indios", der am 1.1.1994 weltweit sichtbar und in der Gestalt des *Subcomandante Marcos* international wahrgenommen wurde, ist schließlich trotz der erfolgreichen *Performance* des *Ejército Zapatista de Liberación Nacional* (EZLN) ein lokal eingrenzbarer Aufbruch geblieben. Fast scheint es so, als hätten die Beobachter Recht behalten, die damals Chiapas kurzerhand zum 'Dritte-Welt Klumpfuß' erklärten. Aus einer solchen Perspektive waren es sehr spezifische lokale Gründe, die zum "Aufstand der Indios" führten: Die Unzugänglichkeit der vergessenen Grenzregion, die verschlossene Mentalität der religiös gespaltenen Maya-Nachfahren, die besonders korrupten lokalen Kaziken des *Partido Revolucionario Institucional* (PRI); kurz die lange Geschichte von Abgeschiedenheit – weit weg von Mexiko-Stadt. Von derart eingrenzbaren Problemen drohte keine Gefahr. Die internationalen Finanzmarktakteure, die damals, Mitte der 1990er Jahre, Mexiko als *emergent market* noch hoch wertschätzten, waren sich einig und sahen die Ereignisse in der Selva Lacandona gelassen. "Solange der 'Schatten von Chiapas' nicht auf die Finanz- und Wirtschaftszentren falle und die 'Gespenster von Chiapas' sich auf "den Teil Mexikos beschränken, der ohnehin zu Mittelamerika"

gehöre, solange "die Gewalttätigkeit und das Klima der Verunsicherung nicht auf die wirtschaftlich starken Zonen im Norden" übergreife, könnten die "Börsen gute Mine zum bösen Spiel machen". So betrachtet hielt sich nach der Ansicht von David Rockefeller (Chase Manhattan Bank), zitiert im Handelsblatt am 5.2.1994, der Schaden des Aufstandes im Südosten Mexikos für die Finanz- und Wirtschaftskreise in Grenzen.

Doch seit dem 1.1.1994 hat sich in Mexiko vieles verändert: Das Land ist nicht nur Mitglied von NAFTA und OECD, es hat die "erste Finanzkrise der globalen Finanzwelt" zum Jahreswechsel 1994/95 durchlebt und die Abwahl der PRI bei den Präsidentschaftswahlen 2000. Doch vielleicht noch grundlegender sind Veränderungen, die langsamer und schleichender verlaufen: Mexiko wird immer mehr zu einem Grenzraum zwischen Süd- und Nordamerika, zu einem Puffer des Nordens gegenüber dem Süden, in dessen Territorien sich verschiedene Schleusen ausbilden für die vielfältigen Bewegungen von Süden nach Norden und in umgekehrter Richtung.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Südgrenze und mit ihr der Raum zwischen Panama und Puebla¹ seit dem Ende der 1990er Jahre an Bedeutung – nicht nur für die Regierung in Mexiko-Stadt sondern auch für die in Washington. Die schwer zu kontrollierende Südgrenze des Landes gilt dabei nicht nur als Einfallstor von illegalen Migranten aus Mittel- und Südamerika, die auf verschlungenen Wegen in Richtung Norden unterwegs sind. Inzwischen wird deutlich, dass diese Wege von Jugendbanden kontrolliert werden, auf welchen sie Menschen, Drogen, Waffen, artengeschützte Tiere u.v.m. durch Mexiko schleusen. Ganz anders als die EZLN sind es die "Mara Salvatrucha", die zum Symbol der Grenzen der Macht des mexikanischen Nationalstaates an seiner Südgrenze und zu einer Bedrohung der nationalen Sicherheit Mexikos geworden sind und die für ein transnationales Gewaltphänomen stehen, für ein Klima der Verunsicherung zwischen San Salvador und Los Angeles.

In unserem Beitrag wollen wir zunächst versuchen, sehr unterschiedliche Erfahrungen mit Grenzüberschreitungen in einem Raum deutlich zu machen, der traditionell durch schwache formelle zwi-

1 Ein Versuch, dem Gebiet zwischen Puebla und Panama Gestalt zu verleihen, sollte das Entwicklungsprojekt Plan-Puebla-Panama darstellen (Maihold 2001).

schenstaatliche Grenzen charakterisiert ist; in welchem sich jedoch zahlreiche aterritoriale, (und zumindest für den Außenstehenden) unsichtbare Räume öffnen und neue Grenzziehungen herausbilden. In diesen wirken die Grenzen der Macht des mexikanischen Nationalstaates ebenso, wie die Macht weiterer sehr unterschiedlicher Akteure, die neue Grenzen durchsetzen.

Da jedoch die Zuspitzungen an der Südgrenze Mexikos ohne die Berücksichtigung der Verschiebungen im US-amerikanischen Sicherheitskonzept für die westliche Hemisphäre, wie sie seit Beginn der 1990er Jahre festzustellen sind, nicht zu verstehen sind, werden wir uns auch mit der Neuausrichtung des Sicherheitsbegriffes in den USA befassen. Dieser zielt zunehmend auf den unkontrolliert wandernden Grenzgänger als Risikoträger.

2. Chiapas ist nicht Mexiko!?

Für Mexiko ist die Grenze mit den USA, diese 3.141 km lange "offene Wunde" (Carlos Fuentes) nur eine von vielen Grenzen, die sich auch nicht dadurch erfassen lassen, indem die 1.138 km lange Südgrenze einfach hinzu addiert wird – davon 962 km mit Guatemala und 176 km mit Belize (Fábregas Puig 1998: 310).² Es verlaufen weitere Grenzen, aber auch Schleusen, innerhalb des mexikanischen Territoriums und über dieses hinaus. Die entstandenen Grenzen sind nicht klar zu verorten und ihre geographischen Abgrenzungen auch nicht durch internationale Abkommen zu regeln, weil es Grenzen aterritorialer Räume sind.

Ebenso unklar blieb lange Zeit die nationalstaatliche Grenzlinie zwischen Guatemala und Mexiko; denn ob Chiapas und der heute dazugehörige Soconusco zu Mexiko oder zu Guatemala gehören sollten, wurde erst 1882 und 1894 in Staatsverträgen geklärt.³ Dem war

2 Entlang der Südgrenze finden sich vier mexikanische Bundesstaaten: Chiapas, Tabasco, Campeche und Quintana Roo. Wir beschränken uns auf den traditionell bedeutsameren und konfliktreicheren Teil der Staatsgrenze zwischen Chiapas und Guatemala, auch wenn die in diesem Text genannten Zahlen zu den Migrationsbewegungen stets für den gesamten mexikanischen Süden Gültigkeit haben.

3 Die Grenzstreitigkeiten liegen auch in der langen gemeinsamen Geschichte dieser Region begründet, die zurückreicht bis in die Anfänge des spanischen Kolonialreiches. Damals war Nord- und Mittelamerika geteilt in die beiden Verwaltungsbereiche Neu-Spanien (das heutige Mexiko) und die *Capitanía General de Guatemala* (heutiges Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua, Costa Rica). Im

ein jahrzehntelanger Streit um das Territorium zwischen Mexiko und Guatemala, aber auch innerhalb der chiapanekischen Agraroligarchie vorangegangen. Die Mehrzahl der Großgrundbesitzer entschied sich letztlich für eine Integration in den mexikanischen Nationalstaat. Es bestand Hoffnung auf den Ausbau der bereits guten Handelsbeziehungen zu Mexiko-Stadt, aber auch auf einen besseren militärischen Schutz im Falle lokaler Unruhen. Für die Anbindung an Mexiko sprach jedoch in erster Linie gerade die große Entfernung zwischen Chiapas und dem Machtzentrum Mexiko-Stadt. Durch die geographische Distanz sah man auch künftig ausreichend Autonomie gegenüber der nationalen Regierung gewährleistet (Hernández Castillo 2001: 34; Gutiérrez Sánchez 2000: 117f.).

Die späte Festschreibung der mexikanischen Südgrenze korrespondiert mit ihrer jahrzehntelangen geringen Bedeutung im Kontext nationalstaatlicher territorialer Differenzierung. Auch in diesem Sinne gilt: Die (mexikanische) Revolution ist nicht nach Chiapas gekommen. Bis heute hat der mexikanische Staat nur beschränkten Einfluss auf die Organisation politischer Herrschaft in Chiapas. Auch wenn die lokale Elite der PRI angehörte und bis zu Beginn der 1990er Jahre stets für überwältigende Wahlsiege dieser Partei vor Ort sorgte, waren die Einflussmöglichkeiten der zentralstaatlichen, metropolitänen Modernisierungscoalition relativ begrenzt gegenüber den peripheren Machtkonfigurationen.

Ebenfalls äußerst gering war der Grad der Inklusion der indigenen Bevölkerung von Chiapas in das nationale Projekt. Im Gegenteil, die ökonomischen und sozialen Reproduktionsbedingungen der im Grenzgebiet ansässigen *indígenas* änderten sich sehr lange nur geringfügig. Bis heute werden zum Handeltreiben, Heiraten und zur saisonalen Arbeit auf den Plantagen im Soconusco weiterhin Wege zurückgelegt, die die Grenze zwischen Mexiko und Guatemala beständig und ungehindert kreuzen. Diese Verdichtung grenzüberschreitender, saisonaler Arbeitsmigration geht zurück auf die sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Soconusco ausdehnenden Kaffeepplantagen.

Zuge der Befreiung von der spanischen Kolonialherrschaft nach 1821 entstanden die *Provincias Unidas de Centro América*, aus denen später die heutigen Staaten Zentralamerikas hervorgingen (Ángel Castillo 2003: 39).

Neben lokaler Arbeitsmigration war die relative Sicherheit vor politischer Verfolgung, die der mexikanische Staat Fremden anzubieten hatte, ein weiterer Anziehungspunkt. Mexiko nahm immer wieder eine besondere Rolle als Asyl gewährende Nation ein. In den 1930er und 1940er Jahren wurde Mexiko zur Zuflucht für Flüchtlinge vor allem aus Europa. In den 1970er und 1980er Jahren fanden politisch Verfolgte aus Mittel- und Südamerika Asyl. Diese Exilbewegungen konzentrierten sich jedoch eher in der Hauptstadt. Das änderte sich erst mit der Flucht großer indianischer Bevölkerungsgruppen vor der brutalen Verfolgung durch die guatemaltekischen Militärregierungen, insbesondere unter Rios Mont zwischen 1982 und 1983. Schätzungsweise flohen über 100.000 Guatemalteken über die Grenze, von denen viele in Flüchtlingslagern im Süden untergebracht wurden (Gutiérrez Sánchez 2000: 118f.). Zusammenfassend lassen sich die unterschiedlichsten Formen von Wanderungs- und Migrationsbewegungen ausmachen, die zu einem konstituierenden Element des mexikanischen Südens geworden sind.

Der mexikanische Nationalstaat gewinnt an Präsenz erst in seinen langsamen und unkoordinierten Reaktionen auf Migrations- und Fluchtbewegungen sowie auf lokale Aufstände in den 1980er und 1990er Jahren – doch diese Präsenz beschränkt sich zumeist auf eine militärische, wie etwa im Zuge des EZLN-Aufstandes. Die Sicherheitsakteure des Zentralstaates, wie beispielsweise die 1998 neu geschaffene Bundespolizei PFP (*Policía Federal Preventiva*), können sich bis heute nicht gegen die lokalen Machtcliquen und deren eigene Gewaltapparate durchsetzen. Daher gehen sie mit diesen mehr oder weniger offene Bündnisse ein, die in einer Tolerierung bestehen können, oder auch in einer partiellen Zusammenarbeit.

Extralegale Gruppen Bewaffneter haben in Chiapas eine lange Tradition. Bereits in den 1950er Jahren wurden Gesetze erlassen, die die so genannten *guardias blancas* legalisierten, die unter veränderter Bezeichnung bis heute existieren. Es sind bewaffnete Zivilisten, die von Kaffee-*finqueros*, Viehzüchtern oder indigenen Kaziken bezahlt und ausgerüstet werden, und deren Interessen durchsetzen sollen. Häufig arbeiten diese Paramilitärs mit den örtlichen Polizeibehörden zusammen. Heute nennen sich diese Gruppen bewaffneter Männer *Paz y Justicia*, *Máscara Roja* oder *Movimiento Indígena Revolucionario Antizapatista* (MIRA). Ihre Mitglieder rekrutieren sich vor allem

aus den vielen arbeitslosen indigenen Jugendlichen, deren Kaziken eine Allianz mit den lokalen wirtschaftlichen und politischen Machthabern eingegangen sind, weil sie ebenso wie diese (etwa Großgrundbesitzer und PRI-Funktionäre) fürchten, im Zuge autonomer indigener bzw. religiöser Bewegungen und dem Aufstand der EZLN an Einfluss zu verlieren (Hernández Castillo 2001: 227-232).

Die Vielfalt und Unübersichtlichkeit staatlicher und parastaatlicher Gewaltakteure ist also ein weiteres konstituierendes Element für die Ausgestaltung des Grenzraums, neben der traditionellen und lokal begrenzten saisonalen Arbeitsmigration. In Bezug auf die Macht des Nationalstaats wird deutlich, dass die Südgrenze nicht die Außenlinie eines Territoriums ist, welches durch das Gewaltmonopol eben dieses Staates nach innen und außen bestimmt ist. Die an der Südgrenze deutlich werdende Begrenzung der "effektiven Gebietsherrschaft" ist jedoch nicht allein ein Phänomen der entlegenen, ländlichen und peripheren Gebiete. Sie bleibt auch nicht beschränkt auf Grenzstädte und Grenzposten. Die Begrenzungslinien territorialer nationalstaatlicher Herrschaft ziehen sich durch das gesamte mexikanische Territorium und werden konstituiert durch transnationale Bewegungen.

Wie viele Menschen in den letzten Jahrzehnten die Südgrenze nach Norden hin überquert haben, ist sehr schwer zu schätzen. Am besten geeignet scheinen Untersuchungen über Abwanderungen in den verschiedenen Ursprungsländern. Zwischen 1978 und dem Beginn der 1990er Jahre sollen mehr als zwei Millionen Menschen aus Guatemala, El Salvador, Honduras und Nicaragua ihre Heimat in Richtung Norden verlassen haben. Dazu kommt nochmals eine schwer bestimmbare Zahl an Flüchtlingen aus Kolumbien, Ecuador, Peru oder Bolivien. Inzwischen wird angenommen, dass heute höchstens noch fünf Prozent aller Saisonarbeiter, die etwa auf den chiapanekischen Plantagen arbeiten, Mexikaner sind. Zumeist sind es Männer (über 87%) aus Guatemala und Honduras, die entweder saisonabhängig nach Chiapas kommen; oder sie betrachten Chiapas als erste Station auf dem langen Weg in den Norden. Für diese Menschen in der Transmigration sind die Kaffee- und Bananenplantagen ein Ort, wo sie viele Gleichgesinnte treffen, Erfahrungen austauschen können und wo sie das benötigte Geld für die Schleuser verdienen, die sie in die USA bringen sollen (Gutiérrez Sanchez 2000: 121ff.).

Nach Angaben der mexikanischen Migrationsbehörde *Instituto Nacional de Migración* stieg die Zahl der Guatemalteken, die eine befristete Aufenthaltserlaubnis für Arbeiten auf den mexikanischen Plantagen erhielten, zwischen 2001 und 2003 von 42.500 auf 45.000 an. Die Zahl derjenigen, die eine offizielle Durchreiseerlaubnis erhielten, stieg zwischen 1989 und 2000 von 102.234 auf 172.039, im Jahre 2003 waren es nur noch 98.418. Interessant ist auch die Entwicklung der aufgegriffenen *indocumentados*, die zum überwiegenden Teil aus Guatemala und Honduras kommen: zwischen 1995 und 2003 stieg die Zahl der Ausgewiesenen von etwa 104.000 auf rund 178.000; die Zahl eingeleiteter Strafverfahren gegen Menschenhändler stieg im selben Zeitraum von 630 auf 1.498. Es gibt Schätzungen, die von rund 450.000 Transmigranten ausgehen, die 2003 die Südgrenze Mexikos in Richtung USA passiert haben sollen (Instituto Nacional de Migración 2004; Hernández 2004). Den Zahlen kann entnommen werden, dass der mexikanische Staat neuerdings versucht, den steten Fluss an Migranten gen Norden stärker zu kontrollieren, was sich in den sinkenden Zahlen legaler Transmigration und dem Anstieg der Abschiebung (Smith 2001) von *indocumentados* ausdrückt.

Migration nach und durch Chiapas hindurch, sei sie saisonal oder dauerhaft angelegt, reicht jedoch nicht aus, um die Besonderheiten der Südgrenze als Interferenzzone transnationaler Räume zu verstehen. Zwischen Mexiko und Guatemala sind alternative Sphären entstanden, die sich quer zu nationalstaatlichen Grenzen von Mittelamerika über Mexiko bis tief hinein in die USA erstrecken und ihrerseits wiederum neue Grenzen ziehen. Die Grenzüberschreitungen gehen nicht in der transnationalen Migration auf, vielmehr sind es Räume gemeinsamer Praktiken, Erfahrungen und Kommunikation, die sich jenseits des Nationalstaates und der lokalen Kaziken und ihrer herrschenden Praxen entwickeln. Von den verschiedenen Dynamiken, die in Mexikos Süden zu berücksichtigen sind und die für die Öffnung und Schließung transnationaler Räume im Kontext der mexikanischen Südgrenze von Bedeutung sind, wollen wir zunächst diejenigen genauer betrachten, die sich durch den Bruch mit alten Loyalitätsstrukturen auszeichnen bzw. mit der Entstehung neuer Identitäten und Netzwerke verbunden sind. In Blick geraten hier religiöse Grenzüberschreitungen, Konversionserfahrungen, die nicht selten mit Vertreibung sowie lokalen Wanderungs- und Kolonisationserfahrungen innerhalb Chiapas' ver-

bunden sind. Ein Phänomen stellt in diesem Zusammenhang die seit den frühen 1970er Jahren von Anthropologen beobachtete *re-indianización* dar.

3. Re-Indianisierung jenseits nationaler Zugehörigkeit und lokaler Hörigkeit

Mit Schlagworten wie *re-indianización* und *desmestización* wird versucht, Veränderungen in den südlichen Bundesstaaten Mexikos, vor allem in Chiapas, zu beschreiben, die nur unzureichend mit dem (durchaus beachtlichen) demographischen Wachstum der vergangenen Jahrzehnte zu erfassen sind. Zwischen 1970 und 1990 stieg die Zahl der indigenen Bevölkerungsgruppen in Chiapas von 1.559.340 auf 3.210.496. Während sich ihre Zahl also mehr als verdoppelte (nämlich um 105%), stieg die Zahl derjenigen, die einer indianischen Sprache mächtig sind, im selben Zeitraum von 287.836 auf 716.012 an, was einen Zuwachs von fast 149% ausmacht (Gutiérrez Sánchez 2000: 37ff.). Daran lässt sich, über den nominalen Anstieg der Bevölkerung hinaus, eine Ausbreitung der im indigenen Kontext wichtigen identitätsstiftenden Praxis – der Beherrschung der eigenen Sprache – ablesen und ein Anstieg indigenen Selbstbewusstseins vermuten. Dass hiermit auch eine beachtliche religiöse Konversion verbunden ist, wird am Anteil der Nicht-Katholiken deutlich. Dieser liegt in Chiapas mit 21% deutlich über dem Landesdurchschnitt von 17% (Kruip 2004).

Die Erfahrungen und Praktiken, die mit den hinter den Statistiken sich verbergenden, veränderten Identitätsstrukturen zusammenhängen, sind vielfältige. Sie können einhergehen mit religiösen Grenzüberschreitungen, die sich sowohl in den Übertritten zu protestantischen Sekten, als auch in der zeitweise wachsenden Bedeutung von Basisgemeinden, die der Theologie der Befreiung verbunden sind, oder der Unterstützung der EZLN ausdrücken. Doch wie auch immer im Einzelnen begründet, ist der Zugang zu Ackerland in der Regel das Motiv für einen Grenzübergang in vielen traditionellen Siedlungsräumen indigener Gruppen in Chiapas, wie etwa in der Region Los Altos. Hier kann man seit Beginn der 1970er Jahre – auf Grund von Übergriffen etwa von Viehzüchtern auf kommunales Land sowie der Bevölkerungsentwicklung – eine deutliche Verknappung der landwirtschaftli-

chen Anbauflächen feststellen. Dieser Prozess ist umso bedeutsamer, als der Zugang zu Land nicht nur die Grundlage der ökonomischen Reproduktion, sondern generell der kulturellen Identität der indigenen Gemeinschaften prägt. Zwar waren bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts stets Männer und Frauen in den Erntemonaten von Los Altos aus hinab in den küstennahen Soconusco gestiegen, um dort auf den Kaffeeplantagen der (häufig deutschen) Großgrundbesitzer zu arbeiten. Doch zu Beginn der 1970er Jahre spitzten sich die Konflikte um Ackerland weiter zu, da die Balance zwischen der Bewirtschaftung eigener (immer kleiner werdender) Parzellen und der temporären Erntearbeit für Großgrundbesitzer immer schwieriger zu halten war, und das Überleben der Familien im Rahmen dieser transregionalen Praxen nicht mehr gewährleistet werden konnte.

Zugleich zeigt das international bekannt gewordenen Beispiel der Gemeinde San Juan Chamula, dass die sozialen und ökonomischen Kämpfe um Landrechte zugleich auch an den traditionellen Gehorsamsstrukturen rütteln, die, verankert in der ökonomischen und sozialen Abhängigkeit von den lokalen Eliten und vielerorts legitimiert durch die Einbindung in traditionelle, synkretistisch-katholische Praxen, zunehmend in Frage gestellt wurden. So hatten sich beispielsweise Anfang der 1970er Jahren im Kampf gegen die herrschenden Machtcliquen um den Kaziken Salvador López Tuxum sowohl bilinguale Lehrer, entmachtete, randständige Kaziken sowie katholische und protestantische Katecheten zu einem Aktionsbündnis zusammengeschlossen. Zwischen 1971 und 1973 konnten sie sich in lokalen Wahlen sogar durchsetzen, doch mit Hilfe der Polizei des Bundesstaates Chiapas wurden die alten Machthaber wieder eingesetzt. Ab November 1974 folgten gewaltsame Vertreibungen der Familien, die in der Opposition engagiert waren, nicht selten protestantische *indígenas*. Von staatlicher Seite wurden – und werden bis heute – diese Auseinandersetzungen zumeist als religiöse Streitigkeiten zwischen Katholizismus und den sich ausbreitenden evangelikalen Kirchen interpretiert; eine Lesart, die sozial engagierte Katholiken wie der Erzbischof Samuel Ruiz verwerfen. Sie verweisen stattdessen auf die ökonomischen und sozialen Hintergründe der Auseinandersetzungen. Als Konsequenz wurden seit 1974 über 16.000 *indígenas* alleine aus der Gemeinde Chamula vertrieben. Sie siedelten sich im Großraum von San Cristóbal de las Casas an, wie viele andere die ihr Hab und

Gut in ihren Dörfern aus ähnlichen Gründen verlassen mussten (Gutiérrez Sánchez 2000: 48f.).

Die Missionserfolge der protestantischen Kirchen kann man in diesem Zusammenhang als bewusste Abwendung indigener Gemeinschaften von traditionellen Herrschaftsstrukturen verstehen (Gutiérrez Sánchez 2000: 48f.). Die Hinwendung zu einer neuen Religionsgemeinschaft, die anders als der traditionell-katholische Klerus nicht mit den alten Eliten verbunden ist, kann als imaginierter Grenzübertritt interpretiert werden, der den Bruch mit einer Reihe sozialer und kultureller Praxen bedeutet, die eng mit den Gehorsamsstrukturen verwoben sind. Konkret bedeutet dies keine (v.a. auch finanzielle) Teilnahme mehr an den Festen der Dorfheiligen und Distanz zu den kollektiven Besäufnissen.

El caso de Chamula es un claro ejemplo de cómo la tradición refuerza las estructuras locales caciquiles, que buscan imponer su criterio de autenticidad, bajo el miedo de perder o de tambalear el control y la centralización del poder (Gutiérrez Sánchez 2000: 49).

Aída Hernández Castillo (2001) geht noch weiter, wenn sie neben der Fähigkeit zur Restrukturierung gemeinschaftlichen Lebens für die indigenen Gruppen nach den durch die veränderten religiösen Diskurse entstehenden Möglichkeiten der Öffnung neuer Räume von *spaces of resistance* fragt. Am Beispiel der Mam-Indianer zeigt sie, wie unterhalb der Ebene einer scheinbar erfolgreichen Mestizierung durch den mexikanischen Nationalstaat in den 1930er und 1940er Jahren (Verbot der Mam-Sprache und öffentliche Verbrennung indigener Kleidung) Identitätsformen überleben konnten, die sich nicht in nationale oder auch regionale Identitätskonstruktionen einbinden ließen. Möglich wurde dies, weil viele Mam in der post-revolutionären Zeit der presbyterianischen mexikanischen Kirche beigetreten waren, die sich zwar stets zum nationalen Projekt des neuen mexikanischen Staates bekannte, deren Prediger aber zur Pflege der Mam-Sprache und anderer indigener Traditionen aufriefen bzw. diese erst hervorbrachten. Dadurch unterliefen sie die Interventionen des mexikanischen Staates, der die Mexikanisierung der Bevölkerung durch Diskriminierung jeglicher Indigenität zu befördern suchte. Auf Grund dieser widerstreitenden Praktiken wurde der konfessionelle Wechsel zur presbyterianischen Kirche zu einer Grenzüberschreitung, die indigenen Identitäten einen Schutzraum eröffnete, ein Ort des Sprechens in der

Sprache, die ein wichtiger Teil ihres Selbstverständnisses ist. Dieses Öffnen von Räumen seitens der protestantischen Missionare wurde durch Religionsübertritte honoriert und führte im Laufe der Zeit dazu, dass Protestant zu sein gleichbedeutend wurde mit indigen sein, denn Mestizen blieben in der Regel katholisch (Hernández Castillo 2001: 21-30, 42-48).

Manche der Mam-Gemeinden traten im Verlaufe der 1960er Jahren zu den Zeugen Jehovas über. Diese zeichnen sich nicht nur durch Alphabetisierungsanstrengungen der Gemeindemitglieder aus (im Rahmen des Bibelunterrichts) und den sehr strikten Regeln der Lebensführung. Zentral für das Selbstverständnis der Zeugen Jehovas ist ein anti-nationaler Diskurs, verbunden mit einer Verdammung jedweder weltlicher Autorität in Erwartung des Endgerichtes. Diese friedliche und zugleich konsequente Abwendung von den Institutionen des Staates (bzw. all seiner lokalen, hybriden Erscheinungsformen), verknüpft mit einer religiösen Praxis, die zum Finden eigener Positionen des Sprechens in einem Kontext jenseits der lokalen und zentralstaatlichen Machtkonfigurationen ermutigt, scheint auf indigene Gemeinschaften anziehend zu wirken, die die Institutionen des mexikanischen Staates und seiner lokalen Vasallen nur als Ausschlussmechanismen kennen gelernt haben. Es spricht demnach einiges dafür, dass im Zuge der Konversion die unterschiedlichen Diskurse, die dieser neuen Konfession eigen sind, sehr selektiv betrachtet und zur Grundlage eigenen Handelns gemacht werden:

It is precisely the internal contradictions of the discourse of the Jehova's witnesses that allow converts to make several readings at the same time. On the one hand, it promotes political demobilization by stating that only Armageddon will end the injustices of this world; on the other, it speaks constantly of the illegitimacy of the powers held by nation-states and the possibility of constructing a new nation based on social justice that extends beyond all borders (Hernández Castillo 2001: 91).

Bei der hier betrachteten Mam-Gemeinschaft führte der identitäre Grenzübertritt dazu, sich als Gruppe auf die Suche nach fruchtbarem Boden im lacandonischen Urwald zu machen, wo dann nahe der guatemaltekischen Grenze das *Ejido* "Las Ceibas" gegründet wurde (Hernández Castillo 2001: 81ff.). Ähnlich wie bei den Protestanten in Chamula eröffnete die Grenzüberschreitung hinein in eine andere Religionsgemeinschaft einen neuen Handlungshorizont. Aus dem imagi-

nierten Raum wurde durch das Besetzen und Urbarmachen von neuem Boden ein konkreter, mit neuen Möglichkeiten der Selbstorganisation. Ähnliche Migrations- und Kolonisierungsprozesse fanden auch im Gefolge der katholischen Katecheten statt, die ihren Ausgangspunkt in der Theologie der Befreiung fanden (Tello Díaz 1995).

Juristisch ermöglicht wurde die Suche nach dem versprochenen Land durch den Artikel 58 des mexikanischen Agrarreformgesetzes. Danach war es legal Land zu besetzen und in *Ejido*-Land umzuwandeln, solange der Boden in nationalem Besitz war. Die Besetzergruppe musste mindestens 20 Personen umfassen und seit mindestens einem halben Jahr zusammen sein und das Land bearbeiten (Hernández Castillo 2001: 83). Land, welches dem mexikanischen Staat gehörte und auf den lokale *finqueros* noch keinen Anspruch erhoben hatten, fand sich vor allem in der Selva Lacandona, aber auch in der Peripherie von San Cristóbal de las Casas. Dieses Land wurde während der Präsidentschaft von Luis Echeverría (1970-1976) für die Kolonisierung bzw. Besiedlung freigegeben. In San Cristóbal trafen seit Mitte der 1970er Jahre Flüchtlinge unterschiedlichster indigener Ethnien zusammen, die die gemeinsame Erfahrung des Kampfes um Land und der Vertreibung teilten. Zugleich bot sich den Kindern dieser Flüchtlinge hier eine bessere Chance, eine Grundschulbildung zu erhalten. Beides, die geteilte Erfahrung der Migration und die verbesserte Ausbildung, scheinen eine Erklärung dafür zu sein, warum sich aus den Flüchtlingsgemeinden der 1970er Jahre dann zehn Jahre später Dynamiken entwickelten, die dazu führten, dass San Cristóbal zu einem Ort wurde, von dem aus nicht nur viele *indígenas* weiter migrierten, in die Hauptstadt D.F. oder in die USA (Gutiérrez Sánchez 2000: 48) – sondern von dem auch ein politischer Aufbruch ausging.

In gewisser Weise trifft dies auch auf den lacandonischen Urwald zu, in dem *indígenas* aus dem chiapanekischen Hochland auf der Suche nach Land ebenso einen Rückzugsort fanden, wie ein großer Teil der guatemaltekenischen Bürgerkriegsflüchtlinge. Zwischen 1970 und 1990 stieg dort die Bevölkerung um 164,44% an, auf beinahe 400.000 Menschen (Gutiérrez Sánchez 2000: 96f.). Auch hier wurden die gemeinsamen Erfahrungen und Erzählungen – das Verlassen der eigenen Heimat auf Grund von Armuts- und Gewalterfahrungen – und die gemeinsame Organisation des Überlebens in den Flüchtlingsdörfern bedeutsamer, als die jeweilige Herkunft. Zu Beginn der 1970er Jahre

entstanden hier eine Reihe von politischen *campesinobewegungen* und Gewerkschaften, deren Aufgaben darin lagen, den Kampf um Land und die *gestión*, das Verhandeln mit dem mexikanischen Staat um materielle Unterstützung, *Ejido*-übergreifend zu organisieren. Zu einem Eckpunkt in dieser Entwicklung wurde 1974 auf Betreiben des Bischofs Samuel Ruiz (San Cristóbal de las Casas) die Gründung des *Congreso Indígena*. Dieser ermöglichte die Vernetzung von *indígenas* aus sehr weit auseinander liegenden Gemeinden. Die Handlungszusammenhänge, die hier entstanden, wurden bereits durch die Arbeitsmigration in einen größeren, transnationalen Kontext gestellt, eine Entwicklung, die durch die ankommenden guatemalteken Bürgerkriegsflüchtlinge noch intensiviert wurde (Gutiérrez Sánchez 2000: 108-115).

Just in the border region from Vértice de Santiago to Márques de Comillas, Chuj, K'anjobal, Mam, Tzotzil, Tzeltal Tojolabal, Chol, Zoqü, Nahuatl, and Chinanteco settlements were found together with mestizos from Veracruz, Hidalgo, Tabasco, Oaxaca, Guerrero, Campeche, Durango, and the Distrito Federal [...]. In addition to cultural exchange, evident in linguistic loans and the strengthening of indigenous languages that had almost vanished, such as Chuj and K'anjobal, there was sharing of organizational experiences. The community was no longer the main reference point for these settlers, and new social spaces were created through peasant organizations, religious groups, and commercial networks (Hernández Castillo 2001: 205).

Auch wenn sich die Positionen des mexikanischen Nationalstaates und hierbei insbesondere der Zentralregierung im *Distrito Federal* gegenüber diesen neuen Räumen wandelten, so blieben sie doch stets in sich widersprüchlich. Ab den 1970er Jahren erleichterte die Umwandlung nationalen Bodens in *Ejido*-Land den Aufbau neuer Gemeinden in den Kolonisationsgebieten der *Selva Lacandona* – oftmals auf Kosten der Lebensweise der dort beheimateten indianischen Gruppen. Die Abänderung des Artikels 27 der Verfassung im Februar 1992 bedeutete jedoch das Ende dieser Umverteilungsmöglichkeiten und eröffnete umgekehrt den Weg, ejidiales Land zu privatisieren. Die durch die neoliberale Politik v.a. während der Präsidentschaft von Salinas de Gortari (1988-1992) ermöglichten Privatisierungen und die Beendigung der Agrarreform brachte eine steigende Zahl von *indígenas* um die Hoffnung, jemals eigenes Land bewirtschaften zu können. Die damit verbundene Bedrohung ihrer Lebensgrundlage wurde von den

indigenen Gemeinden als ein Angriff auf ihre Lebensformen interpretiert. Regionale Entwicklungs- und Sozialprogramme scheiterten insbesondere in Chiapas an den Rivalitäten zwischen den 'Reformern' in der Regierung Salinas und den regionalen und lokalen Machtcliquen, die so wenig wie möglich Einmischung von Seiten des Zentrums duldeten.

Nur einen Monat vor der Streichung der Agrarreform aus der Verfassung wurde der Artikel 4 dahingehend erweitert, dass Mexiko sich nun als eine multikulturelle, die indigenen Sprachen und Kulturen fördernde Nation verstand (Hernández Castillo 2001: 188). Nichts verdeutlicht besser die Zweideutigkeit zentralstaatlicher Interventionen in Chiapas; beendete doch die Erweiterung des Artikels 4 offiziell das revolutionäre Konzept einer homogenen mexikanischen Nation,⁴ verschloss zugleich das Ende der Agrarreform die Möglichkeiten, kollektive Formen von (Land-)Besitz weiterzuentwickeln.

4. Die heimliche Invasion oder – Chiapas reicht von Los Angeles bis San Salvador

Mehr als die vielschichtigen Grenzüberschreitungen innerhalb des mexikanischen Territoriums und auch mehr als "La Rebelión de las Cañadas", als welche Carlos Tello Díaz 1995 die Rebellion der EZLN beschreibt, sind es die transnationale Migration und die organisierte internationale Kriminalität, die die 'Gebietsherrschaft' des mexikanischen Staates in Frage stellen. Allerdings ist es dabei nicht einfach, eine deutliche Trennlinie zu ziehen zwischen organisiertem Menschen-, Waffen- und Drogenhandel sowie den regional und lokal agierenden Sicherheitskräften.

Unterhalb der Ebene des territorial definierbaren Grenzraumes zwischen Mexiko und Guatemala sind klandestine Sphären entstanden, die sich quer zur Grenze von Mittelamerika über Mexiko bis tief

4 Der staatlichen Anerkennung der kulturellen Vielfalt auf mexikanischem Boden waren bereits andere Entwicklungen vorangegangen. Dazu gehörte 1987 die Gründung des indigenen Radiosenders *La Voz de la Frontera Sur* in Chiapas. Der Sender, finanziell unterstützt durch die staatliche Behörde *Instituto Nacional Indigenista*, ermöglichte durch seine Radiosendungen in indigenen Sprachen die Kontaktaufnahme zwischen den in Chiapas teilweise weit verstreut lebenden indigenen Gemeinden; so verdichteten sich die Kommunikationsräume, die bis hinein nach Guatemala reichen (Hernández Castillo 2001: 97).

hinein in die USA erstrecken und ihrerseits wiederum Grenzen ziehen. Sie sind an die Bedingungen geknüpft, die sich durch transnationale Migration ergeben, aber sind durch sie alleine nicht zu verstehen. Es sind Räume gemeinsamer Praktiken, Erfahrungen und Kommunikation. Sie existieren teilweise parallel zueinander, teilweise überschneiden sie sich. Sie sind Ausdruck von räumlicher Vermachtung, ohne – oder in nur beschränktem Ausmaße – “territorial bestimmbare Raumlinien herausbilden” (Albert 1996: 201) zu können. Was wir in Chiapas beobachten können, sind unterschiedliche Formen aterritorialer Räume, die sich durch ihren transnationalen und transethnischen Charakter auszeichnen. Sie sind entstanden im Zuge von Migrationsrouten ebenso, wie durch autonome indigene Bewegungen und den Handel mit Gütern unterschiedlichster Art. Diese Netzwerke geteilter Erfahrungen und Praxen sind eine Form “abstrakter Räumlichkeit”, deren

Repräsentationen des (Herrschaftsraumes) immer weniger territorialer als vielmehr “strömender” Natur sind und sich in diesem Prozess Bedeutung, Funktionszuschreibung und auch Herrschaftskompetenz an bestimmten Plätzen verändert (Albert 1996: 201).

Es sind zugleich umkämpfte Räume, von deren Beherrschung sich die lokalen Kaziken die Sicherung ihrer politischen Macht, die *finqueros* die Garantie billiger Arbeitskräfte und die Jugendbanden Wegezoll erhoffen.

In den öffentlichen Blick geraten sind seit Ende der 1990er Jahre jedoch vor allem mittelamerikanische Jugendbanden, zumeist aus El Salvador und Honduras, bekannt unter dem Sammelbegriff “Maras”. Dieser geht zurück auf die wahrscheinlich älteste mittelamerikanische Jugendgang, die “Mara Salvatrucha 18”, die sich Ende der 1970er Jahre in Los Angeles aus Kindern vor allem salvadorianischer Migranten formiert hatte; wie so häufig bei Jugendbanden als Schutzmaßnahme vor Übergriffen gegen andere Straßengangs in den Armenvierteln von Los Angeles. Von denen schauten sie sich auch das Konzept der US-amerikanischen Gang ab: Identifikation über bestimmte Farben und Handzeichen, Verbrechen als Initiationsrituale, Graffiti an den Wänden zur Markierung des eigenen Territoriums und Tätowierungen am Körper um Zugehörigkeit und Loyalität sichtbar zu machen. In den 1980er Jahren kamen immer mehr mittelamerikanische Bürgerkriegsflüchtlinge nach Los Angeles, viele hatten als Ex-Soldaten oder Ex-Guerilleros nicht nur Erfahrungen mit Gewalt hinter sich, sondern

verfügten über eine gute Ausbildung an Waffen und anderem Kriegsgeschütz. Ihr Wissen aus den Bürgerkriegen Zentralamerikas half den unterschiedlichen mittelamerikanischen Gangs, sich in Kalifornien auf dem umkämpften Markt für Drogen, Waffen und Menschen bald durchzusetzen (Valdez 2000). Mitte der 1990er Jahre saßen viele von ihren Anführern in US-Gefängnissen und wurden in ihre Heimatländer abgeschoben. Dort traf das Konzept der Jugendgang nach US-amerikanischem Vorbild auf fruchtbaren Boden: unzählige arbeitslose Jugendliche, die in den Armeen und Guerillaorganisationen Mittelamerikas gekämpft hatten und im Frieden heimatlos geworden waren, fanden so einen neuen Lebensmittelpunkt. Mit ihren Verbindungen in die USA, ihrer Gewaltbereitschaft und ihren Kenntnissen um die transnationalen klandestinen Wege zwischen Zentral- und Nordamerika wurden sie in den letzten Jahren zu den wichtigsten Akteuren an den Schleusen, über welche ein beträchtlicher Teil des illegalen Handels mit Menschen, Waffen und Drogen zwischen den USA und dem Rest der Hemisphäre abläuft.

In den Medien wird die Bandenkriminalität häufig mit den Transmigrationsprozessen von Mittelamerikanern in Verbindung gebracht. Doch sind die Arbeitsmigranten meist die ersten Opfer der Banden, die sie entweder von den verborgenen Wegen vertreiben, sie beispielsweise von den Zügen verdrängen, sie ausrauben oder von ihnen Schutzgelder für die Überfahrt erpressen bzw. Flüchtlingsfrauen und -kinder zur Prostitution zwingen (Hernández 2004; Ronquillo 2004a; 2004b). Inzwischen agieren sie in den chiapanekischen und guatemalteken Grenzstädten vollkommen offen, erpressen Schutzgeld und vergewaltigen ungestraft, da die örtlichen Polizeibehörden offenbar weder in der Lage noch Willens sind, einzugreifen. Erst mehrere Demonstrationen im Grenzort Tapachula gegen dessen Bürgermeister Blas Zamora (im Volksmund "Blas La Mara" genannt) und für mehr öffentliche Sicherheit Ende 2004 führte zu einer größeren Aktion der mexikanischen Bundespolizei *Policía Federal Preventiva* gegen die "Maras". Doch der Einsatz von 1221 Polizisten, rund 600 Fahrzeugen und drei Hubschraubern blieb erfolglos; lokale Sicherheitskräfte sollen die Aktion verraten haben (Ronquillo 2004a).

Den "Maras" ist es gelungen, die klandestinen Wege nach Norden weitgehend unter ihre Kontrolle zu bringen und entweder Wegezoll von den Flüchtlingen zu kassieren, oder sie in die Prostitution zu

zwingen. Die Güterzüge, die zwischen der Grenzstadt Tecún Umán und den Bundesstaaten Sonora und Chihuahua im Norden der Republik verkehren, sind ein beliebtes Transportmittel der illegalen Arbeitsmigranten. Immer häufiger aber vertreiben die "Maras" die Migranten von den Zügen und kommen darin den staatlichen Bestrebungen entgegen, die auf eine stärkere Kontrolle der Transmigration zielen. Allerdings benötigen die "Maras" die Waggonen für ganz andere Zwecke – den Drogen- und Waffenschmuggel.⁵ Dieser soll nämlich reibungslos und möglichst ohne Zeugen ablaufen können; weshalb die Arbeitsmigranten verschwinden müssen.

5. *Re-bordering* – die neue Logik der Sicherheit

Auch wenn wir bereits darauf hingewiesen haben, dass sich das Konzept national definierter Territorialität weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart des südlichen Grenzraumes hatte durchsetzen können, impliziert dies jedoch im Umkehrschluss weder die Abwesenheit dieses Konzeptes, noch eine Bedeutungslosigkeit des mexikanischen Staates. Das Gegenteil ist der Fall. Allerdings wandelt sich der Kontext, in welchem der Nationalstaat auftritt. Beschränkte er sich in der Vergangenheit in erster Linie auf seine Personifizierung im Präsidenten, der einerseits Legitimität durch seine Anrufung einer imaginären mexikanischen Nation bezog und andererseits auf das Bündnis mit den lokalen Kaziken angewiesen war, um die Machtbalance zwischen Zentrum und Peripherie herstellen zu können, so versteht sich der mexikanische Staat im Süden inzwischen zunehmend als Garant territorialer Integrität im Kontext Nordamerikas. Damit spiegelt sich auf der diskursiven Ebene wider, was man als die schrittweise funktionale Einbindung Mexikos in eine von den USA vorangetriebene supranationale Sicherheitsstrategie für die westliche Hemisphäre bezeichnen kann. Diese hemisphärische Sicherheitsstrategie ist Ausfluss eines Paradigmas, innerhalb dessen Rahmens Begriffe wie 'nationale Sicherheit' oder 'vitales Interesse' an Bedeutung gewinnen und Voraussetzungen geschaffen werden für neue Feindkonstruktionen. Deshalb wollen wir, bevor wir uns den daraus folgenden Konse-

5 Jeder dieser Güterzüge wird von bis zu 60 "Maras" begleitet; häufig sind darüber hinaus die Waggonen für den Drogentransport extra noch mit einer offiziellen Zollversiegelung versehen (vgl. Ronquillo 2004a: 10).

quenzen im Süden Mexikos zuwenden können, zunächst einen kurzen Blick auf die Entwicklung dieses neuen US-amerikanischen Sicherheitsparadigmas für die westliche Hemisphäre werfen.

Mit dem Ende des Kalten Krieges begann die US-Sicherheits-*community* sich über neue Bedrohungsszenarien zu verständigen und der Begriff des *asymmetrical warfare* tauchte verstärkt in Fachzeitschriften des US-Militärs auf (Small 2000). Unkontrollierte Immigration und Drogenhandel gerieten in das Zentrum der Gefahrenanalyse (Huntington 1993; 2004). Entscheidend für die Beurteilung ihres Gefahrenpotentials scheint dabei vor allem das Moment der Bewegung zu sein; bedrohlich erscheinen die Tagelöhner im Süden der westlichen Hemisphäre erst im Augenblick ihrer Bewegung gen Norden. Erst ihre Grenzüberschreitung und die damit einhergehende Vermachtung neuer Räume jenseits nationalstaatlicher Territorialgewalt macht aus ihnen ein Sicherheitsrisiko. Daran hat sich auch im Zuge des "Krieges gegen den Terror" nichts geändert, im Gegenteil:

Take out the word "terrorism" and put in the words "drug trafficking" or "illegal immigration" and the new discourse of border security is remarkably similar to the older discourse that has defined U.S. border relations with Mexico (Andreas 2002: 199).

Der neue *war on terror* findet paradigmatisch auf derselben Ebene statt, wie die Bekämpfung des Drogenhandels oder die illegale Einwanderung, nämlich auf der Ebene des Individuums. Bereits seit Beginn der 1990er Jahre lässt sich eine schrittweise Verschiebung des sicherheitsparadigmatischen Blickwinkels von der Ebene der Staaten über die Gesellschaftswelt auf das Individuum beobachten, oder präziser: auf grenzüberschreitende Bewegungen von Individuen.⁶ Heute dominiert das neu geschaffene Ministerium für die Sicherheit des Heimatlandes (*Department of Homeland Security*) das sicherheitspolitische *Agendasetting* in den USA. Dessen Fokus liegt im *re-bordering*, im Revitalisieren alter und im Aufziehen neuer Grenzen. Wie der

6 Noch in den euphorischen 1990er Jahren galt es "to make the world safe for democracy" (Bill Clinton) und die Sicherheitsdoktrin der USA spiegelte die Vorstellung, dass in der globalen Verbreitung und Verteidigung bestimmter Werte die vitalen Interessen der USA lägen (vgl. Joint Chiefs of Staff 1995). Damit war der sicherheitspolitische Blick in erster Linie auf die Ebene der Gesellschaftswelt gerichtet (vgl. Czempiel 1993). Das hat sich spätestens nach dem 11. September 2001 grundlegend gewandelt.

Name bereits angedeutet, steht die Absicherung – man könnte auch sagen: Abschottung – des *homeland* im Zentrum der aktuellen US-amerikanischen Sicherheitsstrategie. Zentraler Gegenstand dieser Strategie ist dabei das die Grenzen des *homeland* überschreitende Individuum (DHS 2004; Office of Homeland Security 2002). Oder anders formuliert: “Management of territories is disappearing in favor of management of people” (Bigo 2001: 111).

Was hat nun aber die Verlagerung der Feindkonstruktion auf die Ebene des Individuums in Verbindung mit der Annahme von *unclear intentions*⁷ dieser Individuen zur Folge? In letzter Konsequenz bedeutet dies, dass künftig jedwede Person als eine theoretisch mögliche Bedrohung der nationalen Sicherheit der USA zu behandeln sei. In diesem Zusammenhang werden Diskussionen, die innerhalb des US-Militärs mit Begriffen wie “Citizens as Warriors” oder “The City as a Battlespace” geführt werden (Heal 2000), verstehbar, die die schrittweise Übertragung polizeilicher Aufgaben auf militärische Institutionen widerspiegeln und im Gegenzug Polizeiapparate militarisieren.

Some hawks of LIC [low intensive conflict, d. A.] have developed an analytical framework that seeks to delegitimize political actions by criminalizing them, from the revolution in Iran to the fall of the Berlin Wall. There has been much talk of narcoguerrillas and of the criminalization of clandestine organizations. Crime, borders, immigration, threats to national identity, and fifth column ideology have become inextricably intermingled and reworked into a matrix that is almost entirely a product of the defence research that forged the actors’ habitus and that in extreme cases can lead to McCarthyism (Bigo 2001: 108).

Um die neue Sicherheitsarchitektur in der westlichen Hemisphäre aufzubauen, forcieren die USA zum einen ihr Ausbildungsprogramm für lateinamerikanische Streitkräfte, mit dem sie ihren Einfluss auf die lokalen und regionalen Sicherheitsapparate in der *Western Hemi-*

7 Diskutiert werden auch Veränderungen vom Verhältnis zwischen den militärischen Fähigkeiten eines Gegners, die in Zeiten asymmetrischer Kriegsführung als überschaubar gelten, und den häufig unklaren Vorstellungen über die Intentionen eines möglichen Gegners: “determining intent is the only remaining option to identify threats. [...] The Cold War environment of clear intentions but unknown capabilities has changed to one of given capabilities, but unclear intentions” (Flynt 2000: 13).

sphere absichern.⁸ Zum zweiten haben sie die Organisation ihrer militärischen Befehlszentren umgebaut. Das für Lateinamerika zuständige Befehlszentrum ist das *SouthCom – Southern Command*, dessen Sitz sich 1997 von Panama nach Miami verlagerte und dem im selben Jahr auch die Karibik unterstellt wurde, die bis dato organisatorisch zum *Joint Forces Command* (Organisation der Streitkräfte im Atlantik und Europa) gehörte – wohl wegen der nun historischen Beziehung zwischen dem Sowjetblock und Kuba. Die zentrale Aufgabenstellung für *SouthCom* war nicht die Vorbereitung auf einen Krieg, sondern die Organisation der militärischen Zusammenarbeit zwischen den einzelnen lateinamerikanischen Streitkräften mit den USA als Vermittler und die Unterstützung bei Polizeioperationen etwa gegen Drogenhandel. In den Stellungnahmen von US-Militärs wurde dabei stets betont, dass Mexiko weder Teil des *SouthCom*-Bereiches, noch sonst einer militärischen Kooperation mit den USA sei (JFQ Forum 2000; Griffith 2000, Mendel 2001). Das änderte sich mit dem am 1. Oktober 2002 geschaffenen *NorthCom – Northern Command*. Der Einfluss dieses Befehlszentrums umfasst ganz Nordamerika, zudem aus US-Sicht nun offiziell auch Mexiko gehört. *NorthCom* ist dem neu geschaffenen *Department of Homeland Security* zur Seite gestellt, das polizeiliche und nachrichtendienstliche Aktivitäten vernetzen soll (DHS 2004).

In Reaktion auf die bevorstehende Arbeitsaufnahme von *NorthCom* hatte das mexikanische Verteidigungsministerium bereits ein halbes Jahr vorher wiederholt darauf hingewiesen, dass mit der Einbindung in eine nordamerikanische Verteidigungsstruktur kein Souveränitätsverlust Mexikos einherginge (Medellín et al. 2002). Es wäre jedoch falsch anzunehmen, dass mit der Einbindung Mexikos in *NorthCom* eine Partnerschaft auf Augenhöhe zwischen den USA und seinem südlichen Nachbarn am Entstehen sei. Wohl eher das Gegenteil kann beobachtet werden, vor allem daran, wie Mexiko als vorgelegter Grenz- und Schleusenraum funktional in die US-amerikanische Sicherheitsplanung eingepasst wird. Dies geschieht auf der institutionellen und der geopolitischen Ebene.

8 Wichtigstes Instrument der US-Sicherheitspolitik in Lateinamerika wurde in den 1990er Jahren das Programm *International Military Education and Training* (IMET) (Cope 1998: 70).

Auf der institutionellen Ebene ist das mexikanische Militär Hauptansprechpartner für US-amerikanische Wünsche hinsichtlich gemeinsamer Polizeimaßnahmen (Deare 2000), etwa gegen die Drogenmafia, "Narcos" genannt; schlicht weil die Streitkräfte als weniger korrupt gelten als die Polizei. Formal gibt es drei Einsatzbereiche des Militärs: die Verteidigung des mexikanischen Territoriums ohne fremde Hilfe (DN-I), der Schutz der politischen Institutionen des Landes gegen Aufstände im Inneren (DN-II) und der Beistand bei Naturkatastrophen (DN-III). Zieht man sowohl Finanzierung als auch Aufstellung des Militärs in Betracht, dann zeigt sich, dass die Landesverteidigung in den letzten Jahrzehnten kein Einsatzszenario für das Militär war. Im Vordergrund stand in der Vergangenheit stets die militärische Kontrolle sozialer Konflikte auf dem Land. Zwei Entwicklungen führten das mexikanische Militär im Verlauf der 1990er Jahre stärker an polizeiliche Aufgaben heran und vertieften die bereits existierende Hybridisierung der mexikanischen Sicherheitsstruktur, also die immer unschärfere Trennung zwischen militärischer und polizeilicher Aufgabenstellung innerhalb der unterschiedlichen Sicherheitsapparate:⁹ die zunehmende Bedeutung der Bekämpfung des Drogengeschäfts und die im Zuge von NAFTA stetig steigende Kriminalität, die nun auch die Mittel- und Oberschichten in Unsicherheit versetzte. Auf Grund der als wenig reformfähig geltenden Generalstaatsanwaltschaft (PGR – *Procuraduría General de la República*) und der ihr untergeordneten Kriminalpolizeieinheiten wandten sich die USA – auf der Suche nach einem Partner im Anti-Drogenkampf – an das Militär und banden es in grenzüberschreitende Polizeiaktionen ein. Zudem wurden auf Grund der Korruptionsfälle in vielen großen Städten die Polizeidirektoren durch Militärs ersetzt – was die Glaubwürdigkeit der zivilen Strafverfolgungsorgane weiter reduzierte, da Militärs im Fall von Regelverletzungen nicht vor einem zivilen Gericht abgeurteilt werden können und so die *impunidad*, die Straffreiheit, innerhalb vieler Polizeibehörden teilweise noch zunahm (Benítez Manaut 1998; Wager 1998).

9 Das jüngste Beispiel für die sinkende Hemmschwelle der mexikanischen Exekutive, das Militär für polizeiliche Aufgaben einzusetzen, ist die Erstürmung und Besetzung des so genannten Hochsicherheitsgefängnisses "La Palma", um den einsitzenden Mafiabossen die Kontrolle über das Gefängnis zu entreißen (vgl. Tirado 2005).

Die Hybridisierung der mexikanischen Sicherheitskräfte¹⁰ ist hilfreich, um den am 1. Juli 2001 in Kraft getretenen *Plan Sur*, "American inspired" (Grayson 2003: 3), umzusetzen. Dieses von der Regierung Fox vorgestellte Sicherheitskonzept für den Süden Mexikos gilt als eine Vorbedingung für das seit Ende der 1990er Jahre in Entwicklung befindliche Projekt *Plan-Puebla-Panamá* (PPP), das das gesamte Gebiet von Puebla bis hinab zum Panamakanal restrukturieren soll (Grayson 2002). Der *Plan Sur* besteht im Wesentlichen aus drei Teilen: einem Rückführungsprogramm von aufgegriffenen Migranten aus Mittelamerika in ihre Heimatländer, einer Verstärkung der Grenzkontrollen an der mexikanisch-guatemalteckischen Grenze und dem Aufbau eines Systems aus Kontrollposten entlang des nur 150 Meilen breiten "Isthmo de Tehuantepec" in Oaxaca. Dadurch wird Mexiko geostrategisch zu einer einzigen Grenzregion der USA und zugleich zu einer Pufferzone, zu einem mehrstufigen Stau- und Schleusenraum, in dem Wanderungsbewegungen effektiver kontrolliert werden sollen (Sandoval Palacios 2003). Zuerst diskursiv und nun auch sicherheitsstrategisch eingebunden in ein 'Nordamerika' ist Mexikos Südgrenze zugleich zur Außengrenze des amerikanischen Nordens geworden, obwohl es den Bewohnern entlang dieser Südgrenze nicht leicht gemacht wird, ihr neues 'Zentrum' auch zu erreichen. In diesem Szenario sind Mittelamerika und der Panamakanal weitere Staustufen eines Befestigungsprojektes, um den Austausch von Menschen und Gütern zwischen Süd- und Nordamerika unter Kontrolle zu bringen (Mendel 2000; 2001).

Zu Beginn unseres Beitrages hatten wir vorgeschlagen, den Süden Mexikos zu verstehen durch das Sichtbarmachen seiner Vielfalt aterritorialer, Staatsgrenzen überlagernder Räume, die durch verschiedenste Grenzüberschreitungen und Migrationsprozesse entstehen; die aber zugleich von unterschiedlichsten Gruppen umkämpft und immer wieder vermachtet werden (etwa von Maras und Paramilitärs). Zudem haben wir argumentiert, dass eben diese Entwicklungen mit dazu beigetragen haben, das Sicherheitsparadigma der USA dahingehend zu

10 "Militaries around the world are restructuring in response to new operational environments that blur distinctions between national security and public safety", heißt es in einer Analyse der mexikanischen Sicherheitskräfte; insbesondere der seit 1998 im Aufbau befindlichen PFP, die sich zu großen Teilen aus ehemaligen Soldaten rekrutiert (Turbiville 2000: 41; 2001).

verändern, dass sich der Blick von der Staatenebene auf das wandernde Individuum gewendet hat. Damit verbunden verwandeln sich die USA zunehmend in eine Festung gegenüber dem Süden. Ihr Bemühen um eine Kontrolle von Wanderungsbewegungen und Handelsrouten vergegenständlicht sich einerseits in einer Zunahme von Grenzkontrollen entlang ihrer territorialen Außengrenze. Zugleich aber haben die Vereinigten Staaten als Antwort auf die entstandenen aterritorialen Migrationsräume begonnen, neue Demarkationslinien außerhalb ihres Territoriums zu ziehen, Grenzlinien, die Mittelamerika in funktionale Räume einteilen und sich weniger an den traditionellen Grenzen staatlicher Territorien orientieren. Möglicherweise können wir hier im Zuge von "Debordering processes in the world of states" bereits ein "debordering of the world of states" beobachten (Albert/Brock 2000: 20). Dennoch bleibt fraglich, ob die in erster Linie territoriale Antwort der USA auf ein Phänomen wie die Migration, das sich zu einem großen Teil auf die Schaffung aterritorialer Räumlichkeiten stützt, aus Sicht der USA Erfolg versprechend sein kann. Für den mexikanischen Staat zumindest gehen diese Prozesse einher mit dem weiteren Verlust "effektiver Gebietsherrschaft" – nicht nur in Chiapas, sondern weit darüber hinaus.

Literaturverzeichnis

- Albert, Mathias (1996): *Fallen der (Welt-)Ordnung. Internationale Beziehungen und ihre Theorien zwischen Moderne und Postmoderne*. Opladen: Leske + Budrich.
- Albert, Mathias/Brock, Lothar (2000): "Debordering the World of States: New Spaces in International Relations". In: Albert, Mathias/Brock, Lothar/Wolf, Klaus Dieter (Hrsg.): *Civilizing World Politics. Society and Community beyond the State*. Lanham: Rowman & Littlefield, S. 19-43.
- Albert, Mathias/Jacobson, David/Lapid, Josef (Hrsg.) (2001): *Identities, Borders, Orders. Rethinking International Relations Theory*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Andreas, Peter (2002): "The Re-Bordering of America After 11 September". In: *Brown Journal of World Affairs*, VIII.2 (Winter), S. 195-202.
- Ángel Castillo, Manuel (2003): "The Mexico-Guatemala Border: New Controls on Transborder Migrations in View of Recent Integration Schemes?" In: *Frontera Norte*, 15.29 (Jan.-Juni), S. 35-64.
- Benítez Manaut, Raúl (1998): "Mexican National Security at the End of the Century: Challenges and Perspectives". In: Benítez Manaut, Raúl/Wager, Stephen J. (Hrsg.): *National Security and Armed Forces in Mexico: Challenges and scenar-*

- ios at the End of the Century* (Working Paper Series, Number 236). Washington, D.C.: Woodrow Wilson International Center for Scholars, S. 1-31.
- Bigo, Didier (2001): "The Möbius Ribbon of Internal and External Security(ies)". In: Albert, Mathias et al. (Hrsg.): *Identities, Borders, Orders. Rethinking International Relations Theory*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press, S. 91-116.
- Cope, John A. (1998): "A United States View of Strategic Balance in the Americas". In: Tulchin, Joseph S. et al. (Hrsg.): *Strategic Balance and Confidence Building Measures in the Americas*. Stanford: Stanford University Press, S. 60-75.
- Czempiel, Ernst-Otto (1993): *Weltpolitik im Umbruch. Das internationale System nach dem Ende des Ost-West-Konflikts*. München: C. H. Beck.
- Deare, Craig A. (2000): "Mexico's Search for a New Military Identity". In: *Joint Force Quarterly* (Frühjahr), S. 70-74.
- DHS (U.S. Department of Homeland Security) (2004): "Securing Our Homeland. U.S. Department of Homeland Security Strategic Plan". In: <http://www.dhs.gov/interweb/assetlibrary/DHS_StratPlan_FINAL_spread.pdf> (20. Januar 2004).
- Fábregas Puig, Andrés (1998): "Visión de la frontera sur mexicana". In: *Comercio Exterior*, 48.4 (April), S. 309-313.
- Flynt, Bill (2000): "Threat Kingdom". In: *Military Review* 80 (Juli-Aug.), S. 12-21.
- Grayson, George W. (2002): "Mexico's Forgotten Southern Border. Does Mexico practice at home what it preaches abroad?" In: *Center of Immigration Studies, Backgrounds*, Juli 2002 <<http://www.cis.org/articles/2002/back702.html>> (20. Januar 2004).
- (2003): "Mexico Alert. Mexico's Southern Flank: A Crime-ridden 'Third U.S. Border'". In: *Center for Strategic and International Studies, Hemisphere Focus*, XI.32 (22. Dez. 2003), S. 1-4.
- Griffith, Ivelaw L. (2000): "U.S. Strategic Interests in Caribbean Security". In: *Joint Force Quarterly* (Frühjahr), S. 64-69.
- Gutiérrez Sánchez, Javier (2000): *La migración indígena en la frontera sur. Causas y perspectivas*. México D.F.: INI, PNUD.
- Heal, Sid (2000): "Crowds, Mobs and Nonlethal Weapons". In: *Military Review* 80 (März-April), S. 45-50.
- Hernández, Rogelio (2004): "El sur, la frontera porosa de México". In: *Milenio semanal* 378 (13. Dez.), S. 34-35.
- Hernández Castillo, R. Aida (2001): *Histories and Stories from Chiapas: Border Identities in Southern Mexico*. Austin: University of Texas Press.
- Huffschmid, Anne (2004): *Diskursguerilla: Wortergreifung und Widersinn. Die Zapatistas im Spiegel der mexikanischen und internationalen Öffentlichkeit*. Heidelberg: Wissenschaftsverlag der Autoren.
- Huntington, Samuel P. (1993): "New Contingencies, Old Roles". In: *Joint Force Quarterly* (Frühjahr), S. 38-43.
- (2004): *Who Are We? The Challenges to America's National Identity*. New York: Simon & Schuster.

- Instituto Nacional de Migración (2004): "El INM en números". In: <<http://www.inami.gob.mx/afuente/documentos/comunicacion/presentacioninparte2nov.swf>> (20. Januar 2004).
- JFQ Forum (2000): "The Security of the Americas". In: *Joint Force Quarterly* (Frühjahr).
- Joint Chiefs of Staff (1995): *National Military Strategy of the United States of America*. Washington D.C.: U.S. Government Printing Office.
- Kruip, Gerdard (2004): "Religion, Kirche und Staat". In: Bernecker, Walter/Braig, Marianne/Höhlz, Karl/Zimmermann, Klaus (Hrsg.): *Mexiko heute. Politik – Wirtschaft – Kultur*. Frankfurt/Main: Vervuert Verlag, S. 149-173.
- Maihold, Günther (2001): "Der Plan Puebla-Panama – Mexiko entdeckt seine Südgrenze und die Beziehungen zu Zentralamerika neu". In: *Brennpunkt Lateinamerika*, Nr. 22, S. 237-243.
- Medellín, Jorge Alejandro et al. (2002): "Niega Defensa que Comando Norte implique compromisos". In: *El Universal* (19. April), S. 6.
- Mendel, William W. (2000): "Under New Ownership. It's Panama's Canal". In: *Military Review* 80 (Juli-Aug.), S. 22-31.
- (2001): "Colombia's Threats to Regional Security". In: *Military Review* 81.3 (Mai-Juni), S. 2-15.
- Office of Homeland Security (2002): *The National Strategy for Homeland Security*. Washington, D.C.: The White House.
- Ronquillo, Víctor (2004a): "Al rescate de la frontera sur". In: *Milenio semanal* 377 (6. Dez.), S. 8-11.
- (2004b): "De pandilla de barrio a amenaza para la seguridad nacional". In: *Milenio semanal* 377 (6. Dez.), S. 12-13.
- Sandoval Palacios, Juan Manuel (2003): "Migración y seguridad nacional en las fronteras sur y norte de México". Arbeitspapier für den 1er Encuentro internacional sobre desarrollo en el sur de México y Centroamérica, 4.-6. Juni 2003, Universidad Autónoma de Chiapas, San Cristóbal de Las Casas, Chiapas.
- Small, Stephen C. (2000): "Small Arms and Asymmetric Threats". In: *Military Review* 80 (Nov.-Dez.), S. 33-41.
- Smith, James (2001): "Mexico Curbs Neighbors' Migrant Flow. Deportations of U.S.-bound Central Americans are aimed at reducing nation's crime". In: *LA Times*, 2. Sept. 2001 <<http://www.globalexchange.org/countries/mexico/news/latimes090201.html.pf>> (16. Januar 2004).
- Tello Díaz, Carlos (1995): *La rebelión de las Cañadas*. México D.F.: Cal y Arena.
- Tirado, Erubiel (2005): "Ahí vienen los militares". In: *Proceso* 1471 (16. Jan.), S. 8-11.
- Turbiville Jr., Graham H. (2000): "Mexico's Multimission Force for Internal Security". In: *Military Review* 80 (Juli-Aug.), S. 41-49.
- (2001): "Mexico's Evolving Security Posture". In: *Military Review* 81.3 (Mai-Juni), S. 39-46.
- Valdez, Al (2000): "Mara Salvatrucha. A South American Import". In: <<http://www.nagia.org>> (25. Mai 2004).

- Wager, Stephen J. (1998): "Perspectives on the Mexican Military at the Turn of the Century". In: Benítez Manaut, Raúl/Wager, Stephen J.: *National Security and Armed Forces in Mexico: Challenges and scenarios at the End of the Century* [Working Paper Series, Number 236]. Washington, D.C.: Woodrow Wilson International Center for Scholars, S. 32-39.

Stefan Rinke

Grenzwahrnehmungen – Grenzüberschreitungen: Selbst- und Fremdbilder in der Geschichte der Beziehungen zwischen den Amerikas

Traditionell verbindet sich mit dem Phänomen der Grenzen zumeist eine Vorstellung von territorialer Gliederung. Grenzen machen Territorien, indem sie das eine vom anderen vermeintlich eindeutig abgrenzen. An ihnen bilden sich Unterschiede ab und an ihnen wird Fremdheit ebenso konstituiert wie Identität. Das wird im Fall von Staatsgrenzen durch die Verwendung nationaler Symbole wie Flaggen und Wappen etc. unterstrichen. Grenzen sind daher Symbole der Macht. Grenzen stehen aber auch an der Nahtstelle zwischen Territorien, dort, wo einander Fremdes aufeinander trifft. Sie stellen Verbindungen her und ermöglichen Kontakte, die nicht immer von den Machtinstanzen kontrollierbar sind. Grenzen sind also nicht nur abgrenzende Linien zwischen zwei oder mehreren in sich abgeschlossenen Systemen, sondern auch Kontaktzonen, in denen Austausch stattfindet.¹

Im Folgenden geht es um kognitive mentale Grenzen, die sich in bestimmten Wahrnehmungen vom fremden Anderen niederschlagen.² An diesem Gegenstand lässt sich die Austauschfunktion von Grenzen besonders gut demonstrieren. Die Konstruktion von Alterität, die für die Konstruktion von Grenzen – seien sie politischer oder kultureller Art – konstitutiv ist, wird in diesem Zusammenhang sehr deutlich. Für Historiker, die sich mit der Geschichte Lateinamerikas beschäftigen, waren in diesem Zusammenhang lange Zeit nur die Wahrnehmungsmuster in den Beziehungen zu Europa von Interesse.³ Aus der Sicht Europas war Amerika in seiner Gesamtheit vom Zeitpunkt der Entdeckung an die einheitliche 'Neue Welt'. Erst im Laufe einer langen

1 Zu neueren Ansätzen der interdisziplinären Erforschung von Grenzen siehe Bieswanger/Boatcă/Grzega/Neudecker/Rinke/Strobl (2003).

2 Zum Forschungskontext der historischen Perzeptionsforschung vgl. König/Rinke (1998).

3 Dazu: Todorov (1985); König (1992; 1998) und Pagden (1993).

Kolonialgeschichte kristallisierte sich eine begriffliche Differenzierung der Amerikas heraus. Seit dem 19. Jahrhundert erfolgte eine Grobeinteilung in einen nördlichen und einen südlichen, einen anglo- und einen lateinamerikanischen Teil, wobei die Heterogenität der vielen Amerikas eingeebnet wurde. Die beiden Teile – so die Vorstellung der europäischen Betrachter – unterschieden sich fundamental voneinander. Bis heute hat sich die Vorstellung von einer Zweiteilung in den Umgangssprachen erhalten. Sie impliziert häufig Wertungen, die über die Zuordnung zu einem bestimmten kulturell oder geographisch fassbaren Raum weit hinausgehen.

Die Außensicht auf die Amerikas wurde innerhalb der Subkontinente reproduziert. Zwei gegensätzliche Prozesse sorgten dafür, dass die beiderseitigen Perzeptionen des Nordens und des Südens seit dem Ende der Kolonialzeit immer wichtiger wurden: einerseits das Auseinanderlaufen der Entwicklungen von Nord und Süd, andererseits die zunehmende Verdichtung der Kontakte. Die mentalen Grenzziehungen zwischen den beiden Teilen der ‚Neuen Welt‘ wurden im 19. und 20. Jahrhundert zu einer wichtigen Grundlage der Konstruktion amerikanischer Identitäten. Diese Identitäten waren ständigem Wandel unterworfen, da sich in den symbolischen und realen Kontaktzonen immer neue Bildkonstellationen des anderen Amerikaners ergaben, die wiederum die Vorstellungen vom Eigenen beeinflussten. Außerdem standen und stehen die mentalen Grenzziehungen im Kontext von asymmetrischen Machtbeziehungen zwischen den Amerikas, die durch den Vorherrschaftsanspruch der Vereinigten Staaten gekennzeichnet sind und über zwei Jahrhunderte hinweg durch den US-amerikanischen Interventionismus geprägt waren. Diese Machtverhältnisse hatten nachhaltigen Einfluss auf die Wahrnehmungen.

Nicht zuletzt bedingt durch die vielfältigen historischen Erfahrungen gewaltsamer Kontakte in den Beziehungen zwischen Lateinamerika und den Vereinigten Staaten verdichtete sich im Lauf der Zeit die Vorstellung zweier sich gegenseitig konträr gegenüberstehender Sphären, die von einer unüberwindbaren Grenze voneinander getrennt werden. Diese Auffassung hat sich in der historischen Perzeptionsforschung dahingehend niedergeschlagen, dass man ausschließlich entweder die lateinamerikanischen Wahrnehmungen von den Vereinigten Staaten untersuchte oder umgekehrt die US-amerikanischen Bilder

von Lateinamerika.⁴ Die Wechselwirkungen zwischen den Wahrnehmungsebenen wurden dagegen wenig beachtet. Diese Austauschvorgänge finden an Grenzen statt, die sich immer dann ergeben, wenn reale oder symbolische Kontakte auftreten. Sie führen dazu, dass beispielsweise die Bilder von 'dem Angloamerikaner' Rückwirkungen auf die Selbstbilder in Lateinamerika haben.⁵ Darüber hinaus ergeben sich beide Ebenen dieser Bilder auch aus den Selbst- und Fremdbildern, die man bei den Angloamerikanern vorfindet beziehungsweise vermutet.

Um die Wechselwirkungen der Bilder vor dem Hintergrund sich verdichtender Beziehungen zwischen den Amerikas im Lauf des 19. und 20. Jahrhunderts geht es im folgenden Beitrag. Neben klassischen Textquellen werden insbesondere historische Karikaturen herangezogen, da sie Blicke auf vergangene kollektive Emotionen und Idealvorstellungen vermitteln. An Karikaturen lassen sich bestimmte Stereotype, Perzeptionen und Grundeinstellungen ablesen, die schon vorhanden und durch das Bild abrufbar sind (Rinke 2004a: 226-230). Der Schwerpunkt liegt auf dem Zeitraum von der Unabhängigkeit bis 1945, wobei Rückblicke auf die Kolonialzeit und Ausblicke auf die Zeit nach 1945 notwendig sind. Der Aufsatz versteht sich als Synthese, die kleine Ausschnitte der Perzeptionsprozesse rekonstruiert. Nicht die Gesamtheit der Bilder, sondern diejenigen, die als wiederkehrende und langlebige Muster aus der Fülle der zur Verfügung stehenden Quellen hervorstechen, sollen untersucht werden.

In der Kolonialzeit suchten und fanden die Amerikas ihre Bezugspunkte in Europa. Erste Kontakte untereinander fanden vor allem in den Grenzregionen des nördlichen Neuspanien und des karibischen Raums statt. In diesen Regionen spielten sich fast permanent Konflikte zwischen Spanien und seinen europäischen Rivalen ab. Gleichzeitig waren diese Räume Schauplatz von Ansätzen dynamischer Austauschprozesse, die sich auf einer inoffiziellen, oft auch illegalen, Ebene bewegten. Wichtig war vor allem der Schmuggelhandel, in den sich im Lauf des 18. Jahrhunderts zunehmend angloamerikanische Händler einschalteten.

4 Zur lateinamerikanischen Perspektive siehe etwa Rama (1981) und Reid (1977). Aus der Sicht der USA: Pike (1992) und Park (1995).

5 Aus stilistischen Gründen werden im Folgenden Bezeichnungen wie 'die Angloamerikaner' oder 'die Lateinamerikaner' auch ohne Anführungszeichen benutzt.

Diese Händler brachten allerdings bereits Vorurteile mit, die sich aus den in England gemäß der 'schwarzen Legende' seit langem gepflegten Vorurteilen und der Kriegspropaganda gegen Spanien, aber auch aus negativen Erfahrungen mit dem spanischen Militär speisten (Duffy 1986: 130-141). Zentral, und für spätere Wahrnehmungsmuster geradezu konstitutiv, war der konfessionelle Gegensatz. Aus ihm wurde frühzeitig die Notwendigkeit einer Expansion in den von katholischen Mächten beherrschten Süden der Amerikas abgeleitet und mit der Befreiung der dort lebenden indigenen Bevölkerung aus der Unterdrückung durch den Katholizismus begründet. Seit Sir Walter Raleigh spielte dieses Element in den englischen Expansionsbemühungen eine wichtige Rolle, ehe neuenglische Puritaner im späten 17. und 18. Jahrhundert in Gedankenexperimenten gar den Aufbau eines theokratischen 'Neuen Jerusalems' in Neuspanien anstrebten (de Onís 1952: 14-20). Betrachtet man die Kolonialzeit bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so lässt sich feststellen, dass Bilder vom anderen Amerikaner noch wenig greifbar und relevant waren.

Die Phase der atlantischen Revolutionen brachte einen Wandlungsschub. Die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Amerikas verdichteten sich bis 1825. Spanien unterstützte den Kampf der nordamerikanischen Kolonisten, obwohl der Drang zur Unabhängigkeit im Norden unabsehbare Gefahren für die eigenen kolonialen Besitzungen mit sich brachte. Später reformierte und liberalisierte die Krone auch das Handelssystem mit Amerika. Daraus resultierten zunehmende Kontakte, die in der Regel inoffiziell durch transnationale Akteure aufgenommen wurden (Linebaugh/Rediker 2000).⁶ Insbesondere intellektuelle Eliten spielten eine zentrale Rolle, wobei Kontakte im freimaurerischen Umfeld eine Grundlage boten (Rinke 2001: 105). Bei allen Unterschieden im einzelnen teilten sie doch die Ideen der Volkssouveränität und der Menschenrechte sowie die Entwicklung kreolischer Identitäten, die in der Abgrenzung von Europa einen gemeinsamen Grundzug hatten. Daher verfolgten Lateinamerikaner wie Francisco de Miranda die Geschehnisse in den englischen Kolonien und die frühe Entwicklung der Vereinigten Staaten höchst interessiert und mit Sympathie (Racine 2003). Führende Persönlichkeiten wie George Washington, Benjamin Franklin oder

6 Dazu auch noch immer die Materialsammlung bei Bernstein (1945).

Thomas Jefferson genossen ebenso hohes Ansehen wie die republikanischen Institutionen, die sie geschaffen hatten (Rama 1981: 12-19). Mit dem Beginn des Zeitalters der atlantischen Revolutionen nahmen die Bilder zwischen den Amerikas Gestalt an.

Allerdings mischten sich von Beginn auch negative Töne in die Bilder von den Vereinigten Staaten. Eine wichtige Quelle zur Erfassung dieser Bilder sind Reiseberichte. Darin finden sich kritische Betrachtungen über die vermeintlich grenzenlose Demokratisierung Angloamerikas, die vielen Beobachtern zu weit ging, weil sie soziale Schranken in Frage stellte. Ferner findet sich schon früh das Stereotyp des angloamerikanischen Materialismus. Die religiöse Toleranz der USA wurde keineswegs nur positiv beurteilt, sondern von konservativen Reisenden als Quelle sittlichen Verfalls gewertet (Reid 1977: 16-31).

Die Grenzüberschreitungen der Reisenden führten also nicht zu einem tieferen Verständnis zwischen den Amerikas. Vielmehr förderten sie die Tendenzen zur Abgrenzung von Sphären, die grundsätzlich kulturessentialistisch definiert wurden. Dieser Prozess vertiefte sich in den frühen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Als Simón Bolívar 1819 auf dem Kongress von Angostura seine Verfassungsvorstellungen entfaltete, machte er klar, dass sich die lateinamerikanischen Staaten trotz der seiner Meinung nach einzigartigen "politischen Fähigkeiten und moralische[n] Kraft" der Vereinigten Staaten und deren Vorbildcharakter von diesen unterscheiden mussten (Bolívar 1984: 50). Nach Bolívar war es eine Notwendigkeit, die gleichsam in der Natur der Sache lag, sich von den USA durch die Schaffung ganz anders gearteter, nämlich zentralistischer Institutionen mit starker Exekutive abzugrenzen.

Die Vorstellung eines Gegensatzes zu den Vereinigten Staaten war aufs Engste mit den ersten Erfahrungen des US-amerikanischen Expansionismus verbunden, durch den die bereits in der Kolonialzeit bestehende Westexpansion eine konsequente Fortsetzung fand. Die Expansion setzte 1803 mit dem Kauf Louisianas ein und weitete sich in den Folgejahren rasch auf Florida und das nördliche Neuspanien aus. Gleichzeitig wurde das Interesse an Kuba und Puerto Rico erkennbar. So war es fast schon folgerichtig, dass die Vereinigten Staaten mit der so genannten Monroe-Doktrin ihren Vormachtanspruch in den Amerikas anmeldeten. Damit erfolgte aus angloamerikanischer

Perspektive eine Abgrenzung in doppelter Hinsicht: zum einen explizit zum alten Kontinent Europa mit seinen Monarchien; zum anderen implizit aber auch innerhalb Amerikas gegenüber den Nachzüglerrepubliken des Südens, denen man die eigene Vorreiterrolle in einer besonderen 'Hemisphäre' mit spezifischem Regierungssystem vor Augen führte.

Der realpolitische Vormachtanspruch der USA stand in engem Zusammenhang mit Bildern von Lateinamerika, die trotz der gerade errungenen Unabhängigkeit negativ geprägt waren. Vor allem das durch die lange Dauer der Unabhängigkeitskriege hervorgerufene Chaos in vielen Regionen Lateinamerikas trug dazu bei, die ohnehin schon vorhandenen Vorurteile gegen die neuen Staaten und ihre Bewohner zu vertiefen. Entscheidend blieb der konfessionelle Gegensatz, aus dem grundlegende Unterschiede im 'Charakter' Anglo- und Lateinamerikas abgeleitet wurden. Schrieb Jefferson in einem Brief an Alexander von Humboldt von Lateinamerikanern, die "ihre Nacken vor ihren Priestern beugen und in der Intoleranz verharren" (Jefferson 1984: 1247), so erhärteten dies Aussagen der ersten US-amerikanischen Gesandten, die den Lateinamerikanern angesichts der verbreiteten anarchischen Zustände allgemein Hinterhältigkeit sowie einen Hang zur Kriminalität attestierten und die Ursache dafür im iberischen Erbe suchten. Die Berichte demonstrieren den hohen Grad an Ethnozentrismus und Voreingenommenheit gegenüber dem Süden in den Führungsschichten der USA der damaligen Zeit (Schoultz 1998: 13).

In Lateinamerika blieben diese Ansprüche nicht unbekannt. Führende lateinamerikanische Politiker wie vor allem Bolívar waren deswegen besorgt und stellten sich in ihren außenpolitischen Überlegungen darauf ein. Bolívars ursprüngliche Pläne für den Kongress von Panama spiegeln diese Haltung besonders deutlich wider, weil sie die Vereinigten Staaten von dem zu gründenden Staatenbund ausschlossen. Schon in Angostura hatte Bolívar ja festgestellt: "Vergegenwärtigen wir uns, dass unser Volk weder das europäische noch das nordamerikanische ist, dass es eher eine Mischung aus Afrika und Amerika ist als eine Emanation von Europa" (Bolívar 1984: 52). Diese Wahrnehmung einer Grenze zum anderen und fremden Amerikaner war für die weitere Entwicklung des Alteritätsdiskurses grundlegend.

Handelte es sich bis zur Unabhängigkeit Lateinamerikas noch um kleine Eliten, die zu Grenzgängern zwischen den Amerikas wurden

und dadurch die Bilder voneinander beeinflussten, so sollte sich die Basis im Lauf des 19. Jahrhunderts schrittweise verbreitern. Das ließ sich insbesondere auf die zunehmenden Aktivitäten der Vereinigten Staaten in Richtung Süden zurückführen. Der Ausbau der Handelsbeziehungen und eine Zunahme der Reisetätigkeit brachte mehr Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten in Kontakt miteinander. In der Öffentlichkeit hörte man nun auch abwägende Stimmen, die positive Aspekte am Bild Lateinamerikas in den Vordergrund rückten und die Sympathien betonten, welche nach wie vor in Lateinamerika für die Vereinigten Staaten gehegt wurden.

Ein wichtigerer Faktor war aber in diesem Zeitraum der US-amerikanische Expansionismus, der sich zunächst gegen die lateinamerikanischen Staaten in der unmittelbaren Nachbarschaft richtete. Die Politik der Vereinigten Staaten gegenüber Lateinamerika prägten seit dem Ende der Unabhängigkeitskriege im Süden wiederholte Interventionen, wobei unterschiedliche Methoden angewendet wurden und unterschiedliche Akteure zum Zug kamen. Zum allgemeinen territorialen Ausdehnungsbedürfnis trat nun das Bemühen um die Sicherung des freien Zugangs zu den vielversprechenden Märkten. Die US-Politik sicherte sich Privilegien durch ungleiche Verträge etwa mit Nicaragua und später mit Kolumbien und sicherte sich so die Kontrolle über die Verkehrswege. Gleichzeitig gewannen der Schutz und die Förderung US-amerikanischer Investoren in Lateinamerika zunehmend an Bedeutung. Da dies häufig innenpolitische Komplikationen provozierte, kam es in diesem Zeitraum erstmals zu den später so typischen Interventionen zum Schutz US-amerikanischer Interessen (König 1988). Gewaltanwendung mit diplomatischen und militärischen Mitteln wurde dabei zum Regelfall. Sie gipfelte in dem Krieg gegen Mexiko (1846-1848), dessen Ende für den südlichen Nachbarn große territoriale Verluste brachte (Vázquez 1977). Der Vormachtanspruch richtete sich jedoch nicht, wie in der Monroe-Doktrin angekündigt, gegen den europäischen Interventionismus in Lateinamerika. Lateinamerikanische Bitten um Unterstützung wurden bis in die 1860er Jahre nicht erfüllt.

Dieser Expansionismus wurzelte im säkularen Messianismus – der Idee des *Manifest Destiny* –, der den Auserwähltheitsglauben der Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum ergänzte und die eigene Überlegenheit nicht nur gegenüber der autochthonen Bevölkerung im Inne-

ren, sondern zunehmend auch gegenüber den Lateinamerikanern propagierte.⁷ Entwicklungen in den europäischen Sprachen, nach denen das südliche und begriffsgeschichtlich 'ältere' Amerika zusehends an den Rand gedrängt und ausgegrenzt wurde, flankierten diesen Prozess. 'Amerika', das war umgangssprachlich bald nicht nur im Deutschen die Bezeichnung für die Vereinigten Staaten, während sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Begriff 'Lateinamerika' als Bezeichnung für den südlichen Teil durchsetzte.

In den angloamerikanischen Wahrnehmungen von Lateinamerika dominierte nun stärker denn je die Betonung des Gegensatzes. Angloamerikaner, die vor Ort in Lateinamerika Erfahrungen sammeln konnten, verglichen das, was sie sahen und erlebten, mit dem aus der Heimat Gewohnten und kamen zumeist zu negativen Ergebnissen. Die Bilder vom anderen Amerikaner reicherten sich in diesem Zeitraum um Elemente an, die bis ins 20. Jahrhundert hinein prägend bleiben sollten. Die Vorwürfe beinhalteten die Unterstellung von Ignoranz, Unmoral, Unzuverlässigkeit, ja Bössartigkeit. Ferner zählten dazu die Vorurteile von Feigheit, Faulheit, Kindlichkeit und Schwäche der Bewohner Lateinamerikas. Es handelte sich dabei um Charaktereigenschaften, die oft mit Weiblichkeit gleichgesetzt wurden (Pike 1992: 47-52). Wenn der US-amerikanische Expansionismus im Lauf des 19. Jahrhunderts an seine Grenzen stieß und wenn es zu bewaffneten Konflikten kam, wiederholte man diese Defizite immer wieder. Die negativen Bilder dienten zur Legitimation dieser Konflikte. Aus den vermeintlichen Schwächen Lateinamerikas ließen sich Gegensätze konstruieren, die in der Antithese von Zivilisation und Barbarei gipfelten und von den zeitgenössischen Rassentheorien scheinbar gestützt wurden. Die 'Höherwertigkeit' der USA und das sich daraus ableitende Eroberungsstreben erhielten so den Rang von Naturgesetzen. Allerdings konnten diese Vorstellungen dem Expansionsdrang auch Grenzen setzen. So waren rassistische Argumente ein wichtiger Grund für die Abwendung der Forderung nach einer Annexion ganz Mexikos im Krieg von 1846-1848, denn dadurch hätten Mexikaner die US-amerikanischen Bürgerrechte erhalten, was die Rassisten entschieden

7 Zu diesem Thema: Stephanson (1995).

ablehnten (Schoultz 1998: 34).⁸ Hier wurde eine Grenze gezogen, die aus Sicht der Vereinigten Staaten endgültig sein sollte. Die Verschiebung der territorialen Grenzlinie zwischen den USA und Mexiko ging einher mit der Verfestigung mentaler Grenzziehungen.

Der US-amerikanische Expansionismus rief in Lateinamerika Protest hervor. In Mexiko, dem Hauptbetroffenen des US-amerikanischen Expansionismus, kam es im Zuge des Kriegs zu ersten bildlichen Darstellungen in der Presse, die zum nationalen Widerstand gegen die Invasion aus dem Norden aufriefen. In Abbildung 1 aus der Kopfzeile der Zeitschrift *El Calavera* werden die Eindringlinge abstrakt und schematisch als gieriges, kriechendes Monster dargestellt, dem sich der mexikanische *Calavera*, hier erstmals als Symbolfigur des Landes mit der Nationalflagge in der Hand, siegreich entgegensetzt.

Abb. 1: Mexiko und die US-amerikanische Invasion, 1847



Quelle: *El Calavera* Nr. 30 (Mexiko, 7.5.1847).

8 In der Tat hatten die Bewohner der von Mexiko abgetretenen Gebiete nach Artikel 8 des Friedensvertrags von Guadalupe Hidalgo (1848) ein Jahr lang Zeit, entweder die mexikanische Staatsangehörigkeit zu behalten oder die US-amerikanische anzunehmen (Holden/Zolov 2000: 32).

Auch in anderen lateinamerikanischen Ländern formierte sich um die Jahrhundertmitte eine Abwehrfront unter den gebildeten Eliten. Bolívars Idee eines panamerikanischen Zusammenschlusses ohne die Vereinigten Staaten wurde mit Blick auf die Bedrohungen aus Europa und aus den USA, die zu diesem Zeitpunkt vor allem auch Zentralamerika mit seiner strategisch günstigen Lage für einen zukünftigen Kanal betrafen, in einigen erfolglosen Kongressen weiterfolgt. Bei den Aufrufen zur lateinamerikanischen Solidarität tat sich insbesondere der chilenische Schriftsteller Francisco Bilbao hervor. In seinen Anklagen gegen den Expansionismus der USA betonte er, dass es sich bei den Angloamerikanern um einen ‘unterschiedlichen Intellekt’ handelte, der von der historischen Entwicklung profitiert hatte, während Lateinamerika mit dem negativen iberischen Erbe belastet blieb. Hatten die US-Amerikaner mit ihrer Verfassung noch ein welthistorisch bedeutendes Zeichen gesetzt, so waren sie nach Auffassung Bilbaos durch ihren Egoismus zunehmend vom rechten Weg abgewichen und vom Vorbild zur Gefahr, vom “Amerikaner zum Yankee”, geworden.⁹

Bilbao und seine lateinamerikanischen Gesinnungsgenossen äußerten sich verbittert über die Vorurteile und die Überheblichkeit der Angloamerikaner. Insbesondere durch Reisen konnten Lateinamerikaner sich nun vermehrt selbst von der Existenz dieser Stereotype überzeugen. Bilbao entwickelte die Vorstellung von einem Lateinamerika, das den von ihm als typisch angloamerikanisch bezeichneten Charaktereigenschaften wie Individualismus und Materialismus die eigenen Vorzüge von Menschenliebe, Gastfreundschaft, Kunst und Poesie entgegensetzen sollte.

Selbst die Kritiker der Vereinigten Staaten wollten den nördlichen Nachbarn jedoch keineswegs in seiner Gesamtheit verurteilen. Nach wie vor galten die USA gerade den lateinamerikanischen Liberalen als vorbildliche Republik, die das Gleichheitsideal verwirklicht hatte und in vielerlei Hinsicht bereits einen Idealzustand repräsentierte. Ferner waren sie in den Augen vieler Lateinamerikaner das Land des Wohlstands und des Fortschritts. Damit verbanden sich Bildelemente von der Zivilisiertheit und männlichen Kraft, die unter umgekehrten Vorzeichen die angloamerikanischen Vorurteile über Lateinamerikaner widerspiegeln. Besonders weite Verbreitung fanden diese Ansichten

9 So in Bilbaos Essay *La América en peligro* (Bilbao 1941).

durch die Reiseberichte des späteren argentinischen Präsidenten Domingo Faustino Sarmiento. Für Sarmiento war es ein Gebot der Stunde, das Positive, das die Angloamerikaner zu bieten hatten, zu adaptieren und für die eigene Entwicklung nutzbar zu machen. Das erschien unabdingbar, um sich in Zukunft besser gegen die Bedrohung durch die Vereinigten Staaten wehren zu können (Miller 1999: 174-175).

Diese Bedrohung nahm im Zeitalter des Imperialismus neue Formen an. In den Amerikas brachte insbesondere der Panamerikanismus unter US-amerikanischer Führung ein neues Element ins Spiel. Dabei standen wirtschaftliche Interessen der Angloamerikaner im Vordergrund. Die Handels- und Kommunikationsbeziehungen verdichteten sich und das Investitionsengagement US-amerikanischer transnationaler Wirtschaftsunternehmen in Lateinamerika wuchs. Hinzu kamen vielfältige kulturelle Kontakte, die zunehmend in beide Richtungen wirkten, etwa wenn protestantische Missionare aus den USA in den Süden gingen oder lateinamerikanische Austauschstudenten Universitäten im Norden besuchten. Die Kontakte und die Rhetorik des Panamerikanismus trugen aber kaum dazu bei, die grundsätzlichen Vorbehalte abzubauen, die in vielen Ländern Lateinamerikas gegenüber der US-amerikanischen Expansion bestand. Zu offensichtlich blieben die mit dem *Manifest Destiny* begründeten Hegemonialansprüche, die sich in der schrittweisen unilateralen Ausweitung der Monroe-Doktrin niederschlugen.

Darauf konnte ein Interventionismus aufbauen, der zwischen 1890 und 1930 seinen Höhepunkt erreichte. Wiederum war es ein Krieg, der diese Prozesse beschleunigte. Den Konflikt der Vereinigten Staaten mit Spanien von 1898/99 um die Kontrolle über Kuba beurteilten schon zeitgenössische Beobachter als Wegscheide (Bernecker 1998).¹⁰ Das lag nicht zuletzt daran, dass die Vorherrschaftsansprüche der USA und die damit verbundenen Abgrenzungen gegenüber Lateinamerika in diesem Zusammenhang offen zu Tage traten. Die formelle Inbesitznahme Puerto Ricos und die Sicherung von Interventionsrechten in Kuba, die späteren Eingriffe in zentralamerikanische und karibische Staaten sowie die Etablierung informeller Kontrollmechanismen zeichneten die US-amerikanische Lateinamerikapolitik in diesen Jahren aus. Diese Vorherrschaft in der 'westlichen Hemisphäre' aber

10 Für die globalen Zusammenhänge siehe Schoonover (2003).

bildete die Grundlage für die ‘Amerikanisierung der Welt’, die der britische Journalist William T. Stead in einem Bestseller des Jahres 1902 als “Trend des 20. Jahrhunderts” (Stead 1902) ausmachte.¹¹

Interventionismus und Auserwähltheitsglaube standen in einer engen Wechselbeziehung zu den Bildern von Lateinamerika, die in den Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum im Umlauf waren. In ihnen dominierten noch stärker als vorher die Elemente der ‘Wildheit’, ‘Barbarei’, ‘Schwäche’ und ‘Abhängigkeit’, was mit dem eigenen Selbstverständnis von Macht und Vorherrschaft korrespondierte. Die Konstruktion der Unterlegenheit Lateinamerikas erfüllte eine wichtige Funktion im notwendigen Identitätswandel der soeben zu Weltmachtstatus aufgestiegenen Vereinigten Staaten. Diese Stereotype wurden seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zunehmend in bildlichen Darstellungen der Presse wiedergegeben und fanden dadurch weite Verbreitung. Insbesondere Karikaturen spiegelten diese Vorurteile wider. Abbildung 2 präsentiert ein Beispiel aus dem Jahr 1905. Sie zeigt Onkel Sam mit Puerto Rico an der Hand, einem gepflegt wirkenden Kind. Dem gegenübergestellt ist das ‘schwarze’ und rebellische Kuba. In beiden Fällen sind die Lateinamerikaner nur Kinder, die ganz natürlich des Schutzes oder aber der erzieherischen Maßnahmen Onkel Sams bedürfen. Sie sind nicht in der Lage, ihr Schicksal unabhängig selbst zu bestimmen. Diese Darstellungen bezogen sich häufig auf konkrete Konfliktfälle wie hier auf Zentralamerika und die Karibik, doch finden sich in der Erweiterung auch zahlreiche Beispiele, die südamerikanische Länder oder Lateinamerika als Ganzes thematisieren. Die Darstellungsweisen in den Karikaturen jener Zeit ähnelten sich insofern, als sie die südlichen Nachbarn immer wieder als junge, naive Frau, als schwache Kinder oder als freche, aufmüpfige Farbige zeigten.

11 Zum Komplex der Nordamerikanisierung in Lateinamerika siehe Rinke (2004b).

Abb. 2: Onkel Sam und seine “Kinder”, 1905



Quelle: "Uncle Sam to Porto Rico". In: *Chicago Inter Ocean* (1905).

Bilder wie dieses drückten ein US-amerikanisches Selbstverständnis aus, wonach der Imperialismus nicht frei gewählt war, sondern gleichsam eine vom Schicksal vorbestimmte "Last des weißen Mannes", die die Vereinigten Staaten in Lateinamerika auf sich nehmen mussten, um die Zivilisation voranzubringen und die Barbarei zu zähmen. Damit stellten sich die USA auf eine Stufe mit Europa, das dieser vermeintlichen Pflicht seinerseits in Afrika und Asien nachkam. Vom

reinen Machtstreben der Europäer hoben sich die eigenen Aktivitäten nach Auffassung der Angloamerikaner aber dadurch positiv ab, dass man formelle Kolonialerwerbungen vermied. Die USA behielten auf diese Weise vermeintlich ihre moralische Führerschaft bei (Rinke 2002: 67). Für die Aufrechterhaltung der Idee einer moralischen Superiorität hatten die US-amerikanischen Bilder von Lateinamerika große Bedeutung. Der andere Amerikaner war darin nicht mehr wie noch zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein ernstzunehmender Gegner, sondern ein schutzbedürftiges barbarisches Kind.

Allerdings führte diese Abgrenzung vom 'barbarischen' Amerika des Südens und die daraus resultierende kolonialistische Vertiefung der Polarität von Nord und Süd auch zu Gegenreaktionen, die ihrerseits stereotype Darstellungen des Anderen benötigten, um Eigenes zu konstruieren. Unter dem Eindruck des Spanisch-US-amerikanischen Krieges von 1898/99 warnten viele Intellektuelle vor der "Yankee-Gefahr".¹² In diesen Jahren ließ sich eine Wiederentdeckung des angloamerikanischen Nachbarn erkennen, die sich in den Werken eines José Martí, José Enrique Rodó oder Rubén Darío niederschlug und in eine Abgrenzung mündete. In vielerlei Hinsicht ähnelten die in diesem Zusammenhang formulierten Argumentationen dem, was schon 50 Jahre zuvor im Kontext des US-amerikanisch-mexikanischen Krieges etwa von Bilbao vorgebracht worden war. Ins Zentrum rückte die Kritik an der als materialistisch eingeschätzten US-amerikanischen Zivilisation, der eine genuine Identität Lateinamerikas entgegengesetzt werden sollte, die – je nach Geschmack – auf einem lateinischen, spanischen und/oder indigenen bzw. afrikanischen Erbe aufbauen sollte. Lateinamerika stilisierte man im grundlegenden Gegensatz zu den Vereinigten Staaten häufig als Verkörperung von Idealismus, Ethik, Wissenschaft und Kunst.

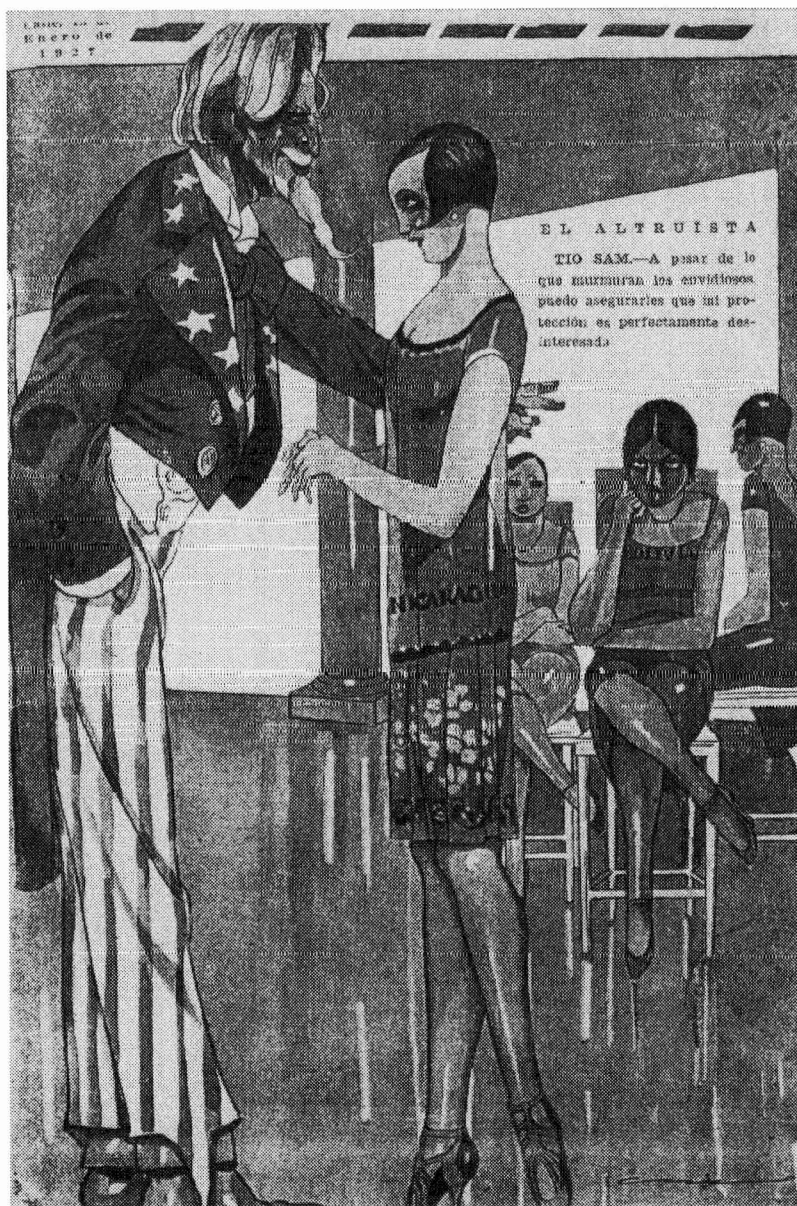
Ergänzend zu dieser geistigen Erneuerung und oft in engem Zusammenhang damit stand der Antiimperialismus, der insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg angesichts des krassen Interventionismus der Vereinigten Staaten an Bedeutung gewann. Diese Gemengelage trug zur Verdichtung des Bildes vom gierigen Onkel Sam bei, der ganz Lateinamerika vergewaltigen und versklaven wollte. Das ge-

12 Der argentinische Publizist Manuel Ugarte benutzte 1901 den Begriff "el peligro yanqui" als Titel eines vielgelesenen Essays (Ugarte 1978: xviii).

schah nicht zuletzt durch die medienwirksame Popularisierung des abstoßenden Yankees unter anderem durch Karikaturen und andere visuelle Darstellungen. Abbildung 3 zeigt eine Karikatur aus der chilenischen Satirezeitschrift *Sucesos* dieser Jahre. Die Zeichnung präsentiert die Auseinandersetzung mit Onkel Sam, dem Sinnbild der USA, der hier als bedrohlich wirkender alter Lustmolch erscheint. Die Karikatur entstand im Kontext der in Lateinamerika viel kritisierten US-amerikanischen Interventionen in diesem Zeitraum. Interessanterweise werden auch aus dieser lateinamerikanischen Perspektive die Republiken Nicaragua und Bolivien als junge Frauen dargestellt, von denen die erste, das schamrote Fräulein Bolivia, bereits gelernt hat, was es heißt, den Schutz des Onkels zu genießen, während Fräulein Nicaragua gerade dabei ist, dem Werben nachzugeben. Die Selbstdarstellung Lateinamerikas als hilflose junge Frauen, wehrlose Kinder oder auch als arglose Märchengestalt wie Rotkäppchen fand sich häufig, wenn es um die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ging. Sie korrespondierte mit den US-amerikanischen Vorstellungen von Lateinamerika.

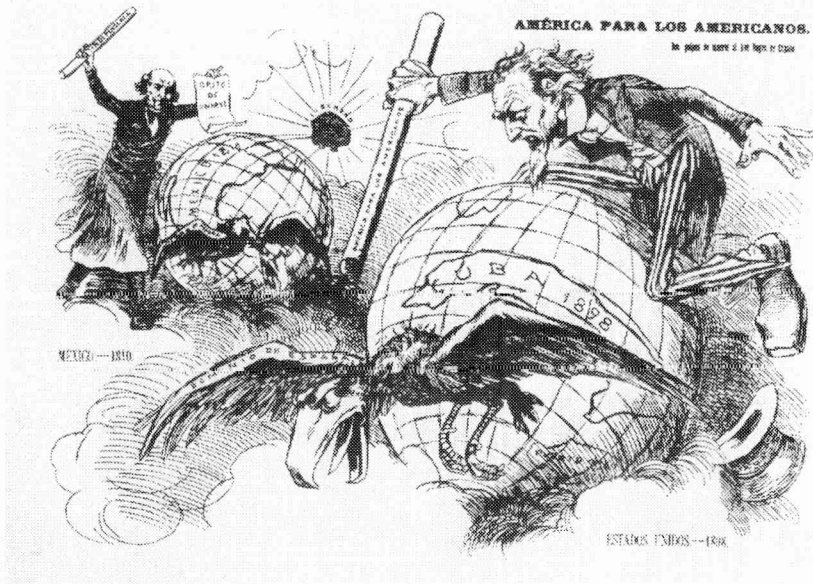
Die Kritik an einer “friedlichen Penetration” Lateinamerikas durch die Investitionen und Dollaranleihen des großen angloamerikanischen Nachbarn wurde aber begleitet durch die damit einhergehende Verbreitung der Populärkultur aus den Vereinigten Staaten. Im Zusammenspiel mit der Urbanisierung und dem Aufstieg der Mittelschicht führte der Wohlstand mancherorts zu Ansätzen einer Konsumgesellschaft, durch die breitere Bevölkerungsschichten in engeren Kontakt mit den Erzeugnissen der US-amerikanischen Zivilisation kamen. Die Zahl der Grenzgänger, die beispielsweise durch den Genuss US-amerikanischer Jazz-Musik oder Kinofilme in symbolischen Kontakt mit den USA kamen, nahm dadurch bisher unbekannte Ausmaße an und wuchs beständig. Damit traten Elemente in den lateinamerikanischen Bildern von den Vereinigten Staaten in den Vordergrund, die in der Forschung aufgrund der einseitigen Konzentration auf den antiimperialistischen Diskurs oft vernachlässigt wurden. So war etwa schon der Krieg von 1898/99 keineswegs nur eine Ursache antiamerikanischer Stimmungen. Der Karikaturist der mexikanischen Zeitschrift *El Hijo del Ahuizote* stellte die Vertreibung der Spanier durch den mit einem Knüppel mit der Aufschrift “Amerika den Amerika-

Abb. 3: Der gierige Onkel Sam, 1927

"El altruista". In: *Sucesos* (13.1.1927), S. 1.

nern” bewaffneten Onkel Sam in eine Traditionslinie mit dem *Grito de Dolores* des mexikanischen Unabhängigkeitskämpfers Miguel Hidalgo von 1810 (Abbildung 4). Die Vereinigten Staaten erschienen gleichsam als Vollender der lateinamerikanischen Unabhängigkeit.

Abb. 4: Die Vertreibung der Spanier, 1810 und 1898



“América para los americanos”. In: *El Hijo del Ahuizote* (18.9.1898).

Selbst Martí und Rodó hatten ja bei aller Kritik am US-amerikanischen Expansionismus nicht gezögert die fortschrittlichen Elemente der Zivilisation der Vereinigten Staaten zu betonen und ihre Bewunderung darüber auszudrücken. So lehnte Martí rassistische Verallgemeinerungen ab und betonte auch die positiven Eigenschaften der Angloamerikaner.¹³ Wie schon Bilbao sahen auch Martí und Rodó die

13 Siehe dazu etwa die Passage bei Martí: “Auch dem blonden Volk des Kontinents darf man nicht aus dörflicher Antipathie eine angeborene und unabwendbare Bösartigkeit unterstellen, bloß weil es unsere Sprache nicht spricht, das Haus anders sieht als wir dies tun, [...]” (Martí 1982: 67).

Notwendigkeit, sich mit dem US-amerikanischen Vorbild kritisch auseinander zu setzen. Entwicklung, so sahen es viele liberale Modernisierer dieser Zeit, konnte nur über eine erfolgreiche Adaption des US-amerikanischen Modells erfolgen.

Erst als die sozialen Folgen der Weltwirtschaftskrise überall zu spüren waren, relativierte sich diese Sichtweise der Vereinigten Staaten wieder. Die USA hatten als wichtigster Repräsentant des kapitalistischen Wirtschaftssystems gegolten, das ab 1930 unterzugehen schien. Die Verwundbarkeit dieses Systems zeigte die Verwundbarkeit der USA und erschütterte den Glauben an die bisherigen Entwicklungswege. Die Abhängigkeit von den Yankees zeigte sich, als man die Sogkraft des Untergangs zu spüren bekam, der vom Börsenkrach in New York ausging. Damit erwies sich der Traum vom Wohlstand als Chimäre. Der radikale Bruch der kurzlebigen Prosperität provozierte einen Schock, der nur schwer zu verdauen war. Im Verlauf der Weltwirtschaftskrise nahmen die USA in vielen Ländern Lateinamerikas den Charakter eines Sündenbocks für die Fehlentwicklungen an, was nicht zuletzt auf die protektionistische Handelspolitik und auf das Verhalten vieler Investoren aus dem Norden zurückzuführen war. Der Antiimperialismus wurde zu einem Anti-US-Amerikanismus.¹⁴

In den Vereinigten Staaten lösten diese Entwicklungen einen Um Denkprozess aus. Schon in den zwanziger Jahren hatte es heftige Kritik linksliberaler Intellektueller an der Lateinamerikapolitik Washingtons gegeben. Der spätere Präsident Herbert Hoover prägte während einer Lateinamerikareise bereits 1928 den Begriff der "guten Nachbarschaft". Doch erst unter seinem Nachfolger Franklin Delano Roosevelt bildete dies das Axiom einer neuen Politik, die den militärischen Interventionismus einstellte und die Souveränität der lateinamerikanischen Nachbarn respektierte (Gellman 1979: 12). Ließen sich damit aber die Gegensätze überwinden?

Sicherlich gab es Ansätze in dieser Richtung, ja sogar Begeisterung für die Nachbarn im Süden, die zumal in den 1920er und 1930er Jahren von einer Welle von US-amerikanischen Touristen entdeckt wurden. Bei manchen dieser Grenzgänger standen mexikanische Volkskultur, Tänze und Kunst besonders hoch im Kurs. Dies blieb jedoch auf ein linksliberales, vor allem akademisches Milieu begrenzt,

14 Siehe dazu zahlreiche Beispiele in O'Brien (1996).

das sich selten von exotisierenden Vorstellungen vom südlichen Nachbarn löste.¹⁵ Da die US-amerikanischen Touristen 'typisch mexikanische' Dinge suchten, wurden diese vor Ort in Mexiko so hergestellt, dass sie dem Geschmack der *gringos* entsprachen. Hier ergänzten sich Bilder und Erwartungshaltungen zwischen Nord und Süd wiederum wechselseitig (Pérez Montfort 2004).

Die Politik der guten Nachbarschaft war nicht uneigennützig, denn sie stand im Kontext der Sorge der Vereinigten Staaten vor der Bedrohung durch den europäischen Faschismus, die sich gerade in wirtschaftlicher Hinsicht auch in Lateinamerika bemerkbar machte. Während des Zweiten Weltkriegs gelang es den USA, die lateinamerikanischen Staaten besonders durch wirtschaftliche Hilfsprogramme und durch Propaganda zu gemeinsamen Maßnahmen zu bewegen. Das nährte Hoffnungen darauf, dass die beiden Sphären sich auf dieser Grundlage lernfähig zeigen und dem Mythos von Amerika als einer neuen und besseren Welt realen Gehalt verleihen würden. Der Rhetorik der politischen Gleichberechtigung stand die Vertiefung der wirtschaftlichen Abhängigkeit gegenüber. Dass sich mit der neuen Politik die Grenzen in den Köpfen der US-Amerikaner gegenüber den Latinos nur unwesentlich veränderten, lässt sich wiederum an Karikaturen verdeutlichen.

In Abbildung 5, einer Karikatur aus dem Jahr 1934, ist die Figur des Latino immerhin schon erwachsen. Die nachbarschaftlichen "Äpfel des guten Willens", die im Rahmen der neuen Politik von Präsident Roosevelt verteilt werden, sind Symbole für die Versprechen von Respekt und Gleichberechtigung. Diese Gaben sind jedoch keine Selbstverständlichkeit. Das Bild vermittelt, dass der reiche Nachbar Roosevelt dem Ärmeren zwar von seinem Überfluss abgibt, dafür aber auch Dankbarkeit erwartet. Ferner fällt der Größenunterschied zwischen den beiden Figuren ins Auge, der – wenn auch wesentlich geringer als noch in der weiter oben gezeigten Karikatur von 1905 (Abbildung 2) – bei aller Annäherung die weiter bestehende Hierarchie zwischen den beiden Amerikas klar zum Ausdruck bringt.

15 Siehe dazu die Studien von Delpar (1992) und Oles (1993).

Abb. 5: Die gute Nachbarschaft, 1934

“Neighborly Call”. In: *Newark Evening News* (1934).

Die Karikatur von 1928 (Abbildung 6) zeigt die mit der Kurskorrektur auf US-amerikanischer Seite verbundenen Hoffnungen. Hier ist Lateinamerika als attraktive *Señorita* dargestellt, die mit Freude feststellt, dass sich ihr Galan Onkel Sam, der von Hoover eingeführt wird, von den verzerrenden bildlichen Darstellungen, die sie bislang von ihm kannte, sehr vorteilhaft abhebt. Interessant ist hier die Perspektive der Bilder innerhalb des Bildes. Die Porträts vom “Koloss des Nordens”, vom “Dollar-Diplomaten” und vom “Imperialisten” zeigen Wahrnehmungen, die in Lateinamerika zu dieser Zeit von Onkel Sam vorherrschten. Erst das Nachdenken über diese Wahrnehmung von außen, so lässt sich schließen, bringt letztlich die politische Umkehr

hin zur Politik der guten Nachbarschaft, die dann ab 1933 unter Hoovers Nachfolger umgesetzt wird.

Abb. 6: Die Bilder im Bild, 1928



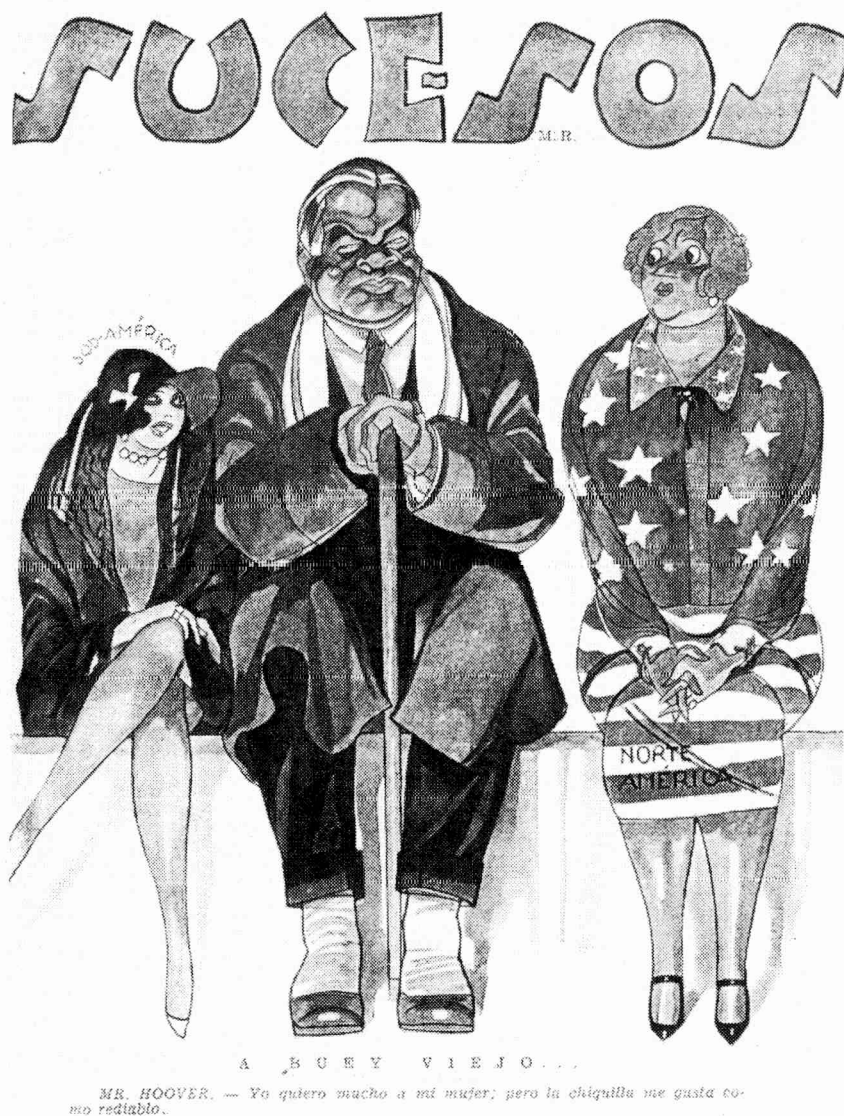
“Not as Bad as Painted”. In: *Culver Citizen* (1928).

Wiederum weist die lateinamerikanische Sichtweise desselben Zusammenhangs Parallelen auf. Karikaturisten wählten häufig ebenfalls eine Frau als Symbol für Lateinamerika. In Abbildung 7 wirkt diese junge Frau allerdings weit weniger naiv als die *Señorita* der US-amerikanischen Zeichnung. Südamerika wird als zumindest zweideutiger *Flapper* dargestellt, die den Annäherungsversuch Hoovers durchaus erwidert. Welche Absichten das „alte Rindvieh“ („buey viejo“), dem nach dem alten Sprichwort die „jungen Weiden“ am besten schmecken, dabei verfolgte, wurde aber offen gelassen.¹⁶ Auffällig ist auch, dass Hoover in dieser Karikatur als alter Mann abgebildet wird, während ihn die US-amerikanische Zeichnung noch als jugendlich attraktiven Typen zeigt. Die massive Präsenz Hoovers in diesem Bild weist darauf hin, dass bei aller Sympathie für die Politik der guten Nachbarschaft ein hohes Maß an Skepsis gegenüber den dahinter stehenden Intentionen der Nordamerikaner bestehen blieb.

Zeigt sich bereits in dieser Karikatur der Einfluss der US-amerikanischen Bilder von Lateinamerika auf die lateinamerikanischen Auto-stereotype an der Übernahme des von außen herangetragenen Bildes der jungen Frau, so wird dieser Zusammenhang im Werbeplakat von Abbildung 8 noch deutlicher, das die mexikanische Tourismusbehörde 1943 für eine Werbekampagne in den USA in Auftrag gab. Jorge González Camarena präsentierte sein Land erneut als junge attraktive Frau, die in einer exotischen Umgebung mit Papagei, Bananenstauden und mit Aztekenmuster geschmückter Bluse dem US-amerikanischen Betrachter, für dessen Auge sie bestimmt war, nicht nur die reiche Ernte der Früchte des Landes darbringt, sondern – wie die Form der Darstellung impliziert – sich gleichsam selbst mit darbringt. Stereotype Vorstellungen von Lateinamerika fanden auf diese Weise ebenso Eingang in die Bildsprache Lateinamerikas wie umgekehrt lateinamerikanische Stereotype vom Yankee sich in den Selbstbildern der Vereinigten Staaten wiederfinden.

16 Das Sprichwort, auf das sich der Titel der Karikatur bezieht, lautet: „A buey viejo, pasto tierno.“

Abb. 7: Die Attraktivität Südamerikas, 1928



“A buey viejo”. In: *Sucesos* (20.12.1928).

Abb. 8: Mexikanisches Tourismuswerbeplakat, 1943



Jorge González Camarena, *Visit Mexico* (Poster 1943).

Die Überwindung der Grenzen durch zunehmende direkte Kontakte – zum Beispiel durch Reisen – oder indirekte Berührungen – beispielsweise durch die US-amerikanische Massenkultur – führte also nur scheinbar dazu, dass sich die Vorstellung von gegensätzlichen, klar voneinander abgegrenzten Welten entscheidend gewandelt hätte. So schrieb der chilenische Reisende Benjamín Subercaseaux 1943:

Nur wenn die Völker wieder untereinander Kontakt aufnehmen, kann ein echtes Verständnis zwischen dem Mann von der Straße und jenem anderen Mann von der Straße entstehen, die sich vorher nicht kannten. [...] Es kommt aber vor, dass, während wir zuvor voneinander getrennt waren, weil wir uns wenig kannten, wir uns heute noch mehr voneinander entfernen, weil wir uns nur zu gut kennen (Subercaseaux 1943: 231-232).

Ob die Kenntnisse zwischen beiden Sphären tatsächlich "zu gut" waren, erscheint zweifelhaft. Tatsache ist, dass trotz des guten Willens auf beiden Seiten an eine Überwindung der Gegensätze selbst in der Phase der guten Nachbarschaft nicht zu denken war. Die Skepsis der Lateinamerikaner sollte sich nach Ende des Zweiten Weltkriegs als begründet erweisen. Die Hoffnungen auf wirtschaftliche Zusammenarbeit erfüllten sich nicht, da die Hilfe an Lateinamerika dem Wiederaufbau Europas untergeordnet wurde. Auch das im Kampf gegen den Faschismus eingegangene Demokratieversprechen lösten die USA nicht ein. Lateinamerika sollte in der neuen Konzeption der US-Außenpolitik erneut die Rolle eines Juniorpartners einnehmen, diesmal im Kampf gegen den Kommunismus. Dabei war den US-Amerikanern auch die Unterstützung lateinamerikanischer Diktatoren recht. Selbst der Interventionismus erfuhr eine neue Legitimation, wenngleich im Gewand multilateraler panamerikanischer Abmachungen. Seit den 1950er Jahren häuften sich die direkten und indirekten Interventionen wieder. Es gab vielfältige Gründe dafür: Häufig stand dahinter, dass lateinamerikanische Regierungen soziale Reformen anstrebten oder durch Nationalisierungen das Eigentum US-amerikanischer Investoren bedrohten.

Unter lateinamerikanischen Intellektuellen löste dies Enttäuschung aus, die sie seit Beginn des Kalten Krieges eine kritische Distanz zu den USA bewahren ließ. Anstatt sich für den US-amerikanischen oder kommunistischen Weg zu entscheiden, suchten viele nach einer dritten Option. Die neuen sozialwissenschaftlichen Theorien waren ein Ausdruck der Sensibilität im Verhältnis zu den USA. Dieser Faktor

bildete eine Grundbedingung für die Neubestimmung der Position Lateinamerikas, das sich nun als Bestandteil einer 'Dritten Welt' verstand. Auch die mit viel Optimismus gestartete UNO-Dekade der Entwicklung (1955-1965) und die damit eng verzahnte US-Politik der "Allianz für den Fortschritt" änderten nichts daran.

Aufgrund der Wahrnehmung einer schleichenden Vereinnahmung der Welt durch den "American way of life" blieb die Beschäftigung mit den Vereinigten Staaten nicht mehr einseitig die Domäne intellektueller Eliten. Mit dem schrittweisen Wachstum der Mittelschichten, der zunehmenden Verstädterung und Industrialisierung, der Ausweitung der politischen Partizipation sowie dem Populismus in den lateinamerikanischen Staaten nahmen nun auch zunehmend breitere gesellschaftliche Schichten daran teil. Dies führte allerdings nicht zur Auflösung von Stereotypen. Seit der kubanischen Revolution vollzog sich eher eine Vertiefung der gegensätzlichen Extrempositionen, wonach die Vereinigten Staaten entweder als "Paradies auf Erden" oder als bedrohliche "imperialistische Krake" gesehen wurden. Massen- und öffentlichkeitswirksam verbreitete sich seit den späten 1950er Jahren vor allem die zweite Position, wie etwa die Reaktionen auf die Reisen von Vizepräsident Richard Nixon 1958 oder vom Sonderbeauftragten Nelson Rockefeller 1969 bewiesen.

Das Thema Entwicklung bestimmte die lateinamerikanischen Identitätsdiskurse nach 1945. Ein Hindernis auf dem Weg dorthin war die Abhängigkeit vom Ausland, deren Beseitigung die Grundbedingung für einen authentischen Entwicklungsweg zu sein schien. Eine zentrale Stellung nahm dabei die Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten ein. Das hatte bereits früher gegolten. Nun aber hatten sich wichtige Parameter geändert. Mit dem Aufstieg der neuen Sozialwissenschaften verdrängte der Faktor 'Klasse' den der 'Rasse'. Nicht mehr die Rodósche Antithese von Idealismus und Materialismus, sondern der Gegensatz von arm und reich stand im Mittelpunkt. Die Dichotomien blieben jedoch erhalten. Umgekehrt traten auch in den US-amerikanischen Bildern von Lateinamerika stärker als im 19. Jahrhundert, als vor allem angeblich fehlende Zivilisiertheit und moralische Defizite im Zentrum der negativen Bilder gestanden hatten, nun Elemente wie die wirtschaftliche Unterentwicklung, die politische Instabilität und die Radikalität in den Vordergrund.

Haben sich die Dichotomien vor dem Hintergrund des Endes des Kalten Kriegs in den letzten 15 Jahren aufgelöst? Hat man gelernt mit den Unterschieden zu leben? Das Urteil fällt ambivalent aus. Der Beginn dieses neuen Zeitraums 1989 zeichnete sich durch erneute Interventionen aus, die das nach der Reagan-Ära ohnehin getrübt Bild der USA weiter verdunkelten. Die Abrechnung mit General Noriega in Panama Ende 1989 gab einen Vorgeschmack auf Praktiken US-amerikanischer Außenpolitik im neuen Jahrtausend. Die von den Vereinten Nationen sanktionierte Intervention in Haiti 1994 trug einen anderen Charakter – problematisch blieb sie angesichts des historischen Erbes dennoch. Das galt noch viel stärker für die Fortsetzung des Boykotts gegen Kuba, der in ganz Lateinamerika auf Ablehnung stößt. Auch die Freihandelszone NAFTA wurde bereits bei ihrer Gründung 1994 heftig kritisiert. Ihr Ausbau ist weiterhin höchst umstritten. Hinzu kommt eine innenpolitische Tendenz zur Abschottung von den lateinamerikanischen Immigranten. Auch die neuesten Maßnahmen der US-Einwanderungsbehörden zur schärferen Überprüfung von Einreisenden aus Lateinamerika scheinen nicht als vertrauensbildende Maßnahme geeignet. Die negativen Bilder von den US-Amerikanern gewinnen durch diese politischen Entwicklungen an Bedeutung. Die Grenzen in den Köpfen werden dadurch weiter vertieft. Das zeigte sich an den Reaktionen auf die Attentate in den USA vom 11. September 2001. Kritische Kommentare über die weltpolitische Hybris der USA begleiteten die offiziellen Traueradressen. Andererseits – und das ist für die Wahrnehmungen der letzten 15 Jahre mindestens ebenso wichtig – gab es noch nie so viele Kontakte zwischen den Amerikas wie heute. Migrationen von Menschen und Kapital, moderne Kommunikationstechnologien, kurz all das, was wir heute unter dem schillernden Begriff der Globalisierung fassen, schaffen ständig neue Kontaktzonen. In ihnen entstehen neue hybride Identitäten, deren Auswirkungen auf die Bilder vom anderen Amerikaner sich erst noch zeigen werden.

Die Ambivalenz von Grenzen als Trennlinie und Kontaktzone zeigt sich am Beispiel der mentalen Grenzziehungen zwischen den Amerikas durch Bilder vom Anderen besonders deutlich. Die historischen Grenzwahrnehmungen standen im Zeichen einer zunehmenden Vertiefung der Polarität in der Vorstellung vom Eigenen und vom Fremden, die im Zeitalter der atlantischen Revolutionen begann und sich später vor allem immer dann vertiefte, wenn es zu Krisen in den

Beziehungen zwischen den Amerikas kam. Die Entwicklung war bereits durch die Grundkonstellation des konfessionellen und machtpolitischen Gegensatzes zwischen den Mutterländern England und Spanien stark beeinflusst, der sich auf die Kolonien übertrug. Durch die Wiederholung der Stereotype und die kontinuierliche Re-Konstruktion der Verschiedenheit wurde für die amerikanische Polarität der scheinbar unanfechtbare Status von unverrückbaren Grenzen konstruiert. Dabei spielte auf beiden Seiten die Idee des Gegensatzpaares von Zivilisation *versus* Barbarei eine wichtige Rolle. Sie implizierte immer auch eine Hierarchisierung.

Seit dem 19. Jahrhundert verbanden sich aus Sicht immer breiter werdender sozialer Schichten in Lateinamerika mit den Bildern von den USA Elemente wie Fortschritt, Wohlstand und Demokratie. Diese Wahrnehmungen machten die Grenzen der eigenen Entwicklung schmerzhaft deutlich und führten zu Gefühlen der Unterlegenheit. Im 20. Jahrhundert gewann der nördliche Nachbar für viele Menschen aus den sozialen Unterschichten Lateinamerikas den Charakter eines zunächst noch utopischen, dann aber durch neue Migrationsmöglichkeiten zunehmend realer werdenden Fluchtpunktes. Die sozialen Eliten, die den öffentlichen Alteritätsdiskurs bestimmten, bemühten sich angesichts des US-amerikanischen Interventionismus um eine klare Abgrenzung. Sie suchten diese zunächst in einer Umkehrung der Gegensätze, indem sie vermeintliche eigene Schwächen in Stärken uminterpretierten. Später fanden sie die Abgrenzung dann im lautstarken Antiimperialismus unterschiedlicher politischer Couleur. Doch auch große Teile dieser Eliten waren schon früh davon überzeugt, dass nur eine – wenn auch kritische – Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten zum Erfolg führen und Lateinamerika aus seinem Entwicklungsrückstand herausführen könnte.

Aus der angloamerikanischen Perspektive war Lateinamerika ebenfalls das absolut Andere, doch dienten die Bilder hier lange Zeit eher der Herrschaftslegitimation und des Anspruchs auf Weltgeltung. Dabei hatten auch die Bewunderung und die Befürchtungen, die man in Lateinamerika gegenüber den Vereinigten Staaten hegte, ihre Wirkung auf die US-amerikanischen Selbstbilder. Durch die Wiederholung und Ergänzung der Bilder vom unterentwickelten und barbarischen lateinamerikanischen Anderen betonte man den Unterschied zum eigenen Fortschritt und zur eigenen Macht. Aus den eigenen

Entwicklungserfolgen, die sich vor dem Hintergrund der lateinamerikanischen Defizite positiv absetzten, wurde die Höherwertigkeit der eigenen Moral, Kultur und "Rasse" abgeleitet. Der Kontext des Rassismus des 19. und 20. Jahrhunderts festigte das Selbstverständnis von der Einmaligkeit der Vereinigten Staaten und von ihrer von der Vorsehung bestimmten Rolle in der Welt. Die Grundvorstellung der Überlegenheit blieb auch dann noch erhalten, als die Rhetorik der guten Nachbarschaft bereits einen Einstellungswandel vortäuschte.

Phasenweise traten die Gegensätze in den Hintergrund und Gemeinsamkeiten amerikanischer Identitäten rückten ins Zentrum, die sich auch in den Bildern voneinander niederschlugen. Diese reichten von Appellen zur antikolonialen Solidarität in der Phase der Unabhängigkeitsbewegungen über den neuen Panamerikanismus, die Politik der guten Nachbarschaft oder die Allianz für den Fortschritt bis hin zur NAFTA. Problematisch war allerdings, dass es sich dabei zumeist um US-amerikanische Initiativen handelte, mit denen Lateinamerika für die eigenen politischen Ziele eingespannt werden sollte. Auch Partnerschaft wurde im gesamtamerikanischen Rahmen in klar abgegrenzten Machthierarchien gedacht.

Doch auch die Gegensätze ergaben sich letztlich aus der Wechselseitigkeit der Perzeptionsprozesse und diese wiederum hatten auf die Gestaltung der politischen Beziehungen entscheidenden Einfluss. Die Vorstellungen von eigener Macht oder Machtlosigkeit, von eigener Entwicklung oder Defizit speisten sich immer aus der Wahrnehmungen dessen, was man jenseits der Grenzen beim anderen Amerikaner erkannte oder zu erkennen glaubte. Diese Wahrnehmungen konnten sich aber nur dort bilden, wo ein wie auch immer gearteter Kontakt stattfand. In dieser Hinsicht waren die durch die Bilder vom Anderen geschaffenen Grenzen eben auch Kontaktzonen, die sich durch Austausch gegenseitig konstituierten.

Literaturverzeichnis

- Barajas, Rafael (2000): *Historia de un país en caricatura: Caricatura mexicana de combate (1826-1872)*. México D.F.: CONACULTA.
- Bernecker, Walther L. (Hrsg.) (1998): 1898: *Su significado para Centroamérica y el Caribe: ¿Cesura, cambio o continuidad?* Frankfurt/Main.: Vervuert.
- Bernstein, Harry (1945): *Origins of Inter-American Interest, 1700-1812*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Bieswanger, Markus/Boatcă, Manuela/Grzega, Joachim/Neudecker, Claudia/Rinke, Stefan/Strobl, Christine (Hrsg.) (2003): *Abgrenzen oder Entgrenzen: Zur Produktivität von Grenzen*. Frankfurt/Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Bilbao, Francisco (1941): *La América en peligro, evangelio americano, sociabilidad chilena*. Santiago de Chile: Ercilla.
- Bolívar, Simón (1984): *Reden und Schriften zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft*. Hrsg. von Hans-Joachim König. Hamburg: Institut für Iberoamerikakunde.
- Delpar, Helen (1992): *The Enormous Vogue of Things Mexican: Cultural Relations between the United States and Mexico 1920-1935*. Tuscaloosa: University of Alabama Press.
- Duffy, Michael (1986): *The Englishman and the Foreigner*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Friedman, Max Paul (2003): *Nazis and Good Neighbors: The United States Campaign Against the Germans of Latin America in World War II*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gellman, Irwin F. (1979): *Good Neighbor Diplomacy: United States Policies in Latin America, 1933-1945*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Holden, Robert H./Zolov, Eric (2000): *Latin America and the United States: A Documentary History*. New York: Oxford University Press.
- Jefferson, Thomas (1984): *Writings*. New York: Literary Classics of the United States.
- Johnson, John J. (1980): *Latin America in Caricature*. Austin: University of Texas Press.
- Joseph, Gilbert M./Legrand, Catherine C./Salvatore, Ricardo D. (Hrsg.) (1998): *Close Encounters of Empire: Writing the Cultural History of U.S.-Latin American Relations*. Durham: Duke University Press.
- König, Hans-Joachim (1988): "El intervencionismo norteamericano en Iberoamérica". In: *Historia de Iberoamérica*. Bd. III: *Historia Contemporánea*. Madrid: Cátedra, S. 405-478.
- (1992): *Die Entdeckung und Eroberung Amerikas, 1492-1550*. Freiburg: Ploetz.
- (1998): "Entstehen, Fortwirken und Wandlungen der Amerikabilder im deutschen Sprachraum seit 1492: Ein Überblick". In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *Transatlantische Perzeptionen. Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Heinz, S. 25-59.

- König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.) (1998): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Heinz.
- (2004): *North Americanization of Latin America? Culture, Gender, and Nation in the Americas*. Stuttgart: Heinz.
- Linebaugh Peter/Rediker, Marcus (2000): *The Many Headed Hydra: Sailors, Slaves, Commoners, and the Hidden History of the Revolutionary Atlantic*. Boston: Beacon Press.
- Martí, José ([1891] 1982): "Unser Amerika". Übers. Ottmar Ette. In: Rama, Angel (Hrsg.): *Der lange Kampf Lateinamerikas. Texte und Dokumente von José Martí bis Salvador Allende*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 56-67.
- Miller, Nicola (1999): *In the Shadow of the State. Intellectuals and the Quest for Identity in Twentieth Century Spanish America*. London: Verso.
- O'Brien, Thomas F. (1996): *The Revolutionary Mission: American Enterprise in Latin America, 1900-1945*. New York: Cambridge University Press.
- Oles, James (1993): *South of the Border: Mexico in the American Imagination 1914-1947*. Washington: Smithsonian Institution Press.
- Onís, José de (1952): *The United States as Seen By Spanish American Writers*. New York: Hispanic Institute of the United States.
- Ostendorf, Berndt (Hrsg.) (2002): *Transnational America: The Fading of Borders in the Western Hemisphere*. Heidelberg: Winter.
- Pagden, Anthony (1993): *European Encounters with the New World from Renaissance to Romanticism*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Park, James William (1995): *Latin American Underdevelopment: A History of Perspectives in the United States*. Baton Rouge: Louisiana State University Press.
- Pérez Montfort, Ricardo (2004): "'Down Mexico way': Stereotypes and American Tourism in Mexico from 1920 to 1940". In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *North Americanization of Latin America? Culture, Gender, and Nation in the Americas*. Stuttgart: Heinz, S. 231-252.
- Pike, Fredrick B. (1992): *The United States and Latin America: Myths and Stereotypes of Civilization and Nature*. Austin: University of Texas Press.
- Racine, Karen (2003): *Francisco de Miranda: A Transatlantic Life in the Age of Revolution*. Wilmington, Del.: Scholarly Resources.
- Rama, Angel (Hrsg.) (1982): *Der lange Kampf Lateinamerikas. Texte und Dokumente von José Martí bis Salvador Allende*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Rama, Carlos (1981): *La imagen de los Estados Unidos en la América Latina: De Simón Bolívar a Salvador Allende*. México D.F.: Diana, 2. Aufl.
- Reid, John T. (1977): *Spanish American Images of the United States, 1790-1960*. Gainesville: University Presses of Florida.
- Rinke, Stefan (2001): "Pillars of the Republics: Early Monuments and the Politics of Memory in the Post-Colonial Americas". In: *Iberoamericana* 4.1, S. 91-111.
- (2002): "Pan-Americanism Turned Upside Down". In: Ostendorf, Berndt (Hrsg.): *Transnational America: The Fading of Borders in the Western Hemisphere*. Heidelberg: Winter, S. 65-71.

- (2004a): “Karikaturen in der Presse Lateinamerikas”. In: Schreiber, Waltraud (Hrsg.): *Bilder aus der Vergangenheit – Bilder der Vergangenheit?* Neuried: Ars Una, S. 223-256.
- (2004b): *Begegnungen mit dem Yankee: Nordamerikanisierung und soziokultureller Wandel in Chile, 1898-1990*. Köln: Böhlau.
- Rojas Mix, Miguel (Hrsg.) (1998): *La gráfica política del 98*. Cáceres: Centro Extremeño de Estudios y Cooperación Iberoamericanos, Junta de Extremadura.
- Schoonover, Thomas (2003): *Uncle Sam's War of 1898 and the Origins of Globalization*. Lexington: University Press of Kentucky.
- Schoultz, Lars (1998): *Beneath the United States: A History of U.S. Policy Toward Latin America*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Schreiber, Waltraud (Hrsg.) (2004): *Bilder aus der Vergangenheit – Bilder der Vergangenheit?* Neuried: Ars Una.
- Stead, William T. (1902): *The Americanization of the World: Or, the Trend of the Twentieth Century*. London: Review of Reviews.
- Stephanson, Anders (1995): *Manifest Destiny. American Expansionism and the Empire of Right*. New York: Hill & Wang.
- Subercaseaux, Benjamín (1943): *Retorno de U.S.A.* Santiago de Chile: Zig-Zag.
- Suescun Pozas, María del Carmen (1998): “From Reading to Seeing: Doing and Undoing Imperialism in the Visual Arts”. In: Joseph, Gilbert M./Legrand, Catherine C./Salvatore, Ricardo D. (Hrsg.): *Close Encounters of Empire: Writing the Cultural History of U.S.-Latin American Relations*. Durham: Duke University Press, S. 525-556.
- Todorov, Tzvetan (1985): *Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Ugarte, Manuel (1978): *La nación latinoamericana*. Hrsg. von Norberto Galasso. Caracas: Biblioteca Ayacucho.
- Vázquez de Knauth, Josefina (1977): *Mexicanos y Norteamericanos ante la Guerra del 47*. Mexiko: Secretaría de Educación Pública.

Autorinnen und Autoren

Baur, Christian U., Doktorand im Bereich Politikwissenschaft am Lateinamerikainstitut der Freien Universität Berlin. E-Mail: <christian_baur@web.de>.

Bernecker, Walther L., Professor für Auslandswissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. E-Mail: <bernecker@wiso.uni-erlangen.de>.

Borsò, Vittoria, Professorin für Romanistik an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. E-Mail: <borso@phil-fak.uni-duesseldorf.de>.

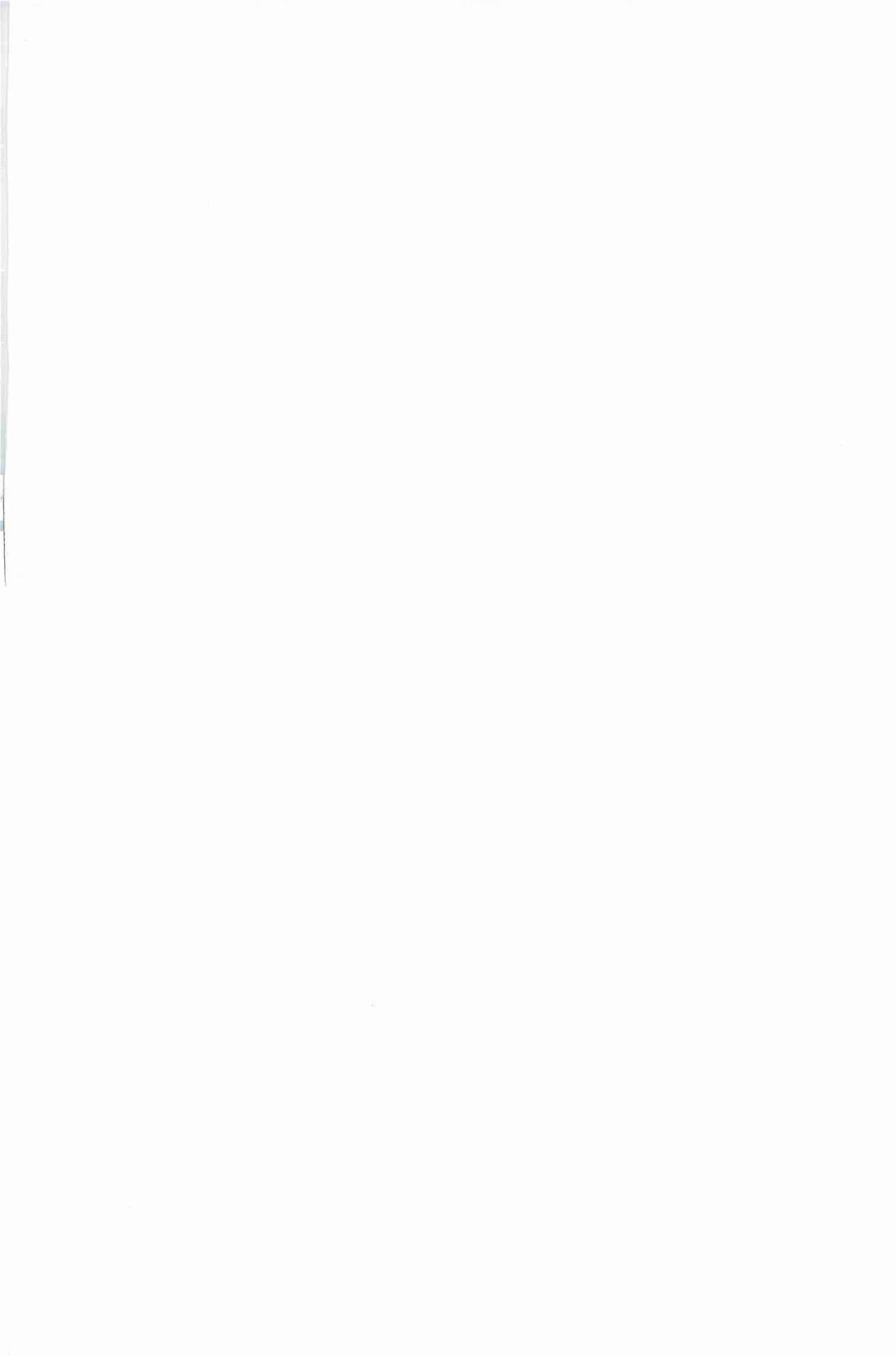
Braig, Marianne, Professorin für Politikwissenschaft am Lateinamerikainstitut der Freien Universität Berlin. E-Mail: <mbraig@zedat.fu-berlin.de>.

Ette, Ottmar, Professor für französisch- und spanischsprachige Literaturen an der Universität Potsdam. E-Mail: <ette@rz.uni-potsdam.de>.

Ingenschay, Dieter, Professor für Romanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. E-Mail: <dieter.ingenschay@rz.hu-berlin.de>.

Maihold, Günther, stellvertretender Direktor der Stiftung Wissenschaft und Politik, Berlin. E-Mail: <guenther.maihold@swp-berlin.org>.

Rinke, Stefan, Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Geschichte Lateinamerikas der Katholischen Universität Eichstätt. E-Mail: <stefan.rinke@ku-eichstaett.de>.



Grenzformationen, Grenzlinien und Grenzräume gedacht als dynamische Konstruktionen auch jenseits nationalstaatlicher Territorialität geraten zunehmend in den Blick von sozial- und kulturwissenschaftlichen Analysen. Gerade in Lateinamerika als privilegiertem Labor der Moderne konstituiert sich das Verhältnis von Raum und Kultur in immer neuen Bewegungsbildern. Eine transkulturelle Perspektive zu Migration, Diaspora, Grenzräumen bzw. borderlands zeigt, wie sich immer wieder neue, von den nationalen Kulturen unterschiedene kulturelle Räume, Vernetzungen, Resonanzen und Wechselbeziehungen herausbilden. »Grenzen der Macht – Macht der Grenzen« wirft einen interdisziplinären Blick auf diese neuen Welten.



ForLaBB

